This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

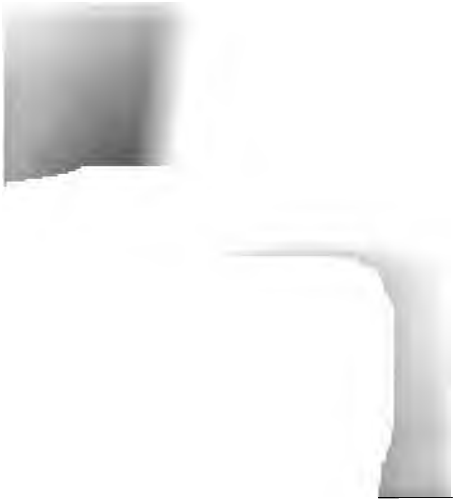
+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

600059101



Friedrich Heinrich Jacobi's

Werke.

Sechster und letzter Band.

Leipzig, bei Gerhard Fleischer.
1825.

265. i. 139.

Vorbericht.

Dieſen letzten Band der Werke F. H. Jacobi's eröffnet eine ſeiner letzten Arbeiten, die Rede, mit welcher die Einſetzung der neugebildeten Akademie der Wiſſenſchaften zu München im Jahre 1807 von ihm gefeiert wurde. Sie iſt hier mit den Abänderungen, die er ſelbſt angegeben hat, abgedruckt. Er hatte ſie noch mehr abkürzen wollen, ließ es aber, auf die Vorſtellung jenes Freundes, deſſen er Th. 2. S. 328 gedenkt, bei wenigen Auslaſſungen bewenden.

Auch das zweite Stück, die Vorrede zu dem überflüſſigen Taſchenbuche, erſcheint hier ſo, wie es von Jacobi für den neuen Abdruck bereit gehalten war.

Das Schreiben an Schloſſer über ſeine Fortſetzung des platoniſchen Gaſtmales hatte er zum Drucke zwar beſtimmt, aber, weil es unvollendet war, nicht darein gegeben. Aus der Sammlung ſeiner

Werke hat man es aber um so weniger geglaubt ausschließen zu dürfen, als es durch den Besitzer einer Abschrift bereits in das Publicum gekommen war. Die Bruchstücke zur Fortsetzung würden reichlicher seyn, wenn nicht Jacobi einem guten Theile derselben eine andere Stelle (in der Beilage C des Buches von den göttlichen Dingen) angewiesen hätte.

Von den fliegenden Blättern ist die erste Abtheilung unverändert, wie Jacobi sie in dem Taschenbuche Minerva gegeben hat, abgedruckt. Aus der zweiten und dritten, welche der Unterzeichnete in andere Jahrgänge desselben Taschenbuches hat einrücken lassen, sind nur wenige Sätze hier ausgelassen worden, weil sie aus Briefen genommen waren, die nun in Jacobi's auserlesenem Briefwechsel erscheinen. Die vierte Abtheilung umfaßt alles übrige, was nach wiederholtem sorgfältigem Durchforschen der Jacobi'schen Papiere geeignet befunden worden ist, diesen Blättern angereiht zu werden. Zwar enthielten jene Papiere, wie zu erwarten war, viel mehr dieser Art; allein der Herausgeber machte sich zum Gesetz der Auswahl, alles zu übergehen, was mit Stellen in Jacobi's Werken im wesentlichen gleichlautend erschien.

Nun folgen die zwei Aufſätze, mit welchen Jacobi im deutſchen Merkur 1773 ſeine ſchriftſtelleriſche Thätigkeit begonnen hat. Von der Abhandlung über die thieriſchen Kunſttriebe ſprach er immer mit einer gewiſſen Zuneigung, und von den Briefen über de Pauw's Unterſuchungen hielt er wenigſtens den letzten für erhaltenswerth.

Die politiſche Rhapſodie ließ Jacobi, während ſeines erſten Aufenthalts zu München 1779, in den baieriſchen Beiträgen zur Litteratur erſcheinen. Die erſte Abtheilung iſt der Eingang eines Berichts, den er einige Jahre zuvor, in Folge eines ihm ertheilten Auftrages, über die Gewerbsverhältniſſe der Herzogthümer Jülich und Berg an das kurpfälziſche Miniſterium erſtattet hatte. In der andern ſtellte er einen Theil der in Deutſchland damals noch wenig bekannten Lehre Adam Smith's dem Aberglauben entgegen, der ſo viel Geld als möglich in das Land zu ziehen und ſo wenig Geld als möglich hinausgehen zu laſſen für das Höchſte achtet. Jacobi hat die Aufnahme dieſer Rhapſodie in die Sammlung ſeiner Werke nur auf die Fürſprache ſeines Freundes Dohm geſtattet, der, als wir ſie bei

seinem letzten Besuche im Jahre 1817 lasen, großes Gefallen daran fand.

Die Abhandlung über Recht und Gewalt gegen Wieland ist zwar unvollendet; (Jacobi wurde durch die grobe Verunstaltung, welche sie in einem höchst nachlässigen Abdrucke im deutschen Museum 1781 erlitt, so erzürnt, daß er die Fortsetzung verweigerte;) indessen hat sie ihre Ergänzung durch die Schrift: Etwas das Lessing gesagt hat, erhalten.

Alexis endlich wurde von Jacobi wegen der Bestimmtheit und Deutlichkeit, wodurch er seiner Uebertragung entschiedene, von Hemsterhuis selbst lebhaft anerkannte Vorzüge vor der Urschrift gegeben hatte, als ein eigenes Werk geachtet und war deswegen von ihm selbst zur Aufnahme in diese Sammlung bestimmt.

München, den 4ten September 1824.

Friedrich Roth.

Ueber

gelehrte Geſellſchaften,

ihren

Geiſt und Zweck.

Geleſen

bei der feierlichen Erneuung

der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften zu

München 1807.

E pur si move!

Galilei.

Die älteſten der in Europa berühmt gewordenen Akademien ſind aus freiwilligen Verbindungen wiſſenſchaftlicher Männer, die eine gleiche Begierde nach Erkenntniſſen gegenſeitig anzog, entſtanden. Wachsthum der Wiſſenſchaft, deſſen Beförderung durch gegenſeitige Hülfleiſtung, durch Geſamtfleiß und freundſchaftlichen Wetteifer, war der Zweck ihres Bundes.

Einem ſolchen reinen und kräftigen Urſprunge mußte der Erfolg zuſagen. Er übertraf jede Erwartung; wurde ruchtbar; warf einen überraſchenden Glanz weit in die Ferne.

Dieſer Glanz reizte und erweckte die Nachahmungsſucht. Sie wollte Aehnliches erſchaffen; wollte erkünſteln, was ſich am wenigſten erkünſteln läßt, den Geiſt der Nachforſchung, zumal der Erfindung; und dabei wohl entrathen jener heiligen Flamme, welche die Gemüther entzündet, daß ſie

nach der Erkenntniß des Wahren und nach Tugend, nach Wissenschaft und Weisheit, als nach letzten und höchsten Zwecken, die sich keinem andern Zwecke unterordnen lassen, feurig streben, unablässig ringen. Die Nachahmungssucht hatte andere Zwecke, die ihr die höheren waren, und denen Wissenschaft und Weisheit nur dienlich werden, ihnen einzig zu gefallen leben sollten. — Dieses hieß die Weisheit in Thorheit verwandeln und der Wissenschaft das eigene Leben rauben — sie von ihrer Wurzel trennen wollen, damit sie auf einer fremden beliebige Früchte triebe.

Es erfolgte, was erfolgen mußte. Doch gelang hie und da die Nachahmung noch täuschend genug, und brachte sogar, mitunter, Löbliches zum Vorschein. Nur keinen wahrhaften Baum der Erkenntniß und des Lebens. Was entstand, waren dem chemischen Silber- oder Dianenbaume ähnliche Gewächse, wundersam genug, oft auch lieblich anzuschauen; nur daß inneres Leben gebrach und Fortpflanzungskraft.

Die Baierische Akademie der Wissenschaften, obgleich eine der später entstandenen, ja die jüngste von

allen, darf ſich dennoch rühmen, an Reinheit des Urſprunges jenen älteren gleich zu ſeyn. Sie ward gegründet in der Stille von zwei edlen Männern, den Herren von Linbrun und Lori. Dieſe faßten den Entſchluß, in München eine gelehrte Geſellſchaft zu errichten, zu welcher nicht nur in Baiern, ſondern auch im ganzen Süddeutſchland, die beſten Köpfe gezogen werden ſollten. Sie waren angetrieben worden zu dieſem Entſchluſſe durch ernſthafte Betrachtungen über den unverhältnißmäßigen Zuſtand der Wiſſenſchaften, der Künſte, der Geiſteskultur überhaupt im nördlichen und ſüdlichen Deutſchland, und über die Wirkungen der ſich hier offenbarenden Verſchiedenheit: wie nämlich das Fortrücken der einen, und das Zurückbleiben der anderen ſich in dem ganzen geſellſchaftlichen Zuſtande der jene und dieſe Gegend bewohnenden Völker auffallend abbilde, und mit jedem Tage ſichtbarer und fühlbarer werde. Wie dieſe Verſchiedenheit beſchaffen war, findet ſich im erſten Theil der Geſchichte der Baieriſchen Akademie der Wiſſenſchaften, von Lorenz Weſtenrieder, Seite 3 bis 9, mit Treue und Wahrheit geſchildert.

Der verdienstvolle akademische Geschichtschreiber fügt dieser Schilderung folgende wichtige Bemerkung bei: „Länger konnte und sollte es nicht „mehr so bleiben. Wenn benachbarte Nationen an „nützlichen und bildenden Kenntnissen, an Geschick„lichkeiten und Anstalten, welche geistreich, wohl„habend, stark und in der Folge reich an inneren „Hülfsmitteln, und sicher in allen Lagen und Vor„fällen machen, mächtig vorrücken, so können an„dere, welche mit jenen in Verhältnissen stehen, oder „in solche kommen können, nicht zurück bleiben, „ohne aus dem Gleichgewicht zu sinken, und gegen „die Aufnahme des Wohlstandes, welcher sich in „einem wohlgeordneten Staate nothwendig einfin„den muß, mit Unehre zu verlieren. Einzelnen Män„nern Süddeutschlands hatte, was in dem nördli„chen vorging, nicht verborgen bleiben können, und „es kam nur darauf an, welches von den Ländern „Süddeutschlands, und welche Männer in die„sem, der verewigenden Ehre sich bemächtigen wür„den, das Beginnen wissenschaftlicher Fortschritte „zuerst zu verkündigen, und ihre Landsleute zur Nach„ahmung derselben aufzurufen. Diese Ehre gebührt

„hauptſächlich unſerm Vaterlande Baiern, und in „dieſem einigen wenigen Männern, welche den ſchö„nen Beſtrebungen unſerer norddeutſchen Brüder „ſeit geraumer Zeit mit einer rühmlichen Eiferſucht „zuſahen, und aus innerem Triebe ſich berufen und „ſo zu ſagen beauftragt fühlten, etwas Aehnliches „zu veranlaſſen.“

Die vorhin ſchon genannten zwei trefflichen Männer, Linbrun und Lori, vertrauten den edlen Wunſch, der ihnen die eigene Bruſt zu enge machte, einigen Freunden, die ihnen beifielen und ſich mit ihnen vereinigten. Am 12ten October 1758 wurde, in der Wohnung des Herrn von Linbrun, die erſte Verſammlung gehalten.

Das Unternehmen dieſer Wenigen, zu den edelſten Zwecken Verbündeten, wurde Anfangs mit der größten Sorgfalt geheim gehalten. Erſt nachdem ſie in der Stille, und mit der äußerſten Behutſamkeit zu Werke gehend, ſich Männer im In- und Auslande von entſchiedenem Rufe oder großem Anſehen beigeſellt hatten, wagten ſie es ſichtbar zu werden. Sie wußten, welche große Hinderniſſe ſich auch jetzt noch der Erfüllung ihres Wunſches, ihr

Unternehmen in eine öffentliche Anſtalt verwandelt zu ſehen, in den Weg ſtellen würden, und überwanden ſie durch Klugheit. Sie hüteten ſich, ihre höheren Zwecke auszuſprechen, und machten nur diejenigen Vortheile einer ſolchen Stiftung auffallend, welche auch gemeinere Seelen zu ergreifen und zu gewinnen pflegen. „Man enthielt ſich (ſteht wörtlich in der Geſchichte der Baieriſchen Akademie der Wiſſenſchaften) ſolcher Dinge, bei denen ſich Anſtände und Schwierigkeiten vorbringen ließen, zu erwähnen, und ſprach nur ſtets von dem Nutzen und dem Ruhm der Sache.“

Eine ſolche Knechtsgeſtalt hat von jeher das Beſte, Höchſte und Ehrwürdigſte überall annehmen müſſen, um ſich Eingang zu verſchaffen und für etwas in der bürgerlichen Geſellſchaft geachtet zu werden. Die Unwiſſenheit, ſagt Fontenelle in ſeiner unſterblichen Geſchichte der Pariſer Akademie der Wiſſenſchaften, — behandelt gern als etwas Unnützes, was ſie nicht kennt, und rächt ſich auf dieſe Weiſe. Sie ſpricht: „Haben wir nicht um unſere Nächte zu erleuchten unſeren eigenen Mond; was liegt daran zu wiſſen, daß der Planet Jupiter ſolcher

viere hat; wozu ſo viele Beobachtungen, ſo viele mühſame Berechnungen, um ihren Lauf genau zu erfahren? Wir werden davon nicht heller ſehen; und die Natur, welche dieſe kleinen Geſtirne uns ſo weit aus den Augen rückte, ſcheint ſie für uns gar nicht gemacht zu haben*) — gleichwohl ſind jene vier, dem bloßen Auge unſichtbaren Monde des Jupiters, uns viel nützlicher geworden, als der uns ſo hell leuchtende eigene. Erſt ſeit unſerer Bekanntſchaft mit jenen haben Geographie und Schiffahrt ſich verbeſſern, ohne alle Vergleichung vollkommenere Land- und Seekarten entſtehen, und vornehmlich durch die Genauigkeit der letztern das Leben unzähliger Seefahrer gerettet werden können. —

Dieſes Beiſpiel von den Trabanten des Jupiters iſt nur eines von ſo vielen, die für den Nutzen aſtronomiſcher Arbeiten und zur Rechtfertigung des großen Aufwandes aller Art, welchen dieſe Wiſſenſchaft erfodert, gemacht werden können. — Die Menge

*) Noch auffallender iſt ein anderes ähnliches Beiſpiel. Eine vornehme Pariſerinn begriff vollkommen das Gute des Mondes, weil er unſere Nächte erhellt. Aber wozu, bei hellem Tage, die Sonne am Himmel ſtünde, konnte ſie nicht begreifen.

der Vornehmen und Geringen aber weiß nichts von den Trabanten des Jupiters, erinnert sich ihrer höchstens nur auf eine dunkle und verworrene Weise, kennt noch weniger ihre Verbindung mit der Schiffahrt, ja sie hat wohl kaum ein Gerücht davon vernommen, daß diese seit kurzem sich so sehr vervollkommnet habe."

Fontenelle führt hierauf noch eine Menge Beispiele an, von den Vortheilen, welche der Fleiß weniger den Wissenschaften geweihter Männer allen Classen der menschlichen Gesellschaft zu wege gebracht hat. Man genießt diese wirklich unzähligen Vortheile uneingedenk ihres Ursprungs, uneingedenk des Weges, auf welchem sie zu uns gelangten. Niemand erwägt, wie mancherlei hier zu erfinden nöthig war; und wenige möchten fähig seyn, die Geistes-kraft auch nur zu ahnden, welche bei einer jeden dieser Erfindungen, um sie zu beginnen oder zu vollenden, in Anwendung kommen mußte. Es ist aber der Erinnerung werth, daß die unzähligen Verrichtungen, die uns jetzt allgemein mit einer gedankenlosen Fertigkeit von Statten gehen, auf diese Weise nicht geschehen *könnten*, wäre der *Gedanke*, das

angeſtrengteſte Nachſinnen nicht vorausgegangen. Dieſes frühere lebendige Wirken offenbaret ſich nun verkörpert in dienſtbaren Handgriffen, in blos angelernten mechaniſchen Fertigkeiten, in lebloſen Werkzeugen und Maſchinen. Mit dieſen letzteren verſchaffte ſich der Geiſt, erzeugte er ſich freithätig, aus geiſtloſer Materie, gefühlloſe, ſtumm' und taube Knechte; die vollkommenſten, weil ſie ganz willenlos ſind, und nie weder fehlen noch irren. So verkündigt jede Werkſtätte von Handwerkern und Künſtlern, dem darauf Achtenden, einen unſichtbar gewordenen Geiſt, der hier wirkte und hinterließ, und davon ging, nachdem er vollendet hatte; verkündigt ohne Rede, ſtellt ſchweigend dar jene ins Unendliche ſich vermannigfaltigende Erfindungskraft, welche jedweden, der Bewunderungswürdiges zu faſſen weiß, in gedankenvolles Erſtaunen ſetzen muß.

Indeſſen, wie ſehr auch über allen Widerſpruch erhaben die ſo eben aufgeſtellte Wahrheit ſeyn mag: daß der mannigfaltige Nutzen, welchen das menſchliche Geſchlecht aus dem Fortgange der Wiſſenſchaft, auch für das gemeine Leben, gezogen hat, unendlich,

wenigſtens unüberſehbar ſei; ſo iſt doch eben ſo unläugbar und gewiß daneben, daß die Wiſſenſchaft, bei ihrer Entſtehung, und bei ihren Fortſchritten, jenen Nutzen nicht unmittelbar vor Augen hatte, ſondern einzig und allein ſich ſelbſt und ihre Erweiterung. Der Trieb nach Erkenntniß und Einſicht hat das mit dem Triebe zum Vergnügen, zum Wohlſeyn, zur Lebenserhaltung gemein, daß er ſeinen Gegenſtand blos um des Gegenſtandes willen ſucht, als letzten Zweck, nicht als ein Mittel nur zu andern Zwecken; er entſpringt unmittelbar aus dem Geiſte des Menſchen, und iſt eine eigenthümliche Kraft und Tugend deſſelben, ähnlich jener andern heiligen Kraft unſeres Geiſtes, welche diejenigen menſchlichen Eigenſchaften hervorbringt, die wir vorzugsweiſe tugendhafte Eigenſchaften, und wegen ihrer unmittelbaren Abſtammung, ſelbſt Tugenden nennen, wie Tapferkeit, Großmuth, Gerechtigkeit, allgemeines Wohlwollen.

Was das Leben und die Glückſeligkeit betrifft, ſo zweifelt niemand, daß ſie um ihrer ſelbſt willen begehrt werden; und wer die Frage aufwürfe: wozu ſie gut wären? würde nur Gelächter erregen. Von

der Wissenschaft hingegen und von der Tugend nimmt man fast allgemein an, daß sie außer sich selbst noch eine Ursache, einen Zweck und Nutzen haben müssen, wodurch sie erst begehrungswürdig werden. Um der Willkühr zu dienen, sollen sie willkührlich ausgedacht worden seyn. Daß Tugend und Erkenntniß zu dem Wesen des Menschen gehören; daß sie aus diesem Wesen und mit ihm nothwendig sich entwikkeln, wie die Sprache, ohne welche keine Menschen sind, noch jemals waren; daß, wo Tugend, Erkenntniß, und ihr Anfang, das bedeutende Wort, die verständliche Rede durchaus fehlen würden, zugleich auch alle Menschheit fehlen, und die bloße Thierheit sich darstellen würde: — Dieses wird den gemeinen Seelen, welche nur Bedürfnisse des Körpers, keine des Geistes kennen, nie einleuchten. Diese Ganzirdischen, da sie keines unmittelbaren Triebes außer jenem sich bewußt sind, den der Mensch mit den Thieren gemein hat; des Triebes nämlich zur Lust, zum Vergnügen, zum sinnlichen Lebensgenuß: so steht ihnen, was dieser Trieb bezweckt, auch nothwendig als letzter und höchster Zweck allein und unveränderlich vor Augen. Nur

dasjenige in Ansehung des Menschen scheint ihnen wahrhaft, bewährt und gut, was sich bestätigt findet in dem gründlicheren Thiere, und sich aus ihm nachweisen läßt, als aus einem die unverfälschte reine Wahrheit allein Offenbarenden. Ihnen ist, was darüber ist, vom Uebel. — Dennoch dulden sie die Wissenschaft, und gestehen sogar ein, daß sie Unterstützung von Seiten des Staats, und Aufmunterung verdiene; wenn sie nämlich sich darnach verhalte, und nicht über ihren Stand der Dienstbarkeit, für welchen sie geboren sey, hinaus strebe. Eine andere, die sich selbst Zweck seyn will, und für freigeboren ausgiebt, erkennen sie nicht an; sie verachten diese Thörinn, hassen sie, ihres Stolzes wegen, und verfolgen sie. Keine Geistesanstrengung und Beschäftigung soll gehegt, befördert und belohnt werden, die nicht ihre unmittelbare Nützlichkeit für das gemeine Leben darthun kann. Es soll jede Wissenschaft und schöne Kunst ein ehrliches Handwerk, wo nicht selbst treiben, doch wenigstens treiben helfen, und von dieser Tüchtigkeit zum Handwerk oder zur Handlangerei allen Werth und alle Würde nehmen. Jede soll erklären, welcher Zunft

oder Gewerbſchaft ſie angehöre, und dieſe Angehörigkeit auch darzuthun im Stande ſeyn. Sie behaupten, diejenige Wiſſenſchaft oder Kunſt, welche dieſes nicht vermöge, müſſe, als brodloſe Kunſt, des Landes verwieſen ſeyn. — Nicht zum Nährſtande zu gehören, was ſonſt adelt, ſoll die Wiſſenſchaft entadeln, und ihr den Schimpfnamen der Müßiggängerei zuziehen.

Dieſe Grundſätze und Foderungen der gemeinen Denkungsart müſſen allen denen als lächerlich und im höchſten Grade ungereimt erſcheinen, welche mit der Geſchichte der menſchlichen Erfindungen einigermaßen bekannt ſind, geſetzt auch, ſie wären übrigens der gemeinen Denkungsart nicht abgeneigt. Die Geſchichte der Erfindungen beweiſet, daß die wichtigſten und nützlichſten derſelben ſich erſt hintennach und unvermuthet aus ſolchen Anſtrengungen des Geiſtes ergeben haben, von denen gerade dieſer Gewinn ſich auf keine Weiſe ahnden ließ. — „Da im ſiebzehnten Jahrhundert die größten Geometer eine neue Curbe, welche ſie die Cycloide nannten, zum Gegenſtande ihrer Unterſuchungen machten, hatten ſie dabei kein anderes Intereſſe als jenes der bloßen

Speculation, und das des Ehrgeizes, Theoreme, eines immer ſchwerer als das andere, zu entdecken. Keinem dieſer Männer fiel es auch nur von weitem ein, daß er ſich für das allgemeine Beſte anſtrenge. Hintennach aber hat es ſich gefunden, nachdem die Natur der Cycloide ergründet war, daß man jetzt erſt, aus dieſer Erkenntniß, den Pendeluhren die möglichſte Vollkommenheit geben, und in das Zeitmaß die äußerſte Präciſion bringen konnte *)."

Es wäre überflüſſig, Beiſpiele dieſer Art zu häufen, da es die Natur der Sache mit ſich bringt, daß die praktiſche Anwendung ſich der wiſſenſchaftlichen Entdeckung immer nur hat anfügen können. Jede nützliche Erfindung hat ſich gleichſam ſelbſt zuſammengeſetzt aus mehreren Wahrnehmungen, Beobachtungen, Lehrſätzen, welche kein wahrſcheinliches Verhältniß zu einander hatten; mehrentheils, der Zeit nach, ſehr weit aus einander lagen, und Männern von der verſchiedenſten Art, Abſicht und Geſchäftigkeit zugehörten. Der Zuſammenfluß meh-

*) Préf. de l'hist. de l'académie Royale de sciences.

rerer Wahrheiten, bemerkt der scharfsinnige Fontenelle, auch der abstraktesten, erzeugt fast immer einen nützlichen Gebrauch, welcher nicht voraus zu sehen war, weil zu der Erzeugung die Vereinigung erfodert wurde. Schon die Alten kannten den Magnet; sie hatten aber blos seine Kraft das Eisen anzuziehen beobachtet. Es bedurfte nur einer einzigen Erfahrung mehr, so entdeckten sie seine Richtung nach den Polen, und der unschätzbare Gewinn des Compasses war in ihrer Hand. Hätten sie einer dem Anschein nach leeren und unnützen Merkwürdigkeit etwas mehr Aufmerksamkeit und Zeit gegönnt, so hätte sich ihnen die versteckte Nützlichkeit offenbart. — Keine menschliche Einbildungskraft war im Stande sich die Erfindung des Tubus und des Microscops vorzusetzen, mit welchen dem Menschen gleichsam ein neues Auge für zwei neue Welten erschaffen wurde; für die erhabene Welt des unermeßlich Großen, und die vielleicht noch wundervollere des unermeßlich Kleinen. Es mußte die Mathematik sich eine Reihe von Jahrhunderten durch mit immer größeren Entdeckungen bereichern, ehe ein Johannes Kepler mit seiner Dioptrik

auftreten und die Erfindung des aſtronomiſchen Sehrohrs ans Licht bringen konnte.

Das Reſultat aller dieſer Betrachtungen iſt: Daß die Regierungen, bei der förmlichen Errichtung von gelehrten Geſellſchaften, zwar die Vortheile, welche ſie dem gemeinen Weſen bringen werden, vor Augen und zur Abſicht haben dürfen; aber nie darum die Wiſſenſchaft nur auf Nützlichkeit bedingen und ihr dieſe allein zum Augenmerk geben ſollen. Eine Regierung, welche dieſes thäte, würde einen Mangel an Einſicht in die Natur der Wiſſenſchaft verrathen, und das Unmögliche verlangen. Noch mehr würde es der Natur der Wiſſenſchaft widerſprechen, wenn man dieſe irgendwo national oder gar provinzial machen wollte. Oekonomiſche Geſellſchaften ſolcher Art kann es geben, die ſich dann auch jedesmal nach dem materiellen Bedürfniſſe, welches zu ihrer Errichtung den Anlaß gab, nennen mögen; Fruchtbringende, Holzſparende, Kohlen- oder Torfauffindende, Mooraustrocknende Geſellſchaften. Aber Akademien der Wiſſenſchaften, die blos national, oder provinzial und hauswirthſchaftlich wären, kann es nicht geben.

Mit Nichten aber ſoll hiemit geſagt ſeyn, daß wiſſenſchaftliche Männer, welche einen beſondern Trieb fühlen, ſich mit unmittelbar nützlichen Gegenſtänden zu beſchäftigen und ihre wiſſenſchaftlichen Kenntniſſe vorzüglich darauf anzuwenden, wie ein Duhamel du Monçeau, ein Daubenton, und ähnliche um die Wiſſenſchaft und ihr Vaterland gleich verdiente Männer, von einer Akademie der Wiſſenſchaften auszuſchließen wären, oder daß ſie nicht, als Mitglieder derſelben, auch Abhandlungen über nationelle und provinzielle Gegenſtände einliefern, und der Geſellſchaft zur Prüfung vorlegen dürften. Wie viele unſchätzbare Abhandlungen dieſer Art finden ſich nicht in den Jahrbüchern der franzöſiſchen und anderer Akademien der Wiſſenſchaften. Es müſſen aber ſolche Arbeiten jedesmal den Stempel der Wiſſenſchaft an ſich tragen, von ihrem Geiſte ausgegangen und davon erfüllt ſeyn.

Schon Colbert ſtellte ſich, da er vor mehr als hundert Jahren die Pariſer Akademie der Wiſſenſchaften gründete, auf jenen höheren Standpunkt, von welchem aus, zugleich mit der unmittelbaren Würde der Wiſſenſchaft, ihr mittelbarer

Werth, ich meine ihre Nutzbarkeit, dem ganzen Umfange nach, erkannt wird, und es würde unrühmlich seyn, jetzt noch einen niedrigern zu wählen. „Dem durchdringenden Geiste Colberts," sagt ein einsichtsvoller neuerer Geschichtschreiber*), „war die „enge Verbindung nicht entgangen, worin die Wis„senschaften mit den Künsten, die schönen Künste „mit den mechanischen stehen; er fühlte die Noth„wendigkeit, die Theorien der Mathematik, der „Astronomie und Physik zu vervollkommnen, um „eine Vervielfältigung der Anwendung ihrer Prin„cipien herbei zu führen. . . . Er hatte eingesehen, „daß der Fortgang der mechanischen Künste die Ent„wickelung des guten Geschmacks voraussetzt, daß „der Geschmack Vorbilder und zu vergleichende Mu„ster fodert. . . . Die Akademien der Malerei, der „Bildhauer- Bau- und Tonkunst entstanden, und „gewährten den Meistern der Kunst schmeichelhafte „Belohnungen; den Zöglingen Aufmunterung; allen

*) Tableau des revolutions du Système politique de l'Europe depuis la fin du XV. Siècle par Frédéric Ancillon. T. IV. p. 115 . . . 204. . .

„Staatsbürgern Belehrung und Beispiele. Das „Schöne hatte seinen Tempel, seinen Gottesdienst, „seine Priester, wie die Wahrheit die ihrigen „hatte. Colberts Administration war weise; er „brauchte den Fortgang und die Verbreitung der „Einsichten nicht zu fürchten. Weit davon entfernt, „Männer von Gelehrsamkeit und Geist zu scheuen, „zog er sie an und versammelte sie um sich, indem „er sie von Nahrungssorgen befreite. Auch die Aus„länder erfuhren seine Gunst, und mehrere von die„sen wurden in ihrem eigenen Lande erst durch die „Auszeichnung bekannt, die ihnen von Frankreich „aus so unerwartet zu Theil wurde.“

Obgleich Frankreich zu der Zeit, da die den mathematischen und physikalischen Wissenschaften ausschließend gewidmete Akademie errichtet wurde, schon eine ansehnliche Zahl bedeutender Männer aufzuweisen hatte, welche als Mitglieder dieser Gesellschaft auftreten und ihr ein Ansehn geben konnten; so sparte doch Colbert keine Kosten, um Gelehrte des Auslandes, die im Stande waren, dem neuen Institut mehr Kräfte und Glanz zu ertheilen, nach Paris zu ziehen. Aus Dännemark wurde Römer,

aus Italien Caſſini, aus Holland Huyghens gerufen, welche, durch ſtarke Beſoldungen angezogen, ihr Vaterland mit Frankreich vertauſchten. Andere berühmte Männer aus allen Gegenden des gebildeten Europa wurden bewogen, wenigſtens als auswärtige Mitglieder an dem neuen Inſtitute Theil zu nehmen. Noch andere Männer des In- und Auslandes, die in den Fächern der Pariſer Akademie der Wiſſenſchaften als Mitarbeiter nicht auftreten konnten, aber ſich ſonſt als Gelehrte Verdienſte erworben und einen Namen gemacht hatten, erhielten Jahrgehalte, Auszeichnungen, Geſchenke, ohne daß dafür irgend eine Anfoderung an ſie gemacht wurde. Man bemerkte durchaus die erhabene Sorge des Miniſters, und ſeines in mancher Abſicht wirklich und wahrhaft großgeſinnten Königs, eine weiſe Uneigennützigkeit an den Tag zu legen und ſie recht auffallend zu machen. Sie wollten ermuntern und belohnen, und indem ſie dieſes thaten, erreichten ſie auch alle übrigen Zwecke, welchen auf eine andere Art nachzujagen, immer vergeblich ſeyn wird.

Eine weiſe und großdenkende Regierung ſtiftet Akademien, damit entſtehe, was allein vermöge

ſolcher Anſtalten entſtehen kann. Es ſoll eine Geſammtkraft werden, die bewirke und hervorbringe, was zerſtreute einzelne Kräfte, nähme man jede derſelben auch als die möglichſt-größte an, nie zu bewirken und hervorzubringen im Stande ſeyn würden. Zu dieſem Ende verſammelt ſie eine Anzahl gelehrter, einſichtsvoller, kunſtverſtändiger Männer, fügt ſie in eine Geſellſchaft zuſammen, und ſtattet dieſe aus mit allen zu ihren verſchiedenen Geſchäften nöthigen Hülfsmitteln, Vorräthen und Werkzeugen. Durch die Vereinigung der Glieder dieſer Geſellſchaft an Einem Orte wird die ſchnellſte und mannigfaltigſte Mittheilung unter ihnen möglich; und damit dieſe gegenſeitige Mittheilung deſto gewiſſer erfolge, werden regelmäßige Zuſammenkünfte angeordnet. Wiſſenſchaften, die ſich fremd ſchienen, erfahren ihre nahe und nähere Verwandſchaft, die Einſeitigkeit verliert ſich, es entſteht Wechſelwirkung, gegenſeitiger Einfluß, wiſſenſchaftlicher Gemeingeiſt.

Iſt der Sitz einer ſolchen gelehrten Geſellſchaft zugleich der Sitz der Regierung und die Hauptſtadt des Landes; ſo wachſen die Vortheile. Wiſſenſchaftliche und Erfahrungseinſicht theilen ſich einan-

der gegenseitig mit, durchdringen sich; das Licht gewinnet an Leben, das Leben an Licht; jeder Gesichtskreis erweitert sich; jede Kraft wird gesteigert.

Selbst die Weltleute im ausnehmenden Verstande — ich meine jene, die es ausschließlich seyn wollen, und sich damit für etwas halten, wo nichts darüber sey, selbst diese werden einzeln mit ergriffen, verändert, durch Unterricht veredelt. Sie fühlen, daß sie von dem Gesetze einer reinen Unwissenheit und eines feierlichen Müßigganges, dessen strenge und emsige Befolgung sie zu der sonderbarsten Gattung von Pedanten macht, etwas nachlassen müssen, indem die vorrechtliche Maxime: je untüchtiger, desto tauglicher, an ihrem eigenen Inhalt stirbt, sobald er einmal deutlich ausgesprochen ist. Möge die Maxime immer so nicht lauten und verstanden seyn wollen, und Beschönigungen und Vorwände suchen; sie macht sich durch alle diese Mühe nur noch verhaßter, und beschleunigt ihren Untergang, in welchen ihre ganze vornehme Verwandschaft unausbleiblich mitgezogen wird.

Zu dieser Verwandschaft gehören zumal folgende Behauptungen:

Die Behauptung — daß lebendige, umfassende, in das Große und Allgemeine wirkende Einsicht sich nicht vertrage mit gründlicher Erkenntniß und vollkommen deutlichen Begriffen; durchaus nicht mit wahrer und eigentlicher Gelehrsamkeit und Wissenschaft; sondern nur mit recht weiten und freien Verstandes-Umrissen, wie der bloße Augenschein sie giebt;

Die Behauptung — daß man sich der Principien erwehren müsse, weil diese zu Systemen führen; alle Systeme aber falsch sind;

Die Behauptung — daß nur die alte Weise (Routine), welche sich den Ehrentitel der Erfahrung anmaßt, den rechten Weg leite, und daß man ihr, um nicht vom rechten Wege abzukommen, überall nur blindlings folgen, nie, um sich auf ihm zu erhalten, die eigenen Augen brauchen müsse.

Die Zwillingsbehauptung — man müsse der Vernunft, die nur irrige Theorien ausbrüte, mißtrauen, und sich überall an das Positive halten; — Unter diesem Positiven aber ist zu verstehen: entweder ein durch die Veränderung der Zeiten sinn-

los und ungereimt gewordenes Hergebrachtes; oder neue Anordnungen der bloßen Willkühr*). —

Endlich die Behauptung — welche mit einem Male alles sagt: Theoretische Seichtigkeit sey die Bedingung praktischer Vortrefflichkeit.

Nicht also behaupteten die wirklich großen Weltmänner der alten, mittleren und neueren Zeit. Diese, indem sie den Dank und die Bewunderung mehr noch der Nachwelt als der Zeitgenossen sich erwarben, blieben wohl eingedenk der Quelle, aus der ihnen jene Kräfte, welche sie so mächtig, so hervorragend, so herrlich werden ließen, geflossen waren, und nicht nur fuhren sie fort aus ihr zu schöpfen, sondern sie suchten auch sie zugänglicher, zumal ergiebiger zu machen, damit sie in Kanälen und Röhren nach allen Seiten hin geleitet werden

---

*) Die Erinnerung Tertullians: Das Hergebrachte habe Gott selbst ans Kreuz geschlagen, ist schon anderswo von dem Verfasser dieser Abhandlung angeführt worden. Der Kirchenvater macht dabei folgende wichtige Bemerkung: Dominus noster Jesus Christus veritatem se, non consuetudinem cognominavit.

könnte, zum Nutzen der Menge. Alle liebten die Wissenschaften, suchten den Umgang von Gelehrten, und führten nach ihrem Rath und mit ihrer Hülfe die größten und schwersten Dinge aus. Mehrere dieser Staatsmänner und Weltleute waren im eigentlichen und strengeren Verstande wissenschaftliche Männer, Gelehrte im umfassendsten Sinne des Worts.

Als zu diesen letzten gehörend nennt uns die Geschichte, unter den ältern Griechen, einen Charondas, Zaleukus, Archytas; einen Dion, Epaminondas, Perikles und Xenophon; einen Phocion und Demetrius von Phalera, nebst noch vielen andern. Selbst der Macedonische Alexander dürfte hier mitgezählt werden; nach ihm die ersten Ptolemäer, und die ihnen nacheifernden Pergamischen Könige.

Unter den Römern — (ich übergehe die ersten Könige, einen Numa, Servius Tullius, Tarquinius Priscus; wie ich bei den Griechen ihre ältesten Weisen, die insgesammt Regenten, Könige, Fürsten und Staatsmänner waren, übergangen habe)— nennet uns die Geschichte, während der Zeit der

Republik, als thätige Freunde und Beförderer der Wissenschaften, einen Scipio, Lälius, Lucullus, Asinius Pollio (Stifter der ersten öffentlichen Bibliothek zu Rom) Cato, Brutus, Cicero, Julius Caesar.

Der letzte in dieser Reihe, unstreitig von allen der größte Staatsmann und Kriegsheld, war von allen auch der gründlichste Gelehrte, der tiefste und umfassendste Denker, obgleich er selbst hierin dem Cicero den Vorzug zuerkannte, von dem er sagte: er habe sich einen Lorbeerkranz erworben, der rühmlicher sey, als alle Triumphe, indem es mehr Lob verdiene, die Grenzen der Römischen Gelehrsamkeit erweitert zu haben, als die Grenzen des Römischen Gebiets. Allgemein bekannt ist die Verbesserung des Römischen Calenders, welche er mit dem Alexandrinischen Astronomen Sosigenes unternahm; seine Bestimmung und Eintheilung des Jahres, die, mit einigen hinzugekommenen Berichtigungen noch jetzt besteht, und den Namen ihres Urhebers zu tragen fortfährt. Ein immer geschäftiges, kriegerisches, Gefahr- und Thatenvolles Leben verhinderte ihn nicht, außer seiner unübertrefflichen Geschichte des

Galliſchen Krieges, auch noch philoſophiſche, gram=matiſche und politiſche Werke zu ſchreiben. Weil er mit philoſophiſchem Blick den Zuſammenhang der Zeiten zu erfaſſen und zu durchſchauen verſtand, wußte er die ſeine zu beherrſchen. Wem das erſte, die Sehkraft und die Sehübung zu einem ſolchen Blicke mangelt, dem wird das letzte zuverläſſig nie gelingen; ſeine Zeit wird ihn übermannen, und ihn zu Spott machen mit allen ſeinen Anſchlägen und Bemühungen. Nicht ſehend was iſt, wird er mit größter Klarheit zu ſehen glauben, was nicht iſt; überall wird er irren, wie in ſeinem Bangen, ſo in ſeinem Hoffen und Vertrauen. Ein ſolcher kann alle Geſchichtbücher, vom Anfang der Welt an, geleſen haben und ſie auswendig wiſſen; das große Buch der Welt blieb ihm unaufgethan. Er hat nicht erfahren, was jede Zeit eintreten ließ an der Stelle, wo ſie eintrat; auch die gegenwärtige. Dieſe Einſicht, die das, was mit Nothwendigkeit, und das, was mit Freiheit wirkt, mit klarer Unterſcheidung zugleich umfaßt, iſt der philoſophiſche Geiſt ſelbſt, der als ein Göttliches, allein wahrhaft Gewalt hat. Was blos als eine Folge der

Zeiten da iſt, wirket fort nothwendig und blind; ſein Handeln iſt ganz irdiſch und lauter Knechtſchaft. Was mit Freiheit wirkt, unterbricht die Zeiten, verändert ſie auf Jahrhunderte hinaus; erleuchtet, veredelt, befreit.

Anſchaulich auch dem ſtumpfern Sinne zeigt die Geſchichte Roms unter den Kaiſern die enge Verbindung des Glücks der Wiſſenſchaften mit dem Staatsglücke. Die ganze Reihe der Kaiſer hinab finden wir das eine und das andere immer auf derſelben höheren oder niedrigeren Stufe neben einander. Wer kennt nicht die Geſchichte der vier erſten Nachfolger des Auguſtus? Genau in demſelben Maße wie einer dieſer Herrſcher vor dem andern ſich überhaupt des Thrones unwürdiger, wie er ſich unmenſchlicher, thörichter, blöd- und wahnſinniger bewies, wurden die Wiſſenſchaften zu Rom vernachläſſigt, verfolgt, aus dem Reiche verjagt. — Unter der eben ſo wohlthätigen als glorreichen Regierung Veſpaſians und ſeines Nachfolgers Titus, lebten Kunſt und Wiſſenſchaft wieder auf, wurden befördert und belohnt. — Quintilian und der ältere Plinius verherrlichen dieſen Zeitraum. Es folgte

der grauſame Domitian. Dieſer hoffte mit den Wiſſenſchaften und Künſten alles, was die menſchliche Seele veredelt und erhebt, von Grund aus vertilgen zu können. Nicht mit Unrecht, wenn es ihm gelang! — Männer von hohem Sinne ſollten nicht mehr ſeyn; nichts achtungswürdiges, ſagt Tacitus, ſollte irgendwo mehr aufkommen und ſich blicken laſſen. Aber umſonſt bedrängte und verjagte er alle Freunde des Guten und Wahren; ſein Drohen und Wüthen reichte nicht hin, eine Menge edler Jünglinge zu verhindern, daß ſie nach Bithynien wanderten, Epiktets Beiſpiel zu ſchauen und Weisheit zu hören; Verbannung und Schwert hatten noch viele übrig gelaſſen, aus deren Mitte, nach dem Fall des Tyrannen, ein Nerva und Trajan hervortraten und die Wunden der Menſchheit wieder heilten.

Fünf treffliche Regenten beſtiegen, in ununterbrochener Reihe, nach Domitian den Thron. Dann begann mit Commodus eine neue Folge von Ungeheuern, welche in die Fußſtapfen der Tibere und Neronen traten, ihnen gefliſſentlich nachahmten, ſie an Mannigfaltigkeit der Laſter und Ausſchweifungen

übertrafen, und sich dennoch Antonine nennen ließen. — Endlich erschien wieder ein Mann, würdig diesen großen Namen zu führen, und dieser weigerte sich ihn anzunehmen. Es war der Jüngling Alexander Severus. Ich würde erliegen, sagte er, unter dem Gewicht eines Namens, welchen Pius und Markus getragen haben. Von der dreizehnjährigen Regierung dieses Jünglings ist mit Recht gesagt worden, daß sie Greisen zum Muster dienen könne. Mit diesem großen und guten Fürsten war den Wissenschaften und Tugenden, war aller guten Ordnung die Sonne zum letztenmal wieder aufgegangen. Er starb, und es wurde über Rom nicht wieder Tag. Mit der Philosophie ging — was nicht ausbleiben konnte — auch ihre Tochter, die Rechtsgelehrsamkeit unter; die Vernunft selbst schien ausgelöscht zu seyn. Alles wurde Finsterniß und Chaos; die Barbarei, in doppelter Gestalt triumphirte, und brachte — dadurch, daß Rohheit mit Versunkenheit sich mischte — einen von Menschen noch nicht erfahrenen Zustand der Dinge hervor.

Was aber nur zerstörend wirkt, hat eine Grenze, wo es zu wirken aufhören und einem ihm entge-

gengeſetzten neuen Beginnen — welches ſchaffet, bildet und beſſert — weichen muß. Das Zerſtörende iſt nicht von Anfang, ſondern das Schaffende. Dieſes allein iſt ewig, ſeine Kräfte veralten nicht.

Und ſo brach denn auch diesmal, nach einer langen Nacht, wieder eine Morgenröthe an. Der ſie heraufführte, war derſelbe große Mann, mit dem das deutſche Kaiſerthum beginnt.

Auf ſeinem glücklichen Zuge wider die Longobarden in Italien, lernte Carl aus Trümmern den großen Geiſt des Alterthums kennen, und ſein Herz entbrannte für die Wiederbelebung der Wiſſenſchaften und Künſte in dem ganzen Umfange ſeines Reichs. Er zog Alcuin und noch andere gelehrte Männer und Liebhaber der Wiſſenſchaften an ſeinen Hof. Dieſe errichteten dort eine beſondere Geſellſchaft, von der Carl ſelbſt Mitglied wurde, und gaben ihr den Namen Akademie. So entſtand die erſte Europäiſche gelehrte Geſellſchaft. Ihr Vorſteher ſcheint eine Zeitlang Alcuin geweſen zu ſeyn. Zu ihren Mitgliedern gehörten, außer dem Kaiſer ſelbſt und ſeinem berühmten Canzler Eginhard, der Erzbiſchof von Mainz, Riculf,

ferner Theodulf, Angilbert und andre. Die zahlreichen Abkömmlinge dieſes Inſtituts leuchten über das ganze neunte Jahrhundert.

Daß Carl nicht blos darum gelehrte Männer um ſich verſammelte, weil er bei ſeiner feurigen Begierde nach Unterricht ihren Umgang lieben mußte; ſondern daß ihm die Bildung ſeines geſammten Volks, die Veredlung des Nationalcharakters am Herzen lag; das beweiſen die von ihm gemachten umfaſſenden Anſtalten für den öffentlichen Unterricht, deſſen eigentlicher Stifter er geworden iſt. „Durch ihn", ſagt Hegewiſch vortrefflich, „geſchah der erſte „Uebergang der Deutſchen von blos ſinnlicher Thätigkeit zu der Thätigkeit des Geiſtes."

Es mußte, wenn ſein Vorhaben gelingen ſollte, bei denen angefangen werden, welche den Thron zunächſt umgaben. Deswegen ſtiftete Carl die Akademie an ſeinem Hofe, und ſetzte, durch die mächtige Einwirkung ſeines Beiſpiels, alle nur mit einiger Anlage gebornen Geiſter in Bewegung. Die Großen durften nicht mehr jede wiſſenſchaftliche Beſchäftigung, bis auf das Leſen und Schreiben herab, mit Verachtung anſehen, wollten ſie nicht die-

jenigen, die ſie des Mangels hoher Geburt wegen geringſchätzten, über ſich erhoben, und allein begünſtigt ſehen. Dergeſtalt verſchaffte ſich Carl in wenigen Jahren tüchtige Gehülfen, eifrige Theilnehmer an ſeinen erhabenen Zwecken.

Nun ſchritt er weiter, und verordnete bei jedem Kloſter und bei jeder Stiftskirche Schulen zu errichten, und — was das wichtigſte war — ſie ſo einzurichten, daß ſie nicht blos zur Bildung derer, die ſich dem geiſtlichen Stande widmeten, ſondern auch der Layen, zumal aus den höheren Ständen, tauglich würden. Zum Beſten des gemeinen Volks und des nicht genug unterrichteten Landprieſters verfügte er, daß Stellen aus den Kirchenvätern geſammelt, ins Deutſche überſetzt, und an Sonn- und Feſttagen von den Geiſtlichen dem Volke vorgetragen werden mußten.

Aus keiner von den Verordnungen dieſes wahrhaft großen Mannes, der nicht blos beherrſchen, ſondern regieren wollte, leuchtet wohl ſein gerader und tiefer Sinn, ſein durchdringender Verſtand mehr hervor, als aus den eben angeführten. Er ſah, welchen Weg die Aufklärung nehmen müſſe,

um wahre, durchaus heilsame Aufklärung zu werden.

Leider war dieser große Reformator zugleich Eroberer, und glaubte widerspenstige Heiden auch mit dem Schwert bekehren zu müssen. So geschah es, daß er sich selbst entgegen arbeitete, und was er pflanzte, nicht genug zu Kräften kommen konnte. Zwar dauerten die von ihm gestifteten Schulen fort, ja ihre Anzahl vermehrte sich mit der Ausbreitung des Christenthums und dem daraus entspringenden Bedürfniß einer zahlreicheren Geistlichkeit. Ueber diesem Bedürniß aber wurde nun auch alles andere vergessen; man erzog blos Kirchendiener, und brachte ihnen nothdürftig bei, was zum Kirchendienste unentbehrlich war. Die tiefste und verderblichste Unwissenheit wurde herrschend, Hierarchie und Feudalanarchie erreichten den Gipfel ihrer Macht; Staat und Kirche verwilderten: es entstand die Epoche, welche den Namen des eigentlichen Mittelalters führt.

Gegen die Hälfte desselben, zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts, bildeten sich jene viergliedrigen Lehr- und Lernkörper, deren Abkömmlinge noch

bis auf dieſen Tag den barbariſchen Namen von Univerſitäten tragen. Mit ihnen, mit der unumſchränkten Herrſchaft der Scholaſtik, welche damals culminirte, mit den Dominikanern und Franziskanern, wurde die Verfinſterung der Vernunft central. Sprachkenntniſſe und alte Literatur ſanken in gänzliche Verachtung, man ſpottete derer, die ſich nur einigermaßen damit beſchäftigten als träger Köpfe. — Gleichwohl dauerte daneben — wie das ganze Mittelalter hindurch — der Unterricht in den ſogenannten ſieben freien Künſten, als Vorbereitung, fort; und dieſer Anordnung, den Vorbereitungs-Schulen, hat man es vorzüglich zu verdanken, daß nicht damals die alte Literatur ganz in Vergeſſenheit gerieth, und daß wenigſtens eine Möglichkeit der Rückkehr zu dem mit der Vorwelt verſchwundenen Schönen, Großen und Wahren erhalten wurde.

Es iſt höchſt merkwürdig, daß, obgleich während dem Mittelalter in mehreren Theilen der Wiſſenſchaften nicht unbedeutende Fortſchritte geſchahen — wie, mit Gerbert, in der Geometrie und Arithmetik; mit Albert dem Großen und Roger

Bacon in der Naturlehre — andere Zweige menschlicher Erkenntniß sogar als neue Triebe sich entwikkelten, und gelehrte Beschäftigung auch unter die Layen brachten, wie Rechtsgelehrsamkeit und Heilkunde, die zu gleicher Zeit, am Ende des eilften Jahrhunderts, empor kamen, jene zu Bologna, diese zu Salerno: daß ungeachtet dieser Fortschritte und der mächtigen Anregung des Denkvermögens durch das scholastische Studium eigentliche Vernunftkultur doch nicht aufkam und sichtbar wurde. Diese entstand erst mit dem Wiederaufleben der alten Literatur, und gewann mächtigen Fortgang, da, fast zu gleicher Zeit, in Italien durch Cosmus von Medicis jene, nicht blos in der Gelehrten-, sondern auch in der Weltgeschichte berühmte Platonische Akademie; und in Deutschland, unter dem Schutze Johann von Dalburgs und anderer Edlen, eine ähnliche gelehrte Gesellschaft sich bildete, welche sich die Rheinische nannte, und noch folgenreicher wurde, als die Florentinische.

„In einem Zeitalter (bemerkt Heeren über das Florentinische Institut), wo die Anstalten zur

Beförderung der Wissenschaften noch alle unter dem Zwange des Klosters oder der Zunftrechte standen, zeigte Cosmus in seiner Platonischen Akademie das erste Muster einer freien Verbindung zur wissenschaftlichen Cultur, von der die vielen späteren Institute dieser Art, die meist ihren Namen (Akademien) trugen, ohne ihren Geist geerbt zu haben, Nachahmungen waren*)."

Von dem Rheinischen Institut sagt Hegewisch, nachdem er die Bemerkung gemacht — daß dergleichen vorher noch nicht in Deutschland, ausser Einmal am Hofe Carls des Großen, gewesen: — „So viel uns von dieser Gesellschaft bekannt ist, war sie gerade auf den Fuß eingerichtet, der für literarische Gesellschaften der schicklichste zu seyn scheint. Conrad Celtes scheint, wo nicht ihr erster, doch ihr vornehmster und thätigster Urheber gewesen zu seyn. Das einzige Band, das die Mitglieder vereinigte, war gegenseitige Freundschaft, aus gemeinschaftlichem Verlangen nützlich zu seyn, entsprungen, und auf gegenseitige Achtung ge-

*) Gesch. des Studiums der classischen Lit. B. II. §. 20.

gründet. Mitglieder dieſer Geſellſchaft waren der Freiherr von Dalburg, nachmaliger Biſchof von Worms, der Freund Conrads Celtes, Rudolfs Agrikola, Johann Reuchlins und jedes Mannes, der durch vorzügliche Talente einen Platz neben ihnen verdiente; Bilibald Birkhaimer, der als Staatsmann, als Soldat und eleganter Schriftſteller eine außerordentliche Erſcheinung in dem damaligen Deutſchlande war; nebſt vielen andern zum Theil durch ihren Stand und Rang, zum Theil durch ihre Gelehrſamkeit und Talente ausgezeichneten Männern*)."

Was die vorhergegangenen Jahrhunderte ſo dunkel und immer dunkeler hatte werden laſſen, iſt, nachdem ſo viele treffliche Männer dieſen Gegenſtand erörtert haben, allgemein bekannt. Unwiſſenheit und Rohheit ſtiegen, ſo wie Hierarchie und Feudalismus einander gegenüber ihre Gipfel machten, beide Gewalten, unverabredet, zuſammen wirkten, um alle wahre Staatsgewalt zu vernichten.

---

*) Allg. Ueberſicht der deutſch. Kulturgeſchichte S. 189. 191. 192.

Dieſe Verfaſſung konnte ſich ſelbſt nicht beſſern (wie dies in Wahrheit auch keine noch gethan hat: Uebel wird in und durch ſich ſelbſt nur immer ärger); — ſie mußte untergehen, und über ihr eine andere empor kommen. Dieſes ereignete ſich, nachdem eine Reihe von Begebenheiten — Kreuzzüge und erweiterte Schiffahrt, mit allem, was ſie nach ſich zogen — den Geſichtskreis der Völker erweitert, und ihnen Muth und Vermögen gegeben hatten, das allen Menſchen zukommende Gefühl der Selbſtangehörigkeit, wider geiſtliche und leibliche Tyrannei geltend zu machen. Es entſtand eine zahlreiche Claſſe von Männern, welche durch die Beſchaffenheit ihrer Erziehung, Lebensart, Nachforſchungen und Erfahrungen, eine ganz andere Anſicht von Welt und Menſchen, und ganz andere Criterien des Wiſſenswürdigen und Wahren erlangt hatten, als diejenigen, welche die damaligen Schulen und Hörſäle geben konnten*). Dieſe Claſſe, oder vielmehr der, aus der Einſicht des wahrhaft Nütz-

*) ſ. Geſch. d. Künſte und Wiſſenſchaften. Abth. VI. B. 2. Abſchn. I. (v. Buhle.)

lichen und der Menschheit allgemein Aufhelfenden, hervorgegangene Geschmack am Guten und Schönen, gewann die Oberhand. Die einheimischen Unterdrücker und Verwüster Ausoniens verschwanden, und an ihrer Stelle wurden Bürger Fürsten. Es entstand das Zeitalter der Mediceer, und zu Florenz jene schon erwähnte Akademie, die unter ihre thätigsten Mitglieder und Beförderer, einen Herzog, Friedrich von Urbino, und einen König, den berühmten Mathias Corvinus von Ungarn, zählte. Die Begeisterung Italiens ging nach Deutschland über; doch mit dem Unterschiede, daß, wie dort aus gelehrten Bürgern Fürsten geworden waren, hier aus Fürsten und Fürstengenossen Gelehrte, wenigstens Freunde, Liebhaber und Beförderer der Wissenschaften wurden. Wem sind in dieser Hinsicht die Namen Friedrichs des Weisen von Sachsen, des Pfälzischen Philipps, der Herzoge Eberhard und Ulrich von Wirtemberg, des Johannes von Dalburg, des Grafen Moritz von Spiegelberg, des Rudolf von Lange, und ihrer Zöglinge, Hermanns von Nuenar und Hermans von dem Busche; zumal Ulrichs von Hutten unbekannt geblieben?

Zeitgenoſſen dieſer trefflichen Männer waren die drei Patriarchen der Humaniſten Deutſchlands, Rudolph Agricola, Johann Reuchlin und Conrad Celtes. Die Reihe trefflicher Schriftſteller, die im ſechszehnten Jahrhundert in unſerem Vaterlande auftraten, ſind als Abkömmlinge von ihnen zu betrachten. Gleichwohl waren ſie keine Schulmänner, ſondern lehrten nur vorübergehend, länger oder kürzer, auf Univerſitäten, und gehörten mehr (zumal die beiden erſten) den Geſchäften und der großen Welt an. Ihnen hauptſächlich iſt es beizumeſſen, daß die claſſiſche Literatur, mit ihr Philoſophie und Geſchichtskunde, ſich auch unter den höheren Ständen verbreitete, und an den Höfen Eingang fand. Dagegen gewannen ſie an ihrer Seite eine Geiſtesbildung, die nur im Verkehr mit der wirklichen Welt, durch Theilnahme an ihren Geſchäften, und den vertraulichen Umgang mit ihren Haupt-Geſchäftsführern, durch gegenſeitigen Einfluß, Wirkung und Gegenwirkung gewonnen wird. Ohne eine dieſer ähnlichen Wechſelwirkung gedeihen weder Wiſſenſchaft noch Regiment. Denn wie wollte die Unwiſſenheit mit Weisheit regieren,

oder ihre unweiſen Zwecke auch nur mit Glück ausführen? Wie wollte ſie bei Anſehn bleiben, ohne welches keine wahrhafte Herrſchergewalt iſt und dauert? — Aber dagegen, wie wollten auch Wiſſenſchaft und Weisheit ihre Würde und ihr Anſehn unmittelbar gewaltig und zu dem machen, was ſich allgemein als das Stärkere beweiſt? — Weder jenes, noch dieſes verträgt die menſchliche Natur. Darum ſchmiege ſich die Stärke der Weisheit an; die Weisheit der Stärke.

Daß die mit wenigen Zügen hier entworfene große Veränderung, welche ſich im funfzehnten und ſechszehnten Jahrhunderte mit den Völkern von Europa zutrug, eine die geſammte Menſchheit dieſer Weltgegend veredelnde, ihren Zuſtand wahrhaft und allgemein verbeſſernde Veränderung geweſen ſey, wird von Niemanden in Zweifel gezogen. Es läßt ſich aber fragen in Abſicht der weitern Fortſchritte, welche auf demſelben Wege — wenigſtens ſcheinbar auf demſelben — nun ſchon mehr als drei Jahrhunderte hindurch gemacht worden ſind: Ob dieſe eben ſo

unwiderſprechliche Fortſchritte zu einem immer Beſſeren geweſen ſind, folglich die jetzt lebende Menſchheit ſich rühmen und erfreuen dürfe, dem großen Ziele der Gattung: dem innern und äußern Frieden, durch allgemeines gewiſſes Wiſſen des Wiſſenswürdigſten, und allgemeinen feſten Beſitz des Beſitzenswertheſten, um vieles näher gekommen zu ſeyn, als es unſere Väter noch vor drei Jahrhunderten waren?

Dieſe Frage, wenn ſie genugthuend beantwortet werden ſollte, müßte höher, auf eine die menſchliche Natur überhaupt in Anſpruch nehmende Weiſe geſtellt werden. Die Aufgabe würde dann alſo lauten: Hat die Menſchengattung ein hier auf Erden erreichbares Ziel? Und, wenn ſie ein ſolches hat: kommt das ganze Geſchlecht demſelben auf verſchiedenen, wenn auch ſcheinbar entgegengeſetzten Wegen, doch allmählig immer näher; oder können wenigſtens einzelne Völkerſchaften ſich ihm fortdauernd alſo nähern, daß es zuletzt irgendwo erreicht werde?

Alle Thiergeſchlechter haben ein für ſie erreichbares Ziel; dem Triebe eines jeden wird Erfüllung, vollkommene Genüge, es vollendet ſeinen Weg, lebt ſein Leben aus. Nicht ſo der Menſch. Er iſt ein

jenſeitiges Weſen. Sinne und Verſtand hat er mit den Thieren gemein. Die Vernunft gehört ihm beſonders. Durch ſie wird er Gottes und der Tugend, des Schönen, des Guten, des Erhabenen fähig: ſein Inſtinkt iſt Religion.

Die Fähigkeiten, die der Menſch mit den Thieren gemein hat, kann er auf eine unendlich mannichfaltigere Weiſe, als ſie, anwenden, ausarbeiten, gebrauchen, und mit ſeinem klügeren Verſtande, den er doch, als bloßen Verſtand, nur einer reicheren und künſtlicheren Organiſation zu verdanken hat, es dahin bringen, daß er, verglichen mit ſeinen ſprachloſen Brüdern, auch ſchon auf dieſer Stufe, ein von ihnen weſentlich verſchiedenes Lebendiges, ein freies, mit einem ſchöpferiſchen Geiſte begabtes, ſelbſtſtändiges Weſen zu ſeyn ſcheinen mag.

Man unterlaſſe aber nicht darauf zu achten, daß die Fortſchritte, welche der Menſch blos mit dem auf die Sinnlichkeit nothwendig allein ſich beziehenden Verſtande macht, in Abſicht der Vernunft, d. i. der Ausbildung der eigentlichen Humanität, deſſen, was ausſchließlich und allein den Menſchen zum Menſchen macht — um das Geringſte zu ſa-

gen — gleichgültig ſind. Das heißt: jene Fortſchritte können ſo beſchaffen ſeyn, und ſie ſind es im Beginn allemal, daß ſie die Einwirkung der wahren Humanität vorbereiten, ſie begleiten und fördern. Sie können aber auch eine ſolche Beſchaffenheit annehmen, und haben ſie bisher noch immer auf die mannichfaltigſte Weiſe angenommen, daß ſie auffallend das Gegentheil verurſachen, die Humanität zerſtören, die Vernunft unterdrücken, alles Göttliche aus des Menſchen Bruſt verdrängen.

Es iſt nur zu offenbare Thatſache, daß ein Volk bewundernswürdig kunſtreich, vielſeitig gebildet, auch äußerlich auf das Feinſte geſittet; und doch innerlich zugleich im höchſten Grade verderbt, tief unſittlich, Gottesvergeſſen, im Ganzen aller wahren Tugend beraubt ſeyn kann.

Ergriffen von dieſer durch Vergangenheit und Gegenwart allgemein beſtätigten Wahrheit; von der Wahrheit: daß eine auf das ſinnliche Leben allein ſich beziehende Cultur, weit entfernt durch ihre Fortſchritte der Menſchheit aufzuhelfen, ſie in ihrem Innern unterdrückt und verdirbt, und uns, trotz aller Verfeinerung und Bereicherung daneben, in

Wahrheit doch nur zu ſchlimmern und unglücklichern Thieren macht; tief ergriffen von dieſer Wahrheit wollte Rouſſeau, daß wir, um nur des, durchaus zu unſerm Schaden, Wiſſenſchaften, Künſte und Geſetze erfindenden Verſtandes los zu werden, mit ihm auch die Vernunft (im Eifer gedachte er ihrer nicht!) fahren laſſen, in die Wälder zurück kehren, und wieder vierfüßig und unſchuldig werden ſollten — wenn es nur jetzt noch auszuführen wäre!

Dieſer feurige Redner, und faſt alle, die nach ihm denſelben Stoff behandelt haben, ſahen ſelbſt nur im Lichte des Verſtandes, und ſo mußte ihnen die Löſung des Knotens unmöglich bleiben. Wenn nicht — meinten ſie — die Vernunft zuwege bringen könne, daß ein Himmel auf Erden werde, ſo ſey ſie keiner ſonderlichen Achtung werth, verdiene wenigſtens das bisher von ihr gemachte ſo große Aufheben nicht. Andere, welche das, was ſie Vernunft nannten, bei Anſehen zu erhalten wünſchten, die philoſophiſche Parthei, betheuerte: der Himmel auf Erden werde kommen; und das — — ſo bald nur von einem andern nicht mehr die Rede ſeyn werde. Des hatten die Nichtphiloſophen

ihren Spott, und machten, ohne von der Vernunft etwas für die Zukunft zu erwarten, ſich ihren Himmel auf Erden, ſo gut es gehen mochte, auf der Stelle. Daſſelbe thaten jene Philoſophen in der Stille auch.

Das wahre Wort des Räthſels, oder ſeine Löſung, iſt: ein Ja und Nein zugleich; beide von gleicher Stärke und von gleichem Recht; dergeſtalt, daß die Verneinung nicht die Bejahung, die Bejahung nicht die Verneinung aufhebt, ſondern beide einander gegenüber beſtehen, und ſich die Wage halten.

Wenn das Begehrungsvermögen Zwecke gegeben hat, ſo hilft der Verſtand, daß die Mittel zur Erreichung dieſer Zwecke gefunden werden. Er unterſcheidet, verbindet, ordnet, wägt und erwägt; er ſtillet das Gemüth, daß es klug werde. Aber aus ſich ſelbſt Zwecke hervorzubringen, urſprüngliche Zwecke, vermag er nicht. Dieſe entſpringen insgeſammt aus ſinnlichen oder überſinnlichen, körperlichen oder geiſtigen Bedürfniſſen. In und mit jenen waltet der Verſtand; in und mit dieſen die Vernunft.

Es ist eine Wahrheit, so alt als das Menschengeschlecht, daß Sinnlichkeit und Vernunft in einem beständigen Kampfe mit einander liegen, und bald die eine, bald die andere die Oberhand gewinnt. Dadurch wird die Entzweiung des Menschen in ihm selbst, durch zwei von einander in ihren Foderungen wesentlich verschiedene, oft einander gerade zu entgegen wirkende Triebe offenbar. Der eine dieser Triebe erzeugt den praktischen Verstand; der andere die praktische Vernunft.

Welchem von diesen beiden Trieben der Vorrang, die Oberherrschaft durchaus und schlechthin zukomme; auch darüber ist kein Streit. Niemand läugnet, es gebühre der Vernunft das höchste Ansehn, und ihren Vorschriften unbedingter Gehorsam.

Verstand kann im höchsten Grade vorhanden seyn, auch wo die verruchtesten Zwecke zum Vorschein kommen. Er führt die besten wie die schlimmsten mit demselben Eifer aus. Von sich selbst weiß er nicht, was gut oder böse, sondern nur, was ein Mehr oder Weniger ist. Er kann nur messen

nach ihm gegebenem Maße, nur über- nicht unterlegen, nur zählen, rechnen und berechnen. Einen ersten Grund, oder einen letzten Zweck auszumachen, liegt ganz außer seiner Sphäre.

„Was gut ist", sagt der Weise von Stagira, „ist es durch des Dinges eigene Kraft; und das Leben selbst ist nur darum ein Gut, weil wir durch dasselbe, was gut ist, erfahren." — Das an sich Gute offenbaret allein die Vernunft; sie ist ein Vermögen, sich das Höchste vorzusetzen. Als solches stand sie bei den Alten, unter dem Namen der Weisheit, an der Spitze der Tugenden, ordnete sie an, hatte sie erfunden. Klugheit ist die Tugend des Verstandes; er entdeckt und offenbart, was nützlich ist, unbekümmert um den Werth des Zwecks, ob er gut sey oder böse.

Hätte die Vernunft Gewalt, sagt ein tiefsinniger Britte*), wie sie Ansehn hat, so würden überall Gerechtigkeit und Friede, das Gute und das

*) Joseph Butler.

Schöne übermächtig herrſchen. Nun aber wohnt bei ihr nur das Recht; anderswo, bei dem Sinnenreiz, den Begierden und Leidenſchaften, die Stärke. Dieſes Unverhältniß läßt ſich im Allgemeinen nicht aufheben; aber es kann das Edlere wie das Unedlere minder oder mehr die Oberhand gewinnen; ſo entſtehen beſſere oder ſchlimmere Zeiten.

Ein beſſeres Zeitalter verdient, nach der Beſtimmung eines unſerer ſcharfſinnigſten und edelſten Denker, nur dasjenige genannt zu werden, wo die menſchliche Natur im Zuſtande der kräftigſten Selbſtentwickelung, wenn gleich von einigen Seiten mangelhaft, doch im Ganzen harmoniſch, durch Adel der Geſinnung und durch Energie des Geiſtes, ſich in ganzen Völkerſchaften auffallend hervorthat; wo ein edles, ſchwer zu erreichendes Ziel klar vor Augen ſtand, und mit Muth und Beharrlichkeit verfolgt wurde. Der Werth eines Zeitalters iſt alſo nicht zu beurtheilen, weder nach der Blüthe der Künſte, oder der Menge der gelehrten Kenntniſſe, durch die ſich einige Claſſen cultivirter Individuen auszeichnen, nicht nach den

Kräften und Thaten einzelner berühmter Männer; noch iſt er zu ſchätzen nach der Herrſchaft einer ſogenannten Aufklärung, das Wort im beſten Sinne genommen, da das Vermögen der moraliſchen Selbſtbeſtimmung, durch Unterricht weniger, als durch lebendiges Beiſpiel gebildet wird, und in einem erſchlafften Jahrhundert alle moraliſche Lehren, auch wenn ſie im Verſtande Wurzel faſſen, nur krüppelhaft auf den Charakter wirken; am wenigſten aber nach dem gewöhnlich für den minder trüglich gehaltenen Maßſtab öffentlicher Selbſtzufriedenheit, weil der Menſch leicht ſo tief ſinken kann, daß ihn die Art ſeines Wohlſeyns wenig kümmert, wenn ihm im Ganzen nur leidlich zu Muth iſt. Man prüfe zuerſt, was für eine Art von Wohlſeyn das Volk genießt. Der Genuß iſt nur als Folge der wahren Selbſtentwickelung reizend und ehrenvoll, und das wahre Menſchenglück, nach dem uns alle im Grunde verlangt, iſt ein edles Glück*).

Nach dieſen Grundſätzen geprüft, wird das Zeit-

*) S. die goldenen Jahrhunderte von Fr. Bouterwek. Neues Muſeum der Phil. und Lit. Band I. Heft 2.

alter, in dem wir leben, das Zeugniß nicht erhalten können, daß es zu den beſſeren gehöre.

Bemittelt ſind wir, wie es kein Geſchlecht vor uns geweſen iſt; aber mit dieſem Reichthum an Mitteln, welche Zwecke erreichen wir, welche ſetzen wir uns vor? Wir ſind voll Wiſſenſchaft und erfinden täglich neue Künſte — aber Männer, wie die alte und auch die mittlere Zeit, wie das funfzehnte und ſechszehnte Jahrhundert ſie hervorbrachte, entſtehen verhältnißmäßig nicht bei uns. Unſer Stolz iſt, ſolcher Tugenden und Kräfte entrathen zu können. So pries ehemals Perikles ſeine Athener glücklich, daß ſie nicht nöthig hätten an Tugenden Spartaner zu ſeyn*). Wie man ſich in den frühſten Zeiten bemüht hat, Thiere zu bändigen; den gebändigten ihrem Inſtinkt widerſprechende Fertigkeiten anzugewöhnen; ſo ſtrebt ſpäter eine ganz entartete Menſchheit, wahre Menſchheit, wo ſie noch ſich regt, unter die Gewalt einer cultivirten Thierheit, die ſich mehr dünkt, zu bändigen; den

*) Thucydides II. 34. §. 39.

höhern Inſtinkt allgemein zu unterdrücken, oder zu verkehren, damit von Allem, was je Tugend geheißen, nichts übrig bleibe, als ein ſolches Nützliches, was ſich auch zu laſterhaften Zwecken gebrauchen läßt. Von dieſer Art ſind Tapferkeit, Arbeitſamkeit, Enthaltſamkeit, Geſetzbefolgung, wozu man wirklich Menſchen, bis auf einen gewiſſen Grad, blos abrichten kann, wie man Thiere abrichtet. Dieſe Pädagogik iſt die wahre, allein geſchätzte unſerer Zeit. Sie beweiſt ſich unerſchöpflich in neuen Methoden zu dem eben angeführten Zweck, das blos Nützliche an der Tugend von ihr ſelbſt abzuſondern, und die Meinung allgemein zu machen, daß jene Nackende, die geſchätzt ſeyn will, nicht nach dem, was ſie einbringt, ſondern nach dem, was ſie koſtet, in das Irrenhaus gehöre. — Alſo werden wir mit jedem Tage verſtändiger, ſinnreicher — und, in demſelben Maße, unvernünftiger. Wir ſind einzeln und in Maſſa; wir ſind Nationenweis vernunftloſer geworden.

„Egoismus und Genußwuth nach Grundſätzen" — ſagt derſelbe vorhin ſchon angeführte

Schriftſteller, „zerrüttet unter dem Titel der geſunden Philoſophie die ſchönſten Verhältniſſe des Lebens. Die ſchmeichelnde Glückſeligkeitslehre, durch die man zuerſt den Strom der Leidenſchaften dämmen wollte, iſt längſt ein ſchwankender Kahn geworden, der dem Strome folgt. Die ernſtere und höhere Sittenlehre, die den Menſchen zum Bewußtſeyn ſeiner Würde begeiſtert, iſt dem Volke zu wunderlich und zu hoch. Es kann ſie nicht begreifen. Der Menſch, im Ganzen, hat nur dann Gewiſſen, im ſtrengſten Sinne des Worts, wenn er ſich auch im Verborgenen noch vor einem andern Weſen, als vor ſich ſelbſt, ſchämen zu müſſen glaubt. Der Glaube an ein ſolches Weſen war durch Unterricht und Tradition ſeit Jahrhunderten mit der Anhänglichkeit an eine Kirche identificirt. Unüberlegtes Aufklärungsgeſchrei riß das Volk von der Kirche los, und das Gewiſſen war ohne Dach und Fach. Nun lechzt die eine Parthei nach ſüßer Luſt, um den Lebensbecher rein auszuſchlürfen, und die andere Parthei kriecht wieder zu Kreuze, im buchſtäblichen Sinne dieſer Wörter. Zwiſchen dieſer, man darf wohl ſagen, eckelhaften Oppoſition eines wiedererſte-

henden Pfaffenthums, und einer Genußlehre, die von Gott nicht weiß, wächst eine Generation heran, deren Schicksal keine Philosophie in ihrer Gewalt hat. Diese Generation einem neuen Mahomed Preis zu geben, bedarf es gar keiner besondern Ereigniſſe. Denn um den Menschen die Grundsätze ihres jetzt so genannten Menschenverstandes zu entwinden, bedarf es nur weniger Syllogismen. Unsere Volksaufklärung ist unnatürlich gefördert. Ihr unnatürlicher Anfang und Fortgang bedeutet ihr natürliches Ende. Die Nachwelt wird sich nicht wundern, wenn man in der Wüste des Unglaubens wieder Schlangen erhöht und zu goldenen Kälbern betet, und wenn bei diesem Schlangen- und Kälberdienst Philosophen der Altäre pflegen."

Merkwürdige Zeichen thun sich hervor. Noch vor zwei Jahrzehnten waren mit Voltaire, Helvetius, Diderot und ihren Schülern, alle seichten Köpfe darüber einig, daß Philosophie und jede Art, sie zu bearbeiten und gemein zu machen, gut sey und heilbringend. Jetzt sind alle seichten Köpfe eben so einverstanden über das Gegentheil; alles Philosophi-

ren ſoll unnütz ſeyn, ja verderblich. Sie wurden durch ein auffallendes Ereigniß überzeugt, daß ſich der Egoismus nicht auf die Weiſe gerecht machen laſſe, wenigſtens nicht im Großen, wie ihre Lehrer es behauptet hatten; überzeugt, daß eine reine Demokratie von lauter Begierden und Leidenſchaften, wie man ſie auch verfaſſen möge, nie ein Reich der Glückſeligkeit und des Friedens werden könne. Hieraus ſchloſſen ſie (denn das Princip des Egoismus, als das allein wahre, konnten ſie nicht fahren laſſen), man müſſe überall auf Gerechtigkeit Verzicht thun, die Menſchheit aufgeben, Alles dem Ungefähr überlaſſen.

Es ſey fern von uns, mit dieſen einzuſtimmen. Wider ſie den Genius der Menſchheit laut anzurufen, iſt die Pflicht jedes Edelgeſinnten. Wir brauchen Heroen der Humanität, und ſie werden erſcheinen, wie ſie noch jedesmal, wenn es die höchſte Noth foderte, erſchienen ſind. Nach dem Wie oder Wann unterlaſſe man zu forſchen. Jeder thue nur an ſeinem Ort, was ihm der beſſere Geiſt in ſeinem Innern, der zuverläſſige, gebietet.

Dieſer, wie er ſich ſelbſt höchſter Zweck iſt, iſt auch ſich allein Mittel, und wider ſeine Kraft mag keine andere beſtehen. Er wird durchdringen und obſiegen.

Unmöglich kann reiner und heller Verſtand unverträglich ſeyn mit erhabener Vernunft. Recht gebraucht müſſen ſie vielmehr einander gegenſeitig fördern. Ein übler Gebrauch der Vernunft kann nicht ſeyn; und ſelbſt ein übler Gebrauch des Verſtandes nur dann, wenn dieſer von der Sinnlichkeit, die er zu regieren beſtimmt iſt, ſchon zum Theil unterdrückt und in demſelben Maße verfinſtert wurde; nur alsdann wird er ſich feindſelig gegen die Vernunft beweiſen, als ein dunkler Körper vor die Sonne des Geiſtes treten und ihre Strahlen unterbrechen. Seine Selbſtverfinſterungen dürfte man mit den Verfinſterungen des Mondes vergleichen — dergeſtalt, wie Thucydides berichtet von den Griechen ſeiner Zeit, daß ihnen Sonnenfinſterniſſe ſchon ſeit lange keinen Schrecken mehr verurſacht, Mondesverfinſterungen hingegen ſie noch immer in Beſtürzung geſetzt hätten. Sie begriffen nicht, wie man ſich ſelbſt im Lichte ſeyn könne.

Es ist dem Ueberlegenden klar, wie diese allgemeinen Betrachtungen sich natürlich an das, was zuvor über gelehrte Vereine alter und neuer Zeit gesagt wurde, und an die Rücksicht auf die neue Einweihung der Königl. Baierschen Akademie der Wissenschaften anreihten; sie kamen ungesucht. Der Stumpfsinn, die Beschränktheit kann den Zweck solcher geistigen Verbindung nicht erfassen; er spricht in seinen kecken Anmaßungen darüber ab, oder fragt nach unmittelbar nützlichen Folgen derselben, die zwar unsere Akademie, als die Pflegerin der wissenschaftlichen, so glänzenden Schätze und Sammlungen unsers erlauchten Monarchen und dieses Reichs — ein schöner Zusatz zu ihrer Bestimmung, den bis jetzt noch keine andere Akademie der Welt in dieser Ausdehnung hatte — auch mit heiterer Stirne nachweisen kann; die aber doch nicht das einzige sind, was den Werth dieses schönen Kreises von Priestern der Humanität ausmacht. Die hohen Vorfahren unseres Maximilian Josephs gründeten dieses Institut, und ließen sich seine Emporbringung angelegen seyn. Der Genius dieses Reichs würde getrauert haben, hätte unsere Zeit es verfallen lassen. Dies war nicht

zu fürchten! — Der erhabene Fürst, den wir mit Entzücken und Triumph den unseren, mit vollem Herzen den König nennen; Er, der auf alle Weise sein Volk beglückt, will auch den Ruhm desselben dadurch vermehren, daß Er ein solch' heiliges Erbe ihm erhalten hilft, es neu ausstattet, seine Kräfte vergrößert, seinen Glanz erhöht.

Die eben heute den verjüngten Bund der Wahrheit und Weisheit schließen, beseelt mit Grund die Hoffnung des Besseren, und der Muth, es zu befördern. „Eine Anstalt des Friedens und der Vermittlung des Widerstrebenden in der Zeit durch die Wissenschaft*)" — ist gegründet. Uns ist vergönnt, frei zu reden von den Vorzügen, aber auch von den Gebrechen der Zeit. Was diese in Rücksicht auf Wissenschaft und Künste Köstliches und Treffliches hat, bietet uns im reichen Maße eine Königliche Freigebigkeit dar. Dazu beizutragen, daß das Höchste, und was der Zeit mangelt, herbeigeführt werde, soll das unverrückbare Ziel unserer eifrigsten Bestrebungen seyn.

---

*) Treffliche Worte Schellings.

Heil dem besten Könige, der diesen Bund in's Daseyn rief, ihn fördern und erhalten wird!

An

Schloſſer

über

deſſen Fortſetzung des Platoniſchen Gaſtmales.

Eutin, den 25. April, 1796.

Ich habe, lieber Freund und Bruder! Deine Fortsetzung des Platoniſchen Geſprächs von der Liebe erhalten, geleſen, wiederholt, und ſetze mich nun hin, um Dir meines Herzens Gedanken darüber zu ſagen, ohne Heuchelei und Schminke, wie es ſich geziemt von Freund zu Freund.

Der ſelige Hamann ſchrieb mir in einem ſeiner erſten Briefe: „Was Homer den alten Sophiſten „war, ſind für mich die heiligen Bücher gewe„ſen, aus deren Quelle ich bis zum Mißbrauch viel„leicht mich überrauſcht ευκαιρως, ακαιρως. Noch „bis auf den heutigen Tag, wo ich ſtumpf, kalt und „lau geworden bin, leſe ich niemals ohne die innigſte „Rührung das XXXVIII Kap. des Jeremias und „ſeine Rettung aus der tiefen Grube vermittelſt zu„rißener und vertragener alter Lumpen. „Mein Aberglaube an dieſe Reliquien iſt im Grunde

„herzlicher Dank für die Dienſte, welche ſie mir ge„than und noch thun, trotz aller Kritik, die von der „Bühne und nicht aus dem Loch der Grube rai„ſonirt.“

So ohngefähr, lieber Bruder, geht es mir mit den Schriften der alten Philoſophen, vornehmlich mit Platon; am mehrſten aber mit der Liebe ſelbſt, dem Platoniſchen Eros, dem ich alles, was Gutes an mir iſt, zu danken habe. Du mußt es mir daher verzeihen, wenn ich mich in Abſicht ſeiner und ſeines Propheten oder Apoſtels etwas allzu aberglaubig beweiſen ſollte; wenn ich mich an Dir ärgere, und Deiner Kritik vorwerfe, daß ſie von der Bühne und nicht aus dem Loch der Grube raiſonire.

Ebenmaß, Uebereinſtimmung, Harmonie, Vollkommenheit, ſind mir, wenn ſie einzige und letzte Zwecke vorſtellen ſollen, Undinge. Es giebt keine Melodie und Harmonie ohne Töne, und keine Töne, in denen nicht etwas erklänge; keine, die nicht Stimme wären. So giebt es auch ohne Maß kein Ebenmaß; und wieder kein Maß, das nicht an, von und zu etwas genommen wäre. Vollkommenheit iſt Vollſtändigkeit eines jeden

Dinges in seiner Art: ein im Allgemeinen eben so leerer Gegenstandsbegriff, als Ebenmaß, Uebereinstimmung, Harmonie, oder der Kantische reine Wille, dessen alleiniger Gegenstand, seine eigene von aller Materie des Wollens rein abgesonderte Urform, ein Nichts wollendes Wollen, ein allein rechter Weg des Weges ohne Ziel ist.

Plato's Lebendigkeit und Tiefsinn verhinderten ihn, durch Abstracta solcher Art sich täuschen zu lassen; ein Lob, das ich keinem der neueren Philosophen, von denen Systeme ausgegangen sind, beilegen könnte, da Alle sich entweder zum Materialismus oder Idealismus hingeneigt. Der reinste in dieser Absicht bleibt noch immer Leibnitz.

Plato geht vom Wirklichen aus; von einem in und durch sich selbst bestimmten, alles andre Bestimmenden Urwesen. Dieses giebt, und von diesem nimmt alles sein Maß, sein Verhältniß, seine ursprüngliche Form; es selbst besteht nicht durch Verhältnisse, sondern setzt alle Verhältnisse, Maßgebend, ein.

Was in jedem entsprungenen endlichen Wesen auf eine gemessene Art Endliches und Unendliches

verknüpft, und wirkliche Weſen durch Beſtimmung des an ſich unbeſtimmten zum Vorſchein bringt, iſt die Seele. Sie beweiſet ſich als das Princip der organiſchen Natur in jedem einzelnen Lebendigen dadurch, daß ſie es vor aller ſinnlichen Erfahrung durch Erkenntniſſe leitet, ohne welche ſeine Ausbildung und Erhaltung unmöglich wäre. Der Hunger zum Beiſpiel wohnt nicht in dem Schmerze ſelbſt, den das Speiſebedürfende Thier empfindet; dieſer Schmerz iſt nur er ſelbſt, iſt lauter Schmerz, und enthält keine Empfindung von etwas außer ihm, am allerwenigſten eine Empfindung der ihm entgegengeſetzten Luſt, das Merkmal ſeiner Vertilgung. Alſo wittert, ſucht und findet der Hunger als Begierde ſeinen Gegenſtand vor aller ſinnlichen Erfahrung, welche letztere offenbar durch die Begierde erſt möglich gemacht wird, folglich dieſe nicht hat hervorbringen können. Wie in dieſem Beiſpiele, ſo überall ſieht die Begierde — die das primitive Mittel der Erkenntniß des Guten, ſeine Offenbarung iſt — über die Empfindung hinaus; ſie erblickt, was eine entgegengeſetzte Empfindung verurſachen wird, und zeigt dahin den Weg. Weiſſagend gebiert ſie

Erfahrung und Verſtand. Demnach iſt das Begehrungsvermögen die Seele ſelbſt; und jede Seele, als Maßgebend, obgleich nur in ihrer Art, iſt Göttlicher Natur.

Individuum (leibliches Weſen).

So wie ein lebendiges, körperliches Weſen nur durch eine Seele möglich iſt, als die nächſte Urſache und die allgemeine Quelle aller ſeiner beſondern Handlungen; ſo iſt die Menge der einzelnen Weſen jeder beſondern Art wieder nur durch die Gattung möglich, in und aus welcher die Art, folglich auch jedes Einzelne dieſer Art allein entſpringen kann. Hier muß, um die Sache zu erklären, und vor Mißverſtand zu ſchützen, gezeigt werden, wie auch der Menſch in ſeiner Sphäre Gattungen hervorbringt. Ich verſtehe unter Gattung keinen bloßen Verſtandesbegriff, ſondern eine wahrhafte und wirkſame Urſache. Da aber jede Urſache auf einen Verſtand, auf ein ſelbſtthätiges Weſen hinausläuft; ſo werde ich mich durch Beiſpiele aus dem Verſtande und Willen am beſten erläutern können.

Jeder der Geſetze des Denkens Kundige weiß, und man kann es jedem nur etwas nachdenkenden

Menſchen begreiflich machen, daß, wenn wir nicht die Fähigkeit hätten, einen Gegenſtand überhaupt zu denken, wir zu keiner Erkenntniß irgend eines beſondern Gegenſtandes würden gelangen können. Mit andern Worten: daß ohne ſchon vorhandene Vernunft keine Erfahrung möglich wäre. Alles Explicite ſetzt ein Implicites, wodurch es allein möglich wird, zum voraus. Hierhin gehört nicht, was wir erſt hinten nach abſtrahiren und dann wieder zuerſt denken. Das Bedürfniß der Abſtraction iſt in der Einſchränkung unſerer Natur; hingegen das Vermögen nicht abſtrahirter, ſondern ſelbſtthätig hervorgebrachter allgemeiner und auch einzelner Begriffe und Grundſätze, iſt das Siegel unſeres Göttlichen Urſprungs. — Jemand erzählte mir in dieſen Tagen von Kant, daß er geſagt hätte: er würde von ſeinem Pferde herabſteigen, wenn es Sum ſagte. Ich deßgleichen, und würde noch dazu das Pferd ſehr um Verzeihung bitten, wegen der Freiheit, die ich mir aus Unwiſſenheit mit ihm genommen hätte.

Was ich vom Verſtande bemerkt habe, gilt auch vom Willen. Wenn Du irgend einen Menſchen groß-

müthig nenneſt, ſo thuſt Du es nicht, weil er Eine, oder auch zehn, oder auch hundert Handlungen verrichtete, die nach Großmuth ausſahen, wenn auch noch ſo vollkommen; ſondern weil Du ihm einen großmüthigen Character beimiſſeſt. Daſſelbe gilt von der Gerechtigkeit, überhaupt von jeder Tugend. Nur denjenigen wirſt Du tugendhaft nennen, von dem Du urtheileſt, daß er eine Regel der Rechtſchaffenheit in ſich habe, die er immer befolgt, und der zu liebe er jede einzelne tugendhafte Handlung ſich vorſetzt. Kraft dieſes Archetyps, aus welchem die Tugend zuerſt als Gattung hervorgeht, erzeugt der Menſch ihre Arten, und aus den Arten jede einzelne; an dieſem Archetyp prüft er alle nachher abſtrahirte Begriffe und Vorſchriften von Tugenden, und urtheilt allein mit ihm über die Gültigkeit und durchgängige Wahrheit jener Vorſchriften und Begriffe.

Nicht ein bloßes Bewußtſeyn nur, ſondern auch eine Erkenntniß hievon, wird in allen Menſchen, weniger oder mehr entwickelt, angetroffen. Und wie ſollte ſie ſich nicht in ihnen finden, da ſie überall das Beſondre nur im Allgemeinen erkennen; da ſie ohne Sprache, die aus lauter allgemeinen Begriffen noth-

wendig beſteht, weder ein vernünftiges Daſeyn erfahren, noch irgend menſchlich handeln können.

Das Weſen vernünftiger Naturen, ihr Trieb und eigenthümlicher Affect iſt daher, aus dem Einzelnen heraus zu gehen, und ſich von Gattung zu Gattung, immer höher, bis zum erſten Urſprung zu erheben; immer das gegenwärtige Daſeyn aufzugeben, im Hervorbringen eines höheren Daſeyns.

Nun beſteht aber alles Leben endlicher Naturen in der Empfindung eines Selbſtes, und der Empfindung eines Andern, welches nicht das Selbſt iſt; und da ſcheint es, als müßte es unmöglich ſeyn, daß wir das Fremde, von welchem ſich das Selbſt unterſcheidet, anders als nur in Beziehung auf das Selbſt ſollten ſchätzen — ungereimt, daß wir es ſogar höher achten, ihm das Selbſt ſollten nachſezzen können. Und doch ereignet ſich etwas bei dem Gefühl, welches wir Liebe nennen, das wir wenigſtens als eine Erſcheinung dieſes Ungereimten müſſen gelten laſſen. Dieſelbe Erſcheinung ſtellt ſich bei der Tugend ein; bei jener nämlich, die zu allen Zeiten für die Wahre gehalten wurde.

Es war der Geist aller Gesetzgebungen des Alterthums, sagt Fenelon, sich selbst zu vergessen und ganz hinzugeben einer uneigennützigen Liebe: Dieser Grundsatz sey der Inbegriff ihrer Politik gewesen.

Da Du gewiß geduldiger diesen liebenswürdigen und erhabenen Mann anhören wirst als mich, so will ich ihn an meiner Stelle hier ein wenig reden und mich fortsetzen lassen.

„Platon dit souvent, que l'amour du beau „est tout le bien de l'homme; que l'homme ne „peut être heureux en soi; et que ce qu'il y a „de plus divin en lui, c'est de sortir de „soi par l'amour; et en effet, le plaisir qu'on „éprouve dans le transport des passions, n'est „qu' un effet de la pente de l'ame pour sortir de „ses bornes étroites, et pour aimer hors d'elle „le beau infini. Quand ce transport se ter„mine au beau passager et trompeur qui reluit „dans les créatures, c'est l'amour divin qui s'é„gare, et qui est déplacé: c'est un trait divin „en lui même, mais qui porte à faux, – – l'être „créé n'étant qu'une ombre de l'être suprême;

„mais enfin cet amour qui préfère le parfait in-
„fini à soi, est un mouvement divin et inspiré
„comme parle Platon. Cette impression est
„donnée à l'homme dès son origine. Sa gloire et
„sa perfection sont de sortir de soi par l'amour,
„de s'oublier, de se perdre. Cette idée effraye
„l'homme amoureux de lui-même et accoutumé
„de se faire le centre de tout. Mais cette idée
„qui nous étonne est le fondement de toute
„amitié et de toute justice. Nous ne pouvons
„ni accorder l'amour propre avec cette idée, ni
„l'abandonner: elle est ce qu'il y a de plus
„divin en nous.“

Es ſind einzelne Tropfen aus dem Meere Platoniſcher Weisheit, was ich Dir aus Fenelon hier abgeſchrieben habe; Du weißt es; Du mußt es wiſſen. Der Gedanke darüber zu reden — was mir vorſchwebt, mich alles anſtrömt, aus Phädrus, Theages, Jon, Criton, Philebus, Phädon, der Republik und den Geſetzen: ſo unermeßlich, ſo unerſchöpflich — es beklemmt mir die Bruſt.

Ich bleibe beim Sympoſium, und im Sympoſium nur bei der Rede der Diotima: denn wie viel

andrer Meinung als Du bin ich auch über die vorhergegangenen Reden!

Der Hauptgedanke in der Rede der Diotima ist dieſer: „Das Sterbliche wird erhalten — nicht wie „das Göttliche, welches immer durchaus daſſelbe „bleibt — ſondern durch fortgeſetztes Erzeugen. „Durch dieſe Erfindung, ſagt Diotima, nimmt das „Sterbliche Theil an der Unſterblichkeit, ſowohl der „Leib als alles andre. Das Unſterbliche aber auf „andre Art."

Erzeugung iſt alſo Bild der Unſterblichkeit, Bild des Ewigen und der Schöpfung. Nur Bild, aber als ſolches ehrwürdig, auch in der niedrigſten Geſtalt. Liebe wird genannt, was Erzeugung bewirkt.

Wie im Menſchen Körper und Geiſt, Sterbliches und Unſterbliches mit einander verknüpft ſind; ſo auch, und in demſelben Maß, eine irdiſche und überirdiſche Begierde, eine ſinnliche und intellectuelle Liebe.

Indem ich dieſes niederſchreibe, fällt mir ein Ausſpruch des ziemlich vergeſſenen, trefflichen Mannes, Jaques Abbadie, ein. „Wo in einem Weſen," ſagt dieſer, „Geiſt und Körper mit einander vereinigt

„ſind, da iſt der Körper nur wie ein Geſpenſt an„zuſehen." — Seit Abbadie haben ſich die Dinge ſehr verändert, und es nimmt eine ganz entgegengeſetzte Meinung, nach welcher der Körper für das Weſen, der Geiſt für das Geſpenſt gehalten werden muß, je mehr und mehr überhand. Daſſelbe gilt im höchſten Grade von der Liebe, deren Begeiſterung, nicht von Plato allein, ſondern überhaupt von den Alten — auch ſogar von Cato*) — als etwas Göttliches und als das Höchſte verehret: ſeitdem, als eine leidige Täuſchung und verderbliche Schwärmerei, in die äußerſte Verachtung gerieth.

---

*) Le Romain Caton disoit, que l'ame de l'amant vivoit et habitoit en celui qu'il aimoit, d'autant qu'il s'imprime le visage, les moeurs, le naturel, la vie, les actions de ce qu'il aime, par lesquels étant conduit il abrége en peu d'heures beaucoup de chemin, et trouve une voye courte et droite, comme parlent les poëtes, pour parvenir à la vertu. (Plutarch, von der Liebe). — Da ich Raum übrig habe, will ich noch eine Stelle aus dieſer Abhandlung abſchreiben. „Nous sommes contraints par manifeste évidence de croire que l'accident de l'arc-en-ciel n'est autre chose qu'une réflexion du ray de notre vue qui donne dedans une nuée humide, égale et moyen-

Dennoch wird ſogar auch unter uns nicht leicht ſich jemand finden, der ſich nicht aus der Zeit, da er die Leidenſchaft der Liebe zum erſtenmal empfand, erinnerte, wie ihm damals gleichſam Geſichte von etwas Höherem wurden, Geſichte aus einer beſſeren Welt, und plötzlich wie ein neuer Sinn, mit welchem er ſich durch und durch verwandelt fühlte. Was tief im Menſchen liegt, daß er ſeiner thieriſchen Natur ſich ſchämt, auch wo ſie unſchuldiges, aber dieſes mit Gewalt verlangt, empfand er in dieſem Zuſtande, wie in keinem andern je zuvor. — Ich einmal kann unmöglich dafür halten, daß uns dann ein böſer Geiſt nur täuſche; uns mit jenen Geſichten nur verführen, und mit dem Abſcheu an allem Unreinen, den wir dann empfinden, unſerer nur ſpotten wolle: ſondern ich glaube pünktlich und von ganzer Seele an eine darunter verborgene heilige Geſchichte und Ordnung des Heils, gerade ſo wie ſie von

---

nement épaisse, où elle rencontre et touche au soleil. En voyant par réflexion sa clarté et lueur, elle imprime en notre entendement cette opinion, que telle apparition soit empreinte dans la nuée. Telle est l'ingénieuse habileté et subtile invention de l'amour.

meinem Platon im Phädrus und im Gaſtmahl erzählt und vorgetragen werden.

Liebestrieb und Lebenstrieb ſind Eins. Es iſt Ein und derſelbe Faden, den die Seele weder aus Nichts, noch allein aus ſich ſelbſt ſpinnen kann. Am allerwenigſten aber möchte wohl die Seele als ein nun zu Ende geſponnener und nun aufgewickelter Faden: als ein ruhiges Knäuel exiſtiren, und ſich ihrer ſelbſt erfreuen können. So läugne ich auch mit Diotima, „daß die Menſchen alle nach dem Eigenen „ſtreben, es möchte denn jemand alles Gute ſein „eigen, und das Böſe Fremdes nennen.“ Ein Leben ohne Streben, Thätigkeit, iſt kein Leben; iſt, wie Plato im Philebus ſagt — ein Schwamm. Ich glaube am wenigſten von der Gottheit, daß ſie ein ſolcher Schwamm ihrer ſelbſt ſeyn könne. Wenigſtens dürfen wir nicht, wenn wir ſie ſo betrachten, ſie die Liebe — wir müßten ſie die Wolluſt nennen; welches weder philoſophiſch noch Schriftmäßig wäre. Sie iſt die Liebe, weil ſie eine Welt erſchaffen, ſich außer ſich ergoſſen hat: Ein Ideal — nicht des Egoismus, ſondern des Entgegengeſetzten: Urbild freier Liebe!

Ich komme nun eigentlicher zu Deiner Fortsezzung und zu den darin aufgestellten Sätzen.

Im Gespräche des Platon wirft Diotima dem Sokrates vor: man müsse aus seinen Worten schließen, daß er das Geliebte für die Liebe halte, da doch diese das Liebende sey. Sokrates schweigt hierauf und scheint seinen Irrthum einzusehen. Du aber nimmst an, daß er geantwortet habe, und theilst uns seine Antwort mit.

Donnerstag den 28ten.

Bis hierhin war ich gestern Vormittag mit meinem Schreiben gekommen, und gedachte gestern Abend und heute früh das noch fehlende hinzu zu fügen, und meinen Brief abzuschicken. Der Deinige vom 15ten, den ich schon Sonnabend erwartet hatte, kam dazwischen, und ließ mich andres Sinnes werden. Dein Brief, wie Du selbst sagst, ist etwas beißig; und da konnte ich nun leicht in dem, was ich über Deine Fortsetzung nun eigentlicher noch zu sagen hatte, es auch etwas werden, und die Verantwortung des Aristodems, wegen seines anders

Menſchen begreiflich machen, daß, wenn wir nicht die Fähigkeit hätten, einen Gegenſtand überhaupt zu denken, wir zu keiner Erkenntniß irgend eines beſondern Gegenſtandes würden gelangen können. Mit andern Worten: daß ohne ſchon vorhandene Vernunft keine Erfahrung möglich wäre. Alles Explicite ſetzt ein Implicites, wodurch es allein möglich wird, zum voraus. Hierhin gehört nicht, was wir erſt hinten nach abſtrahiren und dann wieder zuerſt denken. Das Bedürfniß der Abſtraction iſt in der Einſchränkung unſerer Natur; hingegen das Vermögen nicht abſtrahirter, ſondern ſelbſtthätig hervorgebrachter allgemeiner und auch einzelner Begriffe und Grundſätze, iſt das Siegel unſeres Göttlichen Urſprungs. — Jemand erzählte mir in dieſen Tagen von Kant, daß er geſagt hätte: er würde von ſeinem Pferde herabſteigen, wenn es Sum ſagte. Ich deßgleichen, und würde noch dazu das Pferd ſehr um Verzeihung bitten, wegen der Freiheit, die ich mir aus Unwiſſenheit mit ihm genommen hätte.

Was ich vom Verſtande bemerkt habe, gilt auch vom Willen. Wenn Du irgend einen Menſchen groß-

müthig nenneſt, ſo thuſt Du es nicht, weil er Eine, oder auch zehn, oder auch hundert Handlungen verrichtete, die nach Großmuth ausſahen, wenn auch noch ſo vollkommen; ſondern weil Du ihm einen großmüthigen Character beimiſſeſt. Daſſelbe gilt von der Gerechtigkeit, überhaupt von jeder Tugend. Nur denjenigen wirſt Du tugendhaft nennen, von dem Du urtheileſt, daß er eine Regel der Rechtſchaffenheit in ſich habe, die er immer befolgt, und der zu liebe er jede einzelne tugendhafte Handlung ſich vorſetzt. Kraft dieſes Archetyps, aus welchem die Tugend zuerſt als Gattung hervorgeht, erzeugt der Menſch ihre Arten, und aus den Arten jede einzelne; an dieſem Archetyp prüft er alle nachher abſtrahirte Begriffe und Vorſchriften von Tugenden, und urtheilt allein mit ihm über die Gültigkeit und durchgängige Wahrheit jener Vorſchriften und Begriffe.

Nicht ein bloßes Bewußtſeyn nur, ſondern auch eine Erkenntniß hievon, wird in allen Menſchen, weniger oder mehr entwickelt, angetroffen. Und wie ſollte ſie ſich nicht in ihnen finden, da ſie überall das Beſondre nur im Allgemeinen erkennen; da ſie ohne Sprache, die aus lauter allgemeinen Begriffen noth-

Bruchstücke der Fortsetzung.

Allerdings ist Liebe in jedem Sinne von der Begierde im gemeinen, d. i. in dem Sinne unterschieden, worin sie vernünftigen und unvernünftigen Wesen ganz auf dieselbe Weise zukommt, und sich als ein und derselbe Trieb in beiden Gattungen auf eine ebenso mannichfaltige als bestimmte Weise offenbart. Wegen der Begierde in diesem gemeinen Sinne gehört der Mensch zum Thiergeschlecht; liebend zieht er die Thierheit aus und lernt sie verachten, sich selbst erfahrend als ein Wesen höherer Art. In der bloßen Thierheit findet durchaus keine Liebe Statt, sondern höchstens nur ein Schein davon, wie z. B. im Hunde. Wir sagen von diesem, daß er seinen Herrn liebe, und seine Treue in dieser Liebe ist sogar Symbol geworden. Wie es aber mit der Erhebung einer solchen hündischen Liebe und Treue fast bis zur Würde einer Idee, in Wahrheit gemeint sey, verräth schon das eben gebrauchte Beiwort. Das Lob der Hundestreue verlangt niemand, und schlimmeres kann von einem Menschen nicht gesagt werden als, daß er wie ein Hund mit sich umgehen lasse.

Eben so nothwendig, wie der Begriff der blos thierischen Natur die Liebe ausschließt, schließt der Be-

griff der vernünftigen Natur sie nothwendig ein. Ohne ein, wenn auch oft nur sehr dunkles, Anschauen des Guten, des Wahren, des Schönen, giebt es keine Vernunft; wo aber Wahres, Gutes und Schönes angeschaut werden, da entsteht Liebe, mit allen den Gefühlen, welche der eigensüchtigen Begierde Abbruch thun, noch vor der Entwicklung der Vernunft. Daß kein besonderer Scharfsinn dazu gehört, wahrzunehmen, was auf diese Bemerkungen führt, und factisch in jedem vorkommenden Falle zu unterscheiden zwischen Liebe und gemeiner Begierde, erhellt aus dem Gebrauche dieser Unterscheidung in allen nur einigermaßen gebildeten Sprachen. Niemand wird von dem Ehrliebenden sagen, daß er die Ehre begehre, noch von dem Ehrbegierigen, daß er sie liebe. Was der Ehrbegierige liebt, heißt Ruhm, Ansehen, Gewalt, Vorrang, und er fühlt zugleich die heftigste Begierde nach diesen Dingen, so lange er sie noch nicht besitzt, und, wenn er zu ihrem Besitz gelangt ist, nach ihrer Vermehrung. Auch der Ehrbegierige liebt also; nur nicht dasselbe, was der Ehrliebende und nicht auf dieselbe Weise.

Die blos factische Unterscheidung aber in dem angeführten Beispiele, wie in so vielen andern ähnlichen, die der Sprachgebrauch darbietet und deren eine Menge jedem Gedächtnisse sich aufdringen werden, giebt noch keineswegs Einsicht in den Grund dieser Unterscheidung und Entgegensetzung. Vielmehr gerathen wir, wenn wir jene Beispiele in nähere Betrachtung ziehen, mit uns selbst in Uneinigkeit, die vorhin angeführte

Behauptung als wahr vorausgesetzt, daß Liebe ein Vermögen höherer Art und höheres Ursprungs sey, als die allen lebendigen Naturen auf gleiche Weise zukommende Begierde. Denn sagen wir nicht auch von dem Geizigen, daß er das Geld, von dem Trunkenbolde, daß er die Völlerei *liebe*? Wie sollte nun das ein Vermögen höherer Art genannt werden dürfen, was uns sogar *unter* die Thierheit herabziehen kann?

Schwächen und sogar scheinbar vertilgen läßt sich dieser Vorwurf und der mit ihm aufgeregte Zweifel, wenn wir ihm entgegensetzen, daß hier der Liebe nichts angeschuldigt werde, was nicht die Vernunft selbst, und ihre Quelle, die Freiheit, in gleichem Maße treffe. Von jeher sind ja diesen ganz dieselben Vorwürfe gemacht worden, selbst von angesehenen Weltweisen. Welche Ausschweifung, läßt Cicero seinen Catulus sagen, welche Handlung zügelloser Willkühr, des Muthwillens, der Wollust, der Habsucht, welches Verbrechen, von was Art es sey, wird entworfen und vollbracht ohne Zuthun der Vernunft? Geht nicht alles *Vorsetzliche* aus ihr allein hervor? Entwurf, Ueberlegung, Wahl, Beschluß sind ihr eigenthümliches Geschäft. Sie ist es, die jede Kunst, jede Geschicklichkeit ersinnt, und wem? Etwa nur dem Wohlmeinenden, und nicht auch einer Medea, einem Thyestes und Atreus? Ueberall unter den Menschen finden wir sie geschäftiger, dem Betruge, der Hinterlist, der Unmäßigkeit und Ungerechtigkeit, der Herrschsucht und der Habsucht, überhaupt dem Bösen zu dienen, als dem Guten. Und so ist sie offenbar für

den Menschen, da sie zum Bösen wie zum Guten sich gebrauchen läßt, ihr Gebrauch zum Bösen aber, wie die Erfahrung lehrt, der fast allgemeine ist, nicht blos eine zweideutige, sondern eine schädliche Gabe. Fühlen wir uns nichts desto weniger innerlich genöthigt, ihre Beraubung für das größte unter allen Uebeln zu halten, so werden wir eben dadurch nur desto elender. Denn wir setzen sie doch wohl nur darum über alle andere Güter, weil sie allein uns soll wahrhaft weise, gut und glücklich machen können. Kann sie dieses, so thut sie es doch in dem Menschen nie. Keiner, der nicht von Natur schon gut und weise war, ist es durch ihre Geschäftigkeit geworden. Und möge sie denn auch den Weisen noch weiser, den Tugendhaften noch tugendhafter machen, den Bösartigen macht sie dagegen ganz auf dieselbe Weise auch bösartiger."

Ungeachtet dieser so oft wiederholten bitteren Vorwürfe, welche bei den Alten mehr ein irreligiöser, bei den Neueren, in blindem Muthe, mehr ein religiöser Eifer geltend zu machen gesucht hat, ist die Vernunft, vor wie nach, in dem unerschütterlichen Besitz geblieben, nicht nur für das höhere und höchste Vermögen in dem Menschen, sondern für ein durchaus allerhöchstes unbedingt anerkannt, und damit außer alle Vergleichung mit anderen Kräften, Eigenschaften und Gaben gesetzt zu werden, als ein überschwengliches Wesen. Was man auch, aus dem Grunde ihres Thuns und Lassens, ihres zweideutigen Vermögens und offenbaren Unvermögens, wider sie aufbringen möge; es bleibt

ohne Kraft und bedarf eben so wenig einer Widerlegung, als eine solche, mit einigem Sinne, auch nur unternommen werden könnte. Das höchste Ansehen der Vernunft beruht auf der unmittelbaren Gewalt dieses Ansehens, auf dem Machtworte, durch welches sie als ein allerhöchstes sich selbst ausspricht.

Dagegen nun die Liebe? Fände sich auch in ihr, was sie mit gleicher Kraft zu retten fähig wäre? In Wahrheit, ihr wird schlecht geholfen seyn durch eine Aehnlichkeit mit Vernunft und Freiheit nur an der verdächtigen Seite von diesen, wenn sie nicht zugleich aufweisen kann, daß und wie sie mit denselben in einer solchen wesentlichen Verbindung und innigen Gemeinschaft stehe, die sie wie zu einer dritten Person in dieser Gottheit mache.

Daß sie dieses vermögen sollte, scheint, wenigstens auf den ersten Anblick, sich auch nicht einmal von ferne denken zu lassen. Unding ist eine Liebe unter der Herrschaft der Vernunft, und die dem Menschen seine Freiheit ließe, so daß er nach seinem Gutfinden sie einrichten, schwächen und verstärken, sie hierhin oder dorthin leiten möchte, ist Unding. Unding wäre aber ebenso auch die Vernunft, wenn sie, wie man wohl unverständig sich ausdrückt, von der Liebe unterjocht, verblendet, verführt, bethört, in Fesseln gelegt werden könnte. Die eine dieser Vorstellungen ist gerade so ungereimt als die andere. Unvernünftig wäre eine Vernunft, die der Liebe, lieblos eine Liebe, die der Ver-

nunft gehorchte. Man bestimme nur genauer die Begriffe von beiden (die durchgängig angenommen sind, und von denen wir darum auch auszugehen uns genöthigt fanden), und es wird sogleich augenscheinlich, daß beide Wesen aus jenen Begriffen hervortreten als zwei durchaus verschiedene, durchaus unabhängige Mächte, unvergleichbar in Gewalt, Eigenschaft und Bestreben. So wie jene nichts vermag über diese, so auch wieder diese nichts über jene. Ja, es weiß nicht einmal die eine von der andern; sie kennen einander nicht. Der Mensch aber, den die eine wie die andere ausschließend zu besitzen strebt, weiß von beiden, doch, wie er wunderlich zwischen ihnen getheilt ist, nur lauter unvollkommenes. Und so bildet sich (dürfte man demnach wohl annehmen), in ihm jener zwiefache Wahn von einer schlimmen Seite an der Vernunft und einer guten an der Liebe. Der gute Schein an der Liebe, zufolge dieser Ansicht, entstände blos daher, daß ihr die Vernunft im Wege ist, Besitz von dem ganzen Menschen zu nehmen und ihn mit Unmäßigkeit zu erfüllen. Der böse Schein an der Vernunft, daß ebenso die Liebe allein ihr im Wege ist, Besitz von dem ganzen Menschen zu nehmen und ihn zu erfüllen allein mit sich.

Dieß mag nun gelten oder nicht, so wird sich in alle Wege zeigen, daß die Liebe nicht *unter* der Vernunft begriffen, nicht aus ihr abgeleitet werden kann als ein zweites oder drittes, welches nothwendig mit ihr und *in* ihr, als dem Ersten, Obersten, Ursprünglichen, sich zugleich darstellte. Wollte man aber die

Liebe als das Erste, Oberste, Ursprüngliche setzen, so daß Vernunft und Freiheit unter ihr begriffen wären als ein Zweites und Drittes, dergestalt, daß diese zu ihrem Wesen zwar gehörten, aber keineswegs über sie erhaben wären, sondern abhängig von ihr, so hieße das ja offenbar über die Vernunft den Wahnsinn erheben. Denn daß die Liebe aus dem Geschlecht des Wahnsinns sey, hat noch nie ein Mensch geleugnet.

Gewiß keiner! Auch nicht jener, der unter allen Menschen von der Liebe am erhabensten geredet hat, am erhabensten zugleich von der Vernunft, Platon der Göttliche. Doch weit entfernt, zurückzubeben vor diesem Vorwurfe, faßte er ihn schärfer nur ins Auge, ergriff ihn, und ließ ihn das Panier seyn im Kriege wider jene Unwissenden und Rohen, die den Unbegeisterten allein für weise, jeden Begeisterten für einen Unsinnigen und Verrückten halten. Er scheute sich nicht, ein Verrückter genannt zu werden von denen, die wohl unverrückt ankleben nur dem Irdischen, und sich so ganz bei Sinnen zu erhalten wissen, daß sie des Uebersinnlichen und Ueberirdischen nie inne werden.

Und wer möchte nicht mit ihm seyn, von diesen sich scheidend, die, abgewandt von dem Lichte, in welchem Urgebild und Urbildendes ungetrennt und unzertrennlich sich darstellen, ewig nur in dem sie umgaukelnden Schattengewebe sich vertiefen und aus ihm sich anfüllen mit Wahrsagerei wider das Wahre? Wendet man sie mit Gewalt gegen das Licht, so rufen sie

— gewöhnt an die Finſterniſſe ihres Ortes und nun lichtgeblendet — mit Unwillen aus: Welche Nacht! Und hören ſie dann ebenſo ausrufen den Lichtſchauer, wenn er, hingewandt nach ihren Finſterniſſen, und nachtgeblendet, auch ſchauert und wankt, ſo erheben ſie über ihn ein lautes Hohngelächter, ſchreien und ſpotten: daß er Sichtbares zu ſuchen nicht verſtehe, aber Unſichtbares ſehen und zeigen zu können ſich rühme. Der Verrückte! Wie der aus ſich ſelbſt beginnende, der göttliche Tugenden aus des eigenen Herzens Geiſt und Empfindung erzeugende Heros erhaben iſt über den ſpäter von ihm nur träumenden Fabler, ſo überall des Geiſtes und Herzens vorbildende Kraft über nachbildende Beſinnung. Dieſe, dem Einbildungsvermögen folgend und mit ihm erzeugend den Verſtand, kann ewig nur da beginnen, wo jene ſchon vollendet hat, und muß unwiſſend bleiben, in ſich allein, jedes erſten Urſprunges und jedes letzten Zwecks. Echo des freithätigen Geiſtes, hallt ſie nach, Endlaute ohne Zahl; aber anzuſtimmen ſchöpferiſches Wort vermag ſie nicht.

Vermag es aber der Geiſt ſelbſt, der den Menſchen belebende? Oder iſt auch in ihm, was als vorbildende Kraft erſcheint, nur ein geheimeres Nachbilden aus tiefer wirkender Beſinnung, nicht eine wahrhaft beginnende ſchöpferiſche Kraft?

Ohne allen Beginn und ganz und allein aus ſich ſelbſt iſt nur Einer. Alles vielfach vorhandene iſt von ihm, und konnte des Geiſtes blos theilhaftig werden, ewig von ihm unterſchieden und ewig nur aus ihm

Daſeyn und Leben ſchöpfend. Das aber iſt die Theilhaftigkeit des Geiſtes, daß mit ihr Freiheit empfangen wird und Liebe; des Guten und Schönen Gefühl und aus ihm des Wahren Erkenntniß. Ohne Freiheit keine Selbſtſtändigkeit und überall kein Geiſt; denn ſelbſt zu ſeyn, und aus ſich unmittelbar zu wirken, iſt des Geiſtes Anfang. Freiheit aber ohne Liebe wäre nur blindes Ungefähr, wie Vernunft ohne Freiheit nur blinder Nothwendigkeit Echo. . . . .

Liebe und Begierde ſind allerdings weſentlich verſchieden von einander; diejenige Begierde nämlich, die das Selbſt allein, nie einen Gegenſtand außer ihm unmittelbar zur Abſicht hat. Sie will von dieſem nur die Wirkung in das Selbſt, nur das von ihm, was jenem nützlich iſt. Darum genügt Anſchauung ihr ſo wenig, daß vielmehr die Gegenwart ihres Gegenſtandes ſie nur heftiger antreibt, ihn an ſich zu reißen, daß ſie ihn verſchlinge. Noch mehr: es gehört zu ihrem Weſen, anſchauungslos zu ſeyn und blind. Auch das Selbſt ſieht ſie nicht, aber ſie will es überall und läßt nicht zu, daß ſich etwas darüber erhebe. In ihm ſoll ſich alles, es ſelbſt ſoll ſich in nichts verlieren.

* * *

Wenn wir von einem dem Geld- oder Ehrgeiz ergebenen ſagen, daß er das Geld oder Anſehen und

Macht liebe, so meinen wir damit, daß er beides unmittelbar begehre, als Zweck, nicht als Mittel; darum nennen wir auch diese Leidenschaften thöricht und lasterhaft. Wenn er sie blos als Mittel liebte, so wären sie ihm nicht das Höchste, und er liebte eigentlich etwas anderes. Mit der Liebe verknüpft sich von selbst der Begriff der Uneigennützigkeit, d. h. wir hangen einem Gegenstande nicht an und trachten ihm nicht nach um eines Nutzens willen, den er uns verschaffen soll, sondern um sein selbst.

* * *

Ich liebe über alles die Jagd, heißt: ich finde meinen höchsten Genuß im Jagen. Ich werde aber nie sagen im Jagen, daß ich jetzt liebe. Dasselbe gilt vom Spiele, vom Kriege u. s. f. Die Liebe findet nur in der Unvollkommenheit des Genusses Statt. Die Jagd lieben, heißt wünschen, immer auf der Jagd seyn zu können. Man liebt sie nicht wegen des Vergnügens, das sie giebt, sondern sie ist das Vergnügen selbst. Immer ist, wo Liebe ist, Abhängigkeit von einem Gegenstande, Bedürfniß; ich habe nicht selbst, was mir den Genuß geben kann. Die Liebe fängt an, weder mit einer Begierde, noch mit einem Genusse, sondern mit Ahnung.

* * *

Ich begehre das Abwesende, was ich gegenwärtig und wirklich nicht genieße; lieben aber kann ich auch das Gegenwärtige, und mitten im Genuß am stärksten.

Mich selbst kann ich schlechterdings nicht begehren, wohl aber lieben. Doch kann ich allerdings begehren, was mich mir selbst liebenswürdig machen wird.

* * *

Genuß und Vollkommenheit widersprechen sich. Sich selbst genießen ist wie die Ursache seiner selbst seyn. Leerer Schulwitz. Genuß ist nur im Uebergange von einem geringeren Zustande zu einem besseren.

* * *

Liebe ist vorbildende schöpferische Kraft, d. h. nicht schaffend nach einem Ideal, sondern schaffend das Ideal. Darum ist Gott selbst das absolute Maß, das Urbild von allem.

* * *

Liebe ist Thätigkeit. Wir werden nicht gewahr, daß wir das Leben über alles lieben, als wenn es in Gefahr kommt, und doch ist die Begierde, die zur Erhaltung des Lebens wirkt, die mächtigste, die absolute Begierde.

* * *

Wenn ich mit meinem Auge am Auge des Geliebten hange und seine Seele in mich zu trinken strebe, so will ich sie doch nicht so in mich trinken, daß ich ein für alle mal satt werde, und des Freundes nicht mehr bedürfe. Ich will ihn ewig bedürfen und ewig genießen.

Die Liebe endigt in ihrem Gegenſtande. Er kann ihr nur ſich ſelbſt geben; aber geben muß er, ſonſt iſt keine Liebe. Was ich liebe, dem opfere ich mich auf. Man lebt nur in dem, was man liebt. Was vor der Liebe war, ſtirbt, und die Seele ſucht ſich ein neues Weſen.

* * *

Die Liebe iſt ein Mittel der Erhebung aus dem Sinnlichen zum Ueberſinnlichen, aus dem Sterblichen zum Unſterblichen; dieſes Mittel geht durch die ganze Weltbildung, belebt ſie, iſt das lebendige Mittelglied zwiſchen dem Schöpfer und dem Geſchöpf. Gemeines ſoll in Edles, Sterbliches in Unſterbliches verwandelt werden. Von allem überirdiſchen kann allein das Schöne gleichſam mit Augen geſehen werden; darum iſt es die Stufe, auf welcher von dem Vergänglichen zum Unvergänglichen aufgeſtiegen wird. Das Schöne flößt Liebe ein, d. i. ein Verlangen, mit ihm zu leben und fortzupflanzen.

* * *

Wir können nichts Schönes wahrnehmen, ohne daß der Gedanke wenigſtens dunkel in uns entſteht: Liebe hat es geſchaffen und Wohlwollen. Schönheit und blindes Ungefähr widerſprechen ſich.

* * *

Wir können im Grunde nichts anderes lieben als unſer Leben; alle endliche Weſen aber haben ihr Leben

außer sich. Gott, um zu lieben, muß gewissermaßen aus sich herausgehen und Mensch werden. Wenn er nicht geschaffen hätte, ließe sich in ihm keine Liebe denken.

Vorrede

zu einem

überflüssigen Taschenbuche für das Jahr 1800,

in

einem Schreiben und Nachschreiben an den Herausgeber des Taschenbuches.

Anmerkung für das Publikum.

Der Verfaſſer des folgenden Briefes hält es für nöthig, über die Anwendung der neueſten Philoſophie, welche darin beiläufig ſtatt gefunden hat, folgende Erklärung — gewiſſer unjovialiſcher Leſer wegen — von ſich zu geben. Er verſichert:

1. Daß dieſer Brief nicht mit der Abſicht, jene Anwendung zu machen, begonnen wurde. Sie hat ſich unter der Hand eingefunden; hat ſich der Laune gewiſſermaßen aufgedrungen — gerade ſo wie nachher die Anwendung der Oekonomiſtenlehre, deren Grundſätze die eigenen Grundſätze des Verfaſſers ſind.

Er bittet zu bemerken:

2. Daß wenn die neueſte Philoſophie durch die hier von ihr gemachte Anwendung ein etwas lächerliches Anſehen bekommt, man dieſes allein ſeiner Kunſt, ſie auf ſolche Weiſe zu gebrauchen oder geltend zu machen, beizumeſſen und zu verdanken habe. Nur hat Er nicht dieſe Kunſt zuerſt erfunden, ſondern er ſtellt ſie nur nachahmend dar. Wenn jene Originale, die ihm wahrſcheinlich, bekannt und unbekannt, vorſchwebten, durch ſeine Darſtellung an ſich ſelbſt erinnert, und des Dienſtes, den ſie der Philoſophie leiſten, inne werden ſollten, ſo hätte er ſich einer guten Handlung, die vielleicht erſprießlich würde, zu erfreuen; aber keiner verdienſtlichen: denn, wahrlich! auch dieſe Abſicht lag ihm nicht im Sinne, während er ſchrieb; er folgte, wie ich ſchon geſagt, blos ſeiner Laune, und hatte nur ſein Ziel, die Rettung des Ueberflüſſigen, im Auge.

Seine aufrichtige Meinung in Abſicht der Transſcendental-Philoſophie ſelbſt iſt:

3. Daß nur derjenige, der unwiſſend und abgeſchmackt genug wäre, um Geometrie und Arithmetik gering zu ſchätzen und zu verſpotten; jene, weil ſie keine Subſtanzen, dieſe, weil ſie keine Zahlenbedeutung, nicht das Werthſeyende hervorbringt; daß nur ein ſolcher auch Transſcendental-Philoſophie gering ſchätzen und verſpotten dürfte. Dieſes konnte um ſo weniger des Verfaſſers Fall ſeyn, da er nicht ohne Antheil an der Entſtehung der neueſten Philoſophie, und keinesweges dieſen Ruhm aufzugeben geſonnen iſt. Aus dieſer Blutsfreundſchaft erklärt ſich die Vertraulichkeit, worin er mit ihr lebt. Er darf mit ihr ſcherzen, und den Scherz bis zum Muthwillen treiben, ohne Gefahr zu laufen, daß ſie ihn je mißverſtehen werde. Sie weiß, daß er ſie nicht aufziehen kann, ohne ſich ſelbſt mit zum Beſten zu geben. — Und gehörte es nicht zum Triumph der Imperatoren, daß ihre Siegsgefährten ſie mit Spottliedern begleiteten? Dieß ſey geſagt dem Starken! Zugleich laſſe er ſich erinnern an jene Rede des alten Shandy, als dieſem, anſtatt des arabiſchen Hengſtes, ein Mauleſel gefohlt wurde. „Siehe," ſprach er zu Obadiah, „was du gemacht haſt!" „Ich habe es nicht gethan," antwortete Obadiah. — „Wie kann ich das wiſſen?" erwiederte Shandy — Und nun war er verſöhnt mit Obadiah — Aber nicht mit dem Mauleſel.

Eutin 1799. Am heiligen 3 Königs Tage.

Deine Sorge, du lieber alter Freund, um einen neuen Titel für dein Taſchenbuch, dem neuen Verleger zu Liebe, der ihn wünſcht, und der es, ſagſt du, gut mit dir meint, wie mit ſich ſelbſt: Eine natürliche Gemüthsverfaſſung der Verleger — nach geſchloſſenem Contract! — Eure gemeinſchaftliche Sorge alſo, und daß ihr beide (denn auch Freund Perthes iſt ſchon bittend bei mir eingekommen) in dieſer Verlegenheit zu mir Eure Zuflucht nehmt, hat mich ſonderbar betroffen. Ich ſollte freilich wohl Rath geben können, es iſt mein Beruf; und keine Ausnahme gilt, wenn ich meines ganzen Titels werth bin; wenn ich die höchſte Stufe der Rathgebung, der unbeſtimmt und darum unbedingt allgemeinen (zumal in verzweifelten Fällen) die man die geheime nennt, nicht als ein Unwürdiger erſtiegen habe. Euch ein ſolcher zu erſcheinen, gienge mir zu nah. Alſo

Wirklichkeit unſeres Handelns iſt wieder gleich, zum wenigſten! unſerer eigenen Realität und Wirklichkeit — welches wir hinreichend finden zu unſerer Beruhigung. Wir verlangen nicht gewiſſer zu ſeyn von jenem dringenden Bedürfniſſe des Publikums, worauf die Unmöglichkeit der Nicht-Erſcheinung unſeres Taſchenbuches beruht, als wir gewiß ſind von dem Hervorbringen ſelbſt dieſes Taſchenbuches, das iſt, von unſerem eigenen Daſeyn und Wirken.

Was die Lauterkeit unſeres Beſtrebens angeht, ſo kann ſie unter Verſtändigen, nach dem Geſagten, wohl nicht mehr in Frage kommen. Sie noch beſonders darthun zu wollen, hieße Licht ins Licht ſtellen, um ſich an einem eiteln Farbenſpiele zu erfreuen. Wir verſchmähen jeden Anſtrich, ſelbſt den Anſtrich des Lichts. Wie ſollte auch nur irgend etwas von dem eigennützigen Triebe, irgend etwas Abſichtliches und dadurch unlauteres bei uns mit im Spiele ſeyn, da wir ſo offenbar eigentlich noch gar nicht wiſſen, was wir vorhaben; den Nutzen, der geſtiftet werden ſoll, auf keine Weiſe kennen: ſondern darüber hier erſt Belehrung ſuchen? — Und dieſe Belehrung (wieder im höchſten Grade uneigennützig!)

ſuchen wir keinesweges für uns, ſondern allein für das Publikum. Weder ſchnöde Neugier, noch ein ungeduldiges Verlangen, den Dank, den wir verdienen werden, im voraus zu genießen, iſt der Grund unſeres ernſtlichen Nachforſchens. Wahrlich, in die eigene Unwiſſenheit ergäben wir uns ruhig und mit Freuden, da ſie, als ein untrüglicher Beweis der Lauterkeit unſerer Geſinnungen, noch in dieſem Augenblick unſeren größten Stolz ausmacht. Gern alſo und mit Freuden beharrten wir in ihr; gern und mit Freuden ließen wir die rechte Hand nicht wiſſen, was die linke thun wird: könnte nur unſer Handeln, in dieſer Reinheit fortgeſetzt, auch zur Vollendung kommen und ſein Ziel wirklich erreichen. Leider iſt dieß unmöglich. Das Publikum muß nothwendig ſein Bedürfniß erfahren, wenn es die Hülfe, die wir ihm bereiten, annehmen, ſie begierig ergreifen und ſich zu Nutze machen ſoll. Bliebe dieſes aus, ſo würde unſer Zweckbegriff aus Mangel an Erfüllung eitel; ſeine Realität, die wir, a priori, aus dem ſeinen Gegenſtand mit Gewalt vorausſetzenden Triebe in unſerem Inwendigen, geſchöpft hatten, verſiegte, a posteriori, in dem äußerlichen

Sande des nicht zum Vorſchein kommenden Bedürfniſſes. Ein ſolches Ausbleiben mit ſeinen Folgen zu verhindern, iſt uns daher in unſerem Zweckbegriffe ſchlechterdings mit aufgegeben; oder: So gewiß das dringende Bedürfniß unſeres Taſchenbuches für das Publikum vorhanden iſt; ſo gewiß muß auch das Gefühl dieſes Bedürfniſſes von uns im Publikum erregt werden.

Es ließe ſich auf eine unendlich mannichfaltige Weiſe darthun, wie uns mit der Handlung, wodurch wir ein dem Publikum unentbehrliches Taſchenbuch nothwendig hervorbringen, die Pflicht zugleich entſteht, es nicht vergeblich hervorzubringen; zugleich mit dieſer Pflicht aber auch der Glaube, den uns das Gewiſſen auferlegt, daß wir es nicht vergeblich hervorbringen werden. Das Erregungsmittel, das wir ſuchen, muß ſich alſo finden laſſen, weil es ſchlechterdings gefunden werden ſoll. Wir nennen es, den Titel des Buchs, und bitten jetzt noch einmal, ernſtlicher, um deſſelben Offenbarung.

Noch tönte die letzte Sylbe meines Vortrags, als ſchon dieſelbe antwortende Stimme ſich wieder

hören ließ. Schreibe, ſprach ſie, mit einem halb dro-
henden und halb verdrießlichen Tone — Schreibe:

Ueberflüſſiges Taſchenbuch!

Mich erſchütterte die Wiederholung; mich em-
pörte der Ton, womit ſie ausgeſprochen wurde. Ab-
zulaſſen war dennoch unmöglich. Selbſtbewußtſeyn
und Gewiſſen, die ganze theoretiſche und praktiſche
Vernunft ſtanden auf dem Spiel; ich war darum,
wenn ich den Titel nicht herausbrachte; ich hatte
keine Religion, wenn ich abließ zu glauben und mit
Gewalt vorauszuſetzen, daß ich ihn gewiß herausbrin-
gen würde, geſetzt ich wüßte auch, daß er nicht her-
auszubringen wäre. Hievon wollte ich ausgehen,
und auch mit Verdruß und Zorn mich hören laſſen —
als in dem Augenblicke, da ich nur den Mund zum
Reden wieder öffnete, das unbegreifliche Gebot zum
dritten Mal mir in die Ohren drang; dießmal mit
einer Gewalt, die mich zu Boden ſchlug und, ich
wußte nicht wie, mein Inneres bezwang.

Was iſt das? fragte ich mich ſelbſt. — Ver-
birgt der Ausſpruch, der dich kränkt, vielleicht einen
geheimen großen Sinn, ſo daß, in dieſem Sinne,
ein überflüſſiges Taſchenbuch gegenwärtig in der That

das unentbehrlichſte, gegenwärtig für Deutſchland das dringendſte Bedürfniß wäre, in ſo fern es Taſchenbücher überhaupt bedarf?

Ich verweilte bei dieſem Gedanken, und es wurde heller vor meinen Augen.

Was mir zuerſt auffiel, war, daß noch gar kein überflüſſiges Taſchenbuch vorhanden ſey; nicht in Deutſchland; vielleicht nicht auf Erden. Es fehlte alſo; fehlte nicht allein dem Vaterlande, ſondern der Menſchheit: und ſo lange es fehlte — fehlte mit ihm zugleich die Grenzbeſtimmung der Nothdurft; man ſchwebte im Chaos des Unbeſtimmten, man tappte im Dunkeln, arbeitete ins Wilde.

Ein überflüſſiges Taſchenbuch wird demnach entbehrt, folglich gefodert — Nicht blos als zur Totalität der Taſchenbücher gehörig und nothwendig mit enthalten in ihrem Begriff; ſondern — Es wird entbehrt und gefodert, als ein Erſtes! Es wird a priori entbehrt und gefodert! — Alle Taſchenbücher vor dem Ueberflüſſigen haben daſſelbe vorausſetzen müſſen, und ſind nur in Hinſicht auf daſſelbe entſtanden; ſie liefen Alle nach dieſem Ziele und Zeichen der Vollendung — um es zu ſetzen. Es

konnte aber in alle Ewigkeiten nicht geſetzt werden, und niemand hätte jemals nach ihm laufen können, um es zu ſetzen; wäre es nicht ſchon geſetzt geweſen — im voraus, das iſt, a priori.

Diejenigen, denen dieſes nicht gleich einleuchten möchte, brauche ich nur zu erinnern — nicht erſt zu belehren*) — daß Ueberfluß und Mangel eine gemeinſchaftliche Grenze haben. Die Linie, die beide von einander ſondert, hat, wie die mathematiſche, keine Breite. Es iſt daher unmöglich, blos dem Mangel abzuhelfen; unmöglich, das Genug auszumachen, es zu finden und zu verſchaffen, ehe das Ueberflüſſige vorhanden iſt. Das Ueberflüſſige als

*) Das Belehren iſt überhaupt unmöglich, weil es unmöglich iſt, daß jemand lerne, was er nicht im Grunde ſchon weiß. Dürftig, unvollſtändig, hat dieß ſchon Plato eingeſehen; man leſe den Menon. Thiere lernen nie reden. Warum? Weil ſie nicht ſchon a priori heimlich reden, d. i. Sprache erfinden können, und nothwendig erfinden. Alſo beides, Lehren und Lernen, iſt an ſich überflüſſig. Dennoch aber unentbehrlich, wie ich nachher zeigen werde — wenn ich Raum dazu behalte, und es nicht vergeſſe. — Alſo zugleich überflüſſig und unentbehrlich, gerade wie unſer Taſchenbuch.

ſolches verachten wir insgeſammt; wir wünſchen nur genug zu haben. Mehr als genug iſt weniger als Nichts, denn es iſt ein Unding, und ſeine angebliche Vorſtellung ein baarer Nicht — Gedanke. Alſo nur um eben genug und durchaus nicht mehr zu haben, ſtreben wir nach dem Ueberfluſſe, der von dem Ueberflüſſigen nicht ſorgfältig genug unterſchieden werden kann. Unter Ueberfluß verſteht der Weiſe blos den Moment des Ueberfließens: das abſolute Genug — welches nie iſt, ſondern nur wird; und nur wird, um nicht mehr zu ſeyn; welches überhaupt nicht ſeyn, ſondern nur gedacht werden kann, als ein bloßes Denken des Moments der Handlung eines Ueberfließenden, das nicht überfließt.

Hier ſtand meine Betrachtung plötzlich ſtill, ſo daß ich ihr, da wir in gezogenem Galoppe waren, beinah über den Kopf ſtürzte. Ein Gedanke war ihr in die Zügel gefallen. Er fragte: Wo ſie hin wollte? Sie ſollte ſich beſinnen, ſollte ihn anhören! Er ſagte:

Ich bitte dich! — Wenn das Genug vor dem Ueberflüſſigen unmöglich, und auch nach ihm unmöglich; das Ueberflüſſige ſelbſt aber ein verächtliches

Unding und noch weniger als nichts iſt; was ſoll aus dem Ueberfluſſe werden, der nur ein Ueberfließen iſt — und nicht iſt; und den du doch willſt allein für etwas gelten laſſen? — Was fließt denn, und wohin fließt es? Siehe, du behältſt ja nur das Fließen eines Fließens! Und nicht einmal das behältſt du, denn du haſt nur einen mathematiſchen Augenblick, in dem nichts fließen kann. Und du haſt ihn nicht, weil es unmöglich iſt, daß ein ſolcher Augenblick je da ſey, oder als vorhanden nur gedacht werde. Dieß erwäge, und, noch einmal beſinne dich; oder antworte, wenn du es vermagſt."

Die Betrachtung wußte nichts zu antworten. Ich auch nicht. Wir kehrten beide um und nahmen den ehrlichen Gedanken mit, damit er uns die Stelle zeigte, wo wir vom rechten Wege abgekommen waren.

Er führte uns zurück bis zum Ueberflüſſigen als ſolchem. Hier hatten wir uns verirrt, und machten nun große Augen — darüber, daß wir ſie vorher nicht genug aufgethan hatten; daß wir ſo unverzeihlich, ja im eigentlichen Wortverſtande ſo unendlich blind und — dumm geweſen.

Es iſt in der That nicht auszuſprechen, wie beſchämt wir da ſtanden vor dem Ueberflüſſigen als ſolchem, jetzt, da wir es in ſeiner unendlichen Realität erblickten; es erkannten als das einzige Anſich, es ergriffen im unmittelbaren Anſchaun, überſchwenglich! als dasjenige, was Allein — Nicht Nichts iſt . . . Und wir hatten es, unverantwortlich unbeſonnen, für weniger als Nichts gehalten!

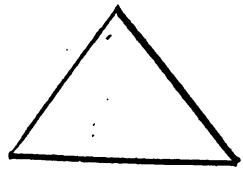
Aber ſüß war nach dem Schrecken die Erholung. Triumph! das Räthſel war gelöſt, das Geſuchte entdeckt. Nicht mehr einzelne Sterne giengen dem Hinſchauenden nach einander auf: Alle zugleich, ſo viele Sonnen, traten hervor, und verwandelten in Licht das ganze All.

In dieſem Lichte ſchrieb ich wie mir geheißen war. Der empfangene Rath war mein eigener geworden; ich hatte keinen geheimen Sinn mehr zu erforſchen: Alles war offenbar, und ließ ſich offenbaren Jedwedem.

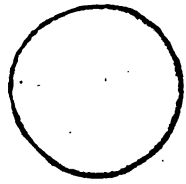
Mit der That will ich es beweiſen. Wer nur drei zählen kann, ſoll es faſſen und inne werden: Wie das Ueberflüſſige allein Alles; das Nicht-Ueber-

flüſſige hingegen ein Unding, ein leeres Hirngeſpinſt, eine durch und durch grundloſe Erdichtung ſey.

Zuerſt ſpreche der Augenſchein. Ich beſchreibe einen Triangel — Hier ſteht er:



Es darf auch ein Cirkel ſeyn.



Oder welche Figur man will. Man beſchreibe ſie nur, laſſe ſie entſtehen vor ſeinen Augen, beſchaue ſie, und frage ſich dann: ob es möglich geweſen wäre, ſie zu entwerfen, wäre nicht vorhanden geweſen zuvor — ein *Ueberflüſſiges* des Raums. Alle Figuren, man nehme ſie ſo groß und ſo klein an, als man will, haben zum *Inhalt* einen Theil dieſes unendlichen Ueberflüſſigen; und werden *beſtimmt*, werden zu dem, was ſie ſind, durch eben

dieſes unendliche Ueberflüſſige außer ihnen. Alſo beides, Materie und Form, empfangen ſie allein vom Ueberflüſſigen; ſie ſind von demſelben nur ſo viele verſchiedene Geſtalten: zufällige! — und können nicht gedacht werden, wenn nicht vor ihnen gedacht wird jenes Ueberflüſſige als für ſich allein beſtehend, ein Nothwendiges und abſolut Erſtes.

Aus der Mathematik wollen wir hinübergehen zur Phyſik.

Nimm den Ball, den ich dir reiche, und ſchleudere ihn nach jenem aufgerichteten Ziele. — Du haſt es erreicht und getroffen. — Hätteſt du es erreichen und an dieſer Stelle treffen können, wenn du nicht dem Ball eine Bewegung gegeben, die über das Ziel hinaus reichte? Gerade mit dieſem Ueberflüſſigen der Kraft haſt du getroffen. Ja du bedurfteſt eines doppelt Ueberflüſſigen dazu. Einmal, eines Ueberflüſſigen der Kraft in dir ſelbſt, um dem Ball überhaupt eine Bewegung zu geben; hernach eines beſtimmten Ueberflüſſigen im Ball, welches das Treffen bewirkte. — Wie in dieſem Beiſpiel, ſo in jedem Falle, ohne Ausnahme. Kein Ziel wird erreicht, keine Handlung kommt zu Stande,

kein Werk weder der Natur noch der Kunst gelangt zum Daseyn anders, als durch ein Ueberflüssiges der Kraft und mit demselben.

Nun trete auch die Metaphysik auf.

Wenn ich sage, daß sie nichts anders ist als das rein Ueberflüssige im Verstande, so rede ich nicht aus mir selbst. Der tiefdenkendste unter den Philosophen, wenigstens des gegenwärtigen Jahrhunderts (ich nenne ihn nicht den tiefsinnigsten; denn tiefsinnig sind nur die Gemüthskranken, sagt Kant, in seiner Anthropologie — ich fürchte, mir zu Gehör! —) der Mann also, von beispielloser Denkkraft nach meinem Urtheil, Fichte, hat bewiesen, daß man zur höheren und allein wahren Philosophie dadurch einzig gelange, daß man sich vom nothwendigen und zu jedem vernünftigen Denken sonst vollkommen hinreichenden Abstrahiren und Reflectiren — zum Ueberflüssigen durch absolute Freiheit erhebe. Das absolut und durch und durch überflüssige Denken ist demnach ausschließlich ein philosophisches Denken, und was durch ein solches Denken entsteht, allein Wissenschaft und wahre Wahrheit.

dieſes unendliche Ueberflüſſige außer ihnen. Alſo beides, Materie und Form, empfangen ſie allein vom Ueberflüſſigen; ſie ſind von demſelben nur ſo viele verſchiedene Geſtalten: zufällige! — und können nicht gedacht werden, wenn nicht vor ihnen gedacht wird jenes Ueberflüſſige als für ſich allein beſtehend, ein Nothwendiges und abſolut Erſtes.

Aus der Mathematik wollen wir hinübergehen zur Phyſik.

Nimm den Ball, den ich dir reiche, und ſchleudere ihn nach jenem aufgerichteten Ziele. — Du haſt es erreicht und getroffen. — Hätteſt du es erreichen und an dieſer Stelle treffen können, wenn du nicht dem Ball eine Bewegung gegeben, die über das Ziel hinaus reichte? Gerade mit dieſem Ueberflüſſigen der Kraft haſt du getroffen. Ja du bedurfteſt eines doppelt Ueberflüſſigen dazu. Einmal, eines Ueberflüſſigen der Kraft in dir ſelbſt, um dem Ball überhaupt eine Bewegung zu geben; hernach eines beſtimmten Ueberflüſſigen im Ball, welches das Treffen bewirkte. — Wie in dieſem Beiſpiel, ſo in jedem Falle, ohne Ausnahme. Kein Ziel wird erreicht, keine Handlung kommt zu Stande,

kein Werk weder der Natur noch der Kunſt gelangt zum Daſeyn anders, als durch ein Ueberflüſſiges der Kraft und mit demſelben.

Nun trete auch die Metaphyſik auf.

Wenn ich ſage, daß ſie nichts anders iſt als das rein Ueberflüſſige im Verſtande, ſo rede ich nicht aus mir ſelbſt. Der tiefdenkendſte unter den Philoſophen, wenigſtens des gegenwärtigen Jahrhunderts (ich nenne ihn nicht den tiefſinnigſten; denn tiefſinnig ſind nur die Gemüthskranken, ſagt Kant, in ſeiner Anthropologie — ich fürchte, mir zu Gehör! —) der Mann alſo, von beiſpielloſer Denkkraft nach meinem Urtheil, Fichte, hat bewieſen, daß man zur höheren und allein wahren Philoſophie dadurch einzig gelange, daß man ſich vom nothwendigen und zu jedem vernünftigen Denken ſonſt vollkommen hinreichenden Abſtrahiren und Reflectiren — zum Ueberflüſſigen durch abſolute Freiheit erhebe. Das abſolut und durch und durch überflüſſige Denken iſt demnach ausſchließlich ein philoſophiſches Denken, und was durch ein ſolches Denken entſteht, allein Wiſſenſchaft und wahre Wahrheit.

Aber nicht blos die höhere Philoſophie, ſondern jede, auch die gemeinſte Erkenntniß, hat im Ueberflüſſigen allein ihr Weſen, weil ſie — in Begriffen allein ihr Weſen hat; dieſe aber, ohne Ausnahme und nothwendig, aus einem Ueberflüſſigen der Vorſtelluug müſſen heraus gegriffen und herüus geriſſen werden, ungefähr wie die Figuren aus dem Raume. Der alte Spruch: Determinatio est negatio, gilt unbedingt und ewig. Einen Gegenſtand in der Vorſtellung beſtimmen, und ſeinen Begriff hervorbringen, iſt Eins. Wenn nun beſtimmen verneinen iſt, ſo verſteht ſich das Uebrige von ſelbſt. Schluß auf Schluß überzeugt uns nun mit Gewalt, daß wir, nur zum Ueberfluſſe, was wir im Grunde ſchon wußten, auch noch hintennach erfahren; daß alle unſere Begriffe, Erkenntniſſe und Wiſſenſchaften, nur ſo viele Abſonderungen ſind von unſerer Allwiſſenheit; welche Abſonderungen wir vornehmen einzig und allein um uns unſerer Allwiſſenheit in unſerer Allwiſſenheit ſelbſtanſchauend zu erfreuen. Wir bringen demnach die Wiſſenſchaften hervor keineswegs weil es uns an Wiſſen gebricht, ſondern ganz im Gegentheil werden ſie von uns her-

vorgebracht, weil wir, ich möchte sagen, zu viel; weil wir — überflüssig wissen. Jene Wissenschaften insgesammt, vorhandene und noch nicht vorhandene; alle unsere Erkenntnisse, wie sie Namen haben mögen, sind — ein Ueberflüssiges aus einem Ueberflüssigen und in demselben.

Um die Wahrheit, die ich vortrage, nun auch noch mit Händen greifen zu lassen, will ich mit ihr mitten ins gemeine Leben mich versetzen.

Die unter dem Namen der Oekonomisten hinlänglich bekannten Transscendentalphilosophen der Staatswirthschaft, die ihre Lehre ausschließend die Wissenschaft nannten, und das mit vollem Recht, haben unwiderleglich dargethan, und es ist durch sie zur allgemeinen Erkenntniß gebracht worden: daß die erste und nothwendige Bedingung alles Verkehrs unter Menschen, das Ueberflüssige sey. Da zu jedem Tausch ein zweimal vorhandenes Ueberflüssiges schlechterdings erfodert wird; so folgt unmittelbar, daß das Ueberflüssige die einzige Materie des Handels und Gewerbes, daß es das Fundament der menschlichen Gesellschaft, ihr erstes Bedürfniß sey.

Unerzeugt von Menschen war es da, und erzeugte alles andere. Die Erde brachte freiwillig hervor; der Mensch sammelte davon ein Ueberflüssiges, das er säete, pflanzte, bearbeitete. Nun entstand ihm ein Ueberflüssiges in vollerem Maße. Sein Geschlecht vermehrte sich; Künste, Gewerb und Handlung blühten auf. Es offenbarte sich ein Reichthum, ins unendliche vermehrbar aus der ersten Gabe. Nur aus ihr! Denn auch der Fleiß und die Kunst des Menschen sind ein Ueberflüssiges ursprünglich empfangener Kraft. Aber kein Fleiß bereicherte, überfüllte jene Hand, die zuerst sich aufthat. Sie hat das Empfängliche erfunden, weil sie Ueberflüssiges unendlich darzureichen hatte. Diese Erfindung nennen wir den Mangel, und achten nicht darauf, daß er, auch in seiner niedrigsten Gestalt, immer noch eine Erscheinung ist nur jenes Ueberflüssigen: eines nothwendig Ersten und Letzten!

Hier schließe ich meinen Beweis, damit er mir nicht zu mächtig, und an mir selbst ein Schalk werde.

Du bist überzeugt, ich darf es kühn voraussetzen, und mit dir ist es der Verleger. Mein Rath

wird Euch um so mehr gefallen, da ich ihn aus Eurem eigenen Herzen erforscht habe. Ihr wolltet beide gern für das Publikum ein Uebriges thun, das sah ich klar, und waret nur zu bescheiden, um Euch öffentlich Eurer Großmuth rühmen zu wollen. Diesen Stein der Bescheidenheit habe ich Euch vom Herzen genommen, indem ich Euch zeigte, daß Ihr keinesweges ein Uebriges thun werdet, sondern ein Unendliches auszufüllen habt, das Ihr nie ausfüllen könnt. Da mir die Wohlfahrt des Publikums am Herzen liegt, und ich mich gern als einen Patrioten der Literatur beweisen mag, so gestatte ich, daß dieses mein Schreiben an Euch dem ersten überflüssigen Taschenbuche zur Vorrede diene. Allgemeinen Jubel wird meine Entdeckung erregen. Hoch preisen werden mich zuerst die übrigen Herausgeber und Verleger jährlicher Taschenbücher, die nicht weniger großmüthig und schüchtern als Ihr, ängstlich ihrer Freigebigkeit eine bescheidnere Gestalt zu geben trachteten. „Das Publikum" — las man beständig in den vorläufigen Anzeigen — „entbehrte bisher — wünschte schon lange — sah entgegen — fühlte den Mangel — erwartete mit Recht — begehrte, foderte u. s.

w." — und niemand, außer den Recenſenten und einzelnen Unpartheiiſchen, die zufällig ihre Stimme erhoben, wagte zu ſagen: daß es — beſchenkt worden ſey. Ja auch dieſe, angeſteckt von der Beſcheidenheit der Herausgeber und Verleger, unterließen nie hintennach zu bemerken, wie bedürftig eines ſolchen Geſchenks das Publikum geweſen ſey. Ich hoffe, ſie unterlaſſen das in Zukunft; erwägend, daß ſie auf dieſe Weiſe das Geſchenk zu einem Almoſen erniedrigen, das Publikum beleidigen, und den Autor in die größte Verlegenheit ſetzen. Die weſentliche Eigenſchaft eines Geſchenks unter Leuten von Ehre, ſagt Swift, beſteht darin, daß es keinen materiellen Werth habe, daß es ein Ueberflüſſiges ſey in jeder Betrachtung. Deßwegen hat der großmüthige Deutſche das Wort verehren eingeführt. So verehre ich gegenwärtig und hiemit allen Autoren und Verlegern von Taſchenbüchern meine Entdeckung. Vermöge dieſer verehrlichen Schenkung treten ſie mit Euch die neue Epoche an, in welcher von Bedürfniſſen nicht mehr die Frage ſeyn darf, weil das Ueberflüſſige ſchon angefangen hat.

Kein Zeitpunkt konnte ſchicklicher ſeyn, um zwi-

ſchen dem Nothdürftigen und Ueberflüſſigen eine Grenze entſtehen zu laſſen, als das bevorſtehende Jahr Achtzehnhundert. Es iſt ſtreitig geblieben, ſelbſt nach Lichtenberg, ob es ein Bedürfniß für das zu Ende laufende Säkulum, oder ein demſelben überflüſſiges Weſen ſey. Dieſe zweideutige Beſchaffenheit giebt ihm gerade die Eigenſchaft einer Linie ohne Breite, wie wir ſie, um das Nothdürftige von dem Ueberflüſſigen idealiſch zu trennen, und ihnen eine gemeinſchaftliche Grenze zu ſetzen, nöthig haben.

Die Freude und den Dank des Publikums, wenn es erfährt, daß ihm ſeine Bedürfniſſe nicht mehr unwürdig zugezählt, ſondern überflüſſig gereicht werden ſollen ohne Maß und Ende, von der Erſcheinung dieſes Taſchenbuchs an; dieſe Freude und dieſen Dank mit ihren Folgen, verehre ich Euch beiden. Ich wünſche vergeſſen zu werden, um allein und deſto lebhafter zu fühlen, was ich für ein Geber bin — und was für ein Mann — Ich!

Friedrich Heinrich Jacobi.

Nachschreiben.

Ich vergaß das Wesentlichste: die Verzierungen des überflüssigen Taschenbuchs.

Einen Augenblick schien es mir der Mühe nicht zu lohnen, über diesen Punkt jetzt noch besonders nachzuschreiben, da Ihr nur meinem durch Eingebung und Schlüsse herausgebrachten Titel, in dem schon alles mitgegeben ist, ein wenig nachzudenken braucht, um Euch, unter so ganz veränderten Umständen, selbst hinlänglich rathen zu können.

In der That, wenn man die Sache nur so obenhin betrachtet, scheint in der Welt nichts leichter zu seyn, als ein überflüssiges Taschenbuch auch noch überflüssig zu verzieren. Reiflicher erwägend findet man es anders; es zeigt sich alsdann, daß jener Schein des Leichten nur daher entstand, daß man sich noch nicht genug von dem Truge des alten Wortverstandes und Sprachgebrauchs losgemacht hatte. Erhebt man sich mit dem Begriffe des Ueberflüssigen auf den von mir angewiesenen Standpunkt, so erblickt man den Gedanken einer überflüssigen Verzierung eines Ueberflüssigen in einer solchen

Tiefe der Nachforschung, daß dem Geiste vor der Unternehmung, aus dieser Tiefe die Vorstellung herauszuholen, schwindelt und grauft.

Gleichwohl ist es mir gelungen. Ich will, mit Verschweigung meiner Anstrengung und Arbeit, nur erzählen, was wir dabei dem Zufall gemeinschaftlich zu verdanken haben.

Mir fiel ein, wie Phädrus mit Sokrates an einem schönen Tage in der lieblichsten Gegend von Athen unter dem berühmten Platanus sitzend, ihm vorwirft, daß er nie aus den Mauern der Stadt komme, und daß Sokrates hierauf antwortet: „Felder und Bäume können mich nichts lehren, wohl aber die Menschen in der Stadt."

Phädrus hatte den Sokrates herausgelockt durch einen Zauber. Dieser Zauber war ein Büchlein unter dem Mantel des Jünglings, eine Rede Lysias, welche Sokrates zu hören begehrte.

Die hier von Sokrates gegen die Schönheiten sprachloser Natur bewiesene Geringschätzung erinnerte mich weiter an jenen „verständigen Savoyischen Landmann, der Sauſſüren ins Angesicht, alle Liebhaber der Eisgebirge, ohne Bedenken für Narren

erklärte." (Kritik der Urth. kraft S. 110). Unſer großer Königsberger macht hiebei die Anmerkung — die Sokratiſche — daß der Landmann nicht ſo ganz Unrecht gehabt hätte, wenn die Reiſe nach den Eisgebirgen von Sauſſüre nur aus Liebhaberei, um dieſen pathetiſchen Anblick zu genießen, und ſeinen Genuß durch Darſtellung anderen mitzutheilen, wäre unternommen worden; wenn nicht ſeine Abſicht geweſen wäre: Belehrung der Menſchen.

Nun hatte ichs auf Einmal! Ich beſann mich, daß Schönheit, von dem Standpunkt der Wahrheit herab betrachtet, nichts anders ſey, wenn man rein aus der Bruſt reden darf, als — eine Eſelsbrücke für den Verſtand, als ein Faullenzer, der ihm die Begriffe vormacht, ihn der Mühe überhebt, ſelbſt gegenwärtig zu ſeyn als Vermögen der Begriffe. — Alſo je mehr und je lebhafteren Verſtand jemand hat, je ſtärker er an Geiſt iſt, deſto mehr wird er Schönheit als etwas ihm ganz Ueberflüſſiges betrachten müſſen. Setzen wir nun, ein ſolcher großer Kopf verſchmähe das Ueberflüſſige; ſo ſetzen wir zugleich, daß er auch alles Schöne im höchſten Grade verſchmähen werde; daß er verachten werde jeden, der es liebt

und ſeiner bedarf. Außerordentlich kommt daher meine Rettung des Ueberflüſſigen der Schönheit und ihren Anbetern zu ſtatten. Sie können jetzt ruhig anhören, wenn man ihnen vorwirft, daß ſie nur einem ſtummen Götzen dienen, und überhaupt Schwächlinge ſind. — Unwiſſende allein werden ihnen ſo begegnen nach meiner Entdeckung.

Nachdem auf dieſe Weiſe die Identität des Ueberflüſſigen und des Schönen ins Klare geſetzt iſt, ſo haben wir nur noch aus dem überflüſſigen Schönen das überflüſſigſte auszuſuchen, und die ſchicklichſte Verzierung für unſer Taſchenbuch iſt gefunden.

Wir laufen wenig Gefahr und gewinnen viel Zeit, wenn wir, ohne uns lange zu beſinnen, dem Sokrates folgen, und die ſtummen Naturſchönheiten für die überflüſſigſten unter allen erklären. Alſo mit ſchönen Gegenden, mit Landſchaften und Luſtgärten ſoll das überflüſſige Taſchenbuch verzieret werden.

Bei der Wahl unter dieſen leite uns derſelbe Sokratiſche Spruch. Wir folgen dem Princip: Je mehr vorzügliche Menſchen eine Gegend

bewohnen, deſto überflüſſiger iſt ihre Schönheit.

Ich habe mich umgeſehen, und trage kein Bedenken, der Provinz Holſtein dieſen nicht verächtlichen Apfel der überflüſſigen Schönheit zu reichen. Hamburg und Lübeck werden einbegriffen; denn ob ſie gleich Kaiſerliche freie Reichsſtädte ſind, ſo vermögen ſie darum doch nicht körperlich in der Luft zu ſchweben. Zu Lübeck gehört das Bisthum, folglich Eutin; wo ich gegenwärtig ſchreibe. — Und ſo ſchreibe ich: daß mit den ſchönen Gegenden um Eutin der Anfang gemacht werden ſoll.

Bei dieſer Entſcheidung lege ich nicht zuerſt mich ſelbſt zum Grunde, ob ich gleich mir ſelbſt hier zuerſt einzufallen ſcheine. Ich kann beweiſen, daß kein Menſch ſich ſelbſt zuerſt einfallen kann; es iſt wider die Natur des Ich. Wohl aber kann uns zuerſt einfallen — unſer nächſter Nachbar; mir alſo Stolberg, und einige Schritte weiter, Voß. So iſt es denn auch geweſen. Ich ſetze aber die Sache noch anders durch.

Wenn von ſchönen Gegenden, Landſchaften und Luſtgärten die Rede iſt, ſo denkt man jedesmal zuvor die ſchöne Jahrszeit; und wir Eutiner, wenn wir die ſchöne Jahrszeit denken, denken allemal zugleich unſeren Biſchof, der dann aus Oldenburg auf ſechs Monate zu uns kommt — Mit ihm Hölmer, der treffliche . . . Ich meine alſo den Fürſtbiſchof, denſelben, den Voß, der nie ſchmeichelt, vor ſeiner Ueberſetzung des Virgiliſchen Gedichts vom Landbau, den Freund des Wahren, Guten und Schönen nennt. Zum Aufnehmen und Zeichnen habe ich einen überflüſſigen Maler hier gleich bei der Hand. Ich nenne ihn einen überflüſſigen, weil gewiß niemand, hier unter dem Schwanz des kleinen Bären, in dem Städtchen Eutin, einen ſolchen trefflichen Künſtler ſuchen wird, wie Strack. Wir Eutiner ſelbſt wiſſen uns nicht darein zu finden; denn Strack mahlt keine Tapeten, ſtreicht nicht an, macht ſich auf keine Weiſe dem Lande nützlich; er kann nur vertheuern und koſten. Der Regierungs-Präſident ſchweigt dazu und ſieht durch die Finger aus ſehr begreiflichen Urſachen, da er ſelbſt noch etwas viel ſchlimmeres als Strack, ſogar ein

Dichter iſt*). Aus andern, aber eben ſo begreiflichen Urſachen mache ich mit dem überflüſſigen Maler ſogar gemeine Sache; ich bin ſchädlicher als er durchs vertheuern, koſte aber weniger: denn wenn ich gleich zu unnützen Ausgaben reize durch Bücher, wie er durch Gemälde, ſo kann ich doch von dieſer Seite ein viel beſſeres Gewiſſen haben. Eins mag gegen das andre aufgehen, und ſo halten wir zuſammen, und ich bin gewiß, er zeichnet uns die Landſchaften.

Noch einen Punkt habe ich abzuhandeln.

Zu den Verzierungen eines Buches gehören Plan und Anordnung. Sie ſind ein Ueberflüſſiges, denn eine Menge Bücher beſtehen ohne ſie. Alſo gehören ſie in die Region des Schönen, gemäß dem

---

*) In dem Staatsrath eines großen Hofes kam vor ungefähr ſechs Jahren die Frage in Anregung, ob ein Schriftſteller zu Geſchäften tauge? Die Mehrheit der Stimmen war verneinend. Man begreift nicht, wie der Miniſter, der bei dieſer Gelegenheit am eifrigſten ſprach, ſogar auch Friedrich den Zweiten vergeſſen konnte — wie ihm unter den Neuern auch nicht einmal Richelieu, Grotius, Temple, Swift — unter den Alten Archytas, Mark Aurel, Cicero, Cäſar, die beiden Plinius einfielen.

vorhin ausgeführten Satze, daß Ueberflüssiges und Schönes Wechselbegriffe sind. Nun wollte ich mir den Kopf darüber sehr zerbrechen, wie die Idee einer überflüssigen Einrichtung für das erste überflüssige Taschenbuch am überschwenglichsten zu realisiren wäre, als ich mit Scham auf einmal mich erinnerte, daß was ich suchen wollte, längst gefunden sey. Aber Freude überwog hier zum zweitenmal die Scham, und sie kam mir dießmal rein aus dem Herzen; denn du, mein lieber Aeltester, warst der Finder. Du hast gleich bei der Entstehung deines Taschenbuches seine Bestimmung, das erste überflüssige zu werden, geahnet, und es dazu präformirt, indem du die reine Eintheilung des Inhalts nach den vier Jahreszeiten, und daß ein jeder Monat ein Beliebiges darreichen sollte, beschlossest. Du schriebst mir damals, es wäre auf Anrathen des Publikums geschehen, und ich glaubte dir ehrlich, weil ich das allgemeine Wohlgefallen an dieser Einrichtung sah. Jedermann fand sie natürlich und höchst gefällig wegen der bequemen Ruhepunkte, die sie dem Leser anböte. Nur einmal hörte ich einen deiner Neider sagen: er möchte für solche marode

Leſer, die ſolcherlei Ruhepunkte bedürften, weder ſchreiben noch ſammeln. Man weiß, wie man dergleichen zu nehmen hat. Laſſe du ſie nicht fahren. Ich ſchlage nur die einzige Aenderung vor, daß in Zukunft nicht mehr jeder Monat Beliebiges darreiche. Es iſt eine kleine Mühe für den Leſer, der die Monate neben den Beiträgen ſehr vermißt, ſie hinzu zu ſetzen, und er nimmt dann, wo es in der einen oder anderen Jahrszeit ſich ergiebt, daß Ein Monat zwei Beiträge darzureichen habe, das doppelte von demjenigen an, von dem er glaubt, daß er das mehrſte Herz zu ihm habe. Die Leute im Franzoſen-Lande genießen dabei zugleich den Vortheil, ihre eigenen Monate beiſchreiben zu können, und du entgehſt der Gefahr, daß dein Taſchenbuch dort wegen der alten Monatsnamen verdächtig, wohl gar verboten werde durch ein eigenes Geſetz. Die Jahrszahl ſtreicht man leicht aus und ſchreibt: Ueberflüſſiges Taſchenbuch überhaupt, oder — für das gegenwärtige Jahr.

Dieſer Einrichtung gemäß haſt du von mir für das folgende Jahr, 1801, zu erwarten: Vier Sammlungen überflüſſiger Gedanken — Aeſthetiſche für den

Frühling; Skeptiſche und vielleicht transſcendental-populäre für den Sommer; Politiſche für den Herbſt, und Moraliſche für den Winter. Letztere hoffe ich nach der Idee einer Unglückſeligkeitslehre zu bekommen, womit ich ſchwanger gehe. — Die Leſer mögen dann jede Sammlung wieder vertheilen nach Monaten. Ich verſpreche wenigſtens drei Gedanken für jede Jahrszeit.

In der Folge können zur Abwechslung, anſtatt der vier Jahrszeiten, die vier Welttheile genommen werden, oder die vier Climate. Letzteres wird den Vortheil haben, daß dadurch das Taſchenbuch in zwei Theile zerfällt, und eine nördliche und ſüdliche Hälfte bekommt. Jede Hälfte zerfällt dann wieder in drei Theile, welches die Mannichfaltigkeit vergrößert, die Ruhepunkte vermehrt, einen reicheren Plan giebt, und den Abgang der Monate den Mißvergnügten gewiſſermaßen erſetzt. Dieſe wirkliche Verbeſſerung kann füglich noch einige Jahre aufgeſchoben bleiben, und ich bitte, daß du ſie aufgeſchoben ſeyn läſſeſt, wenigſtens bis zum An trois des überflüſſigen Taſchenbuchs. Für das An deux liefere ich ein für allemal nicht mehr denn vier Sammlungen von überflüſſigen

Gedanken, und zwar in Beziehung auf die Jahrszeiten. Daß eingetheilt ſey, iſt die Sache; Zahl und Name ſind ziemlich gleichgültig; das ſehen wir am Herodot, der ſeine Geſchichtsbücher nach den Muſen gezählt und benannt hat. Warum ſollteſt du nicht Aehnliches dürfen?

Willfährſt du mir, und wirſt nicht ungetreu den vier Jahrszeiten für die Welttheile oder die Climate, ſo halte ich an meiner Seite Wort, ſo gewiß ich heiße

Friedrich Heinrich Jacobi.

Fliegende Blätter.

Erste Abtheilung.

Bei Anlaß der Briefe Johannes von Müller's an Bonstetten, sagt Rehberg: „Was für das Publikum geschrieben ist, kann ausgebildeter, abgerundeter, im Ausdrucke gewählter seyn. Die unwillkührlichen Aeußerungen der Gedanken, im Momente, da sie hervortreiben, ergreifen mit einer unwiderstehlichen Kraft." Eingedenk dieses sehr wahren Wortes, habe ich an den hier erscheinenden, zu sehr verschiedenen Zeiten flüchtig hingeworfenen Sprüchen weder biegen noch bessern wollen. So wie sie ursprünglich allein zu mir selbst gesprochen wurden, gebe ich sie treu am späten Abend meines Lebens weiter: für dieß Mal nur einige aus dem großen Vorrath herausgelooſete Blätter.

Ich strebe nicht darnach, dem Leser die Zeit zu verkürzen, sondern vielmehr denjenigen zu helfen, denen, wie mir selbst, die Zeit schon überall zu kurz ist.

* * *

Ich vertrage mich leicht mit Jedem, der sich mit sich selbst verträgt.

* * *

Wir ehren die gute und wir verachten die böse Lust. Der am Guten Lust hat, ist ein guter, der

am Bösen Luſt hat, ein böſer Menſch. Die gute oder böſe Luſt eines Menſchen macht ſeinen Charakter aus.

* * *

Was nennſt du eine ſchöne Seele? Eine ſchöne Seele nennſt du, die das Beſſere ſchnell gewahr wird, rein heraushebt, unbeweglich feſthält.

* * *

Es iſt abgeſchmackt, zu ſagen, man haſſe und verachte die Menſchen, liebe und ehre aber die Menſchheit. Ein Allgemeines, ohne ein Beſonderes, eine ehr- und liebenswürdige Menſchheit, ohne ehr- und liebenswürdige Menſchen, iſt ein Hirngeſpinſt, ein Unding.

* * *

Es iſt die Sitte der Tugend, die Fehler vortrefflicher Menſchen nicht anders als mit einer gewiſſen Furchtſamkeit und Scham zu bemerken; es iſt die Sitte des Laſters, Frechheit mit dem Namen der Wahrheitsliebe zu decken.

* * *

Alle Vorurtheile ablegen, heißt alle Grundſätze ablegen. Wer keine Grundſätze hat, wird theoretiſch und praktiſch durch Einfälle regiert.

Wir begehren nicht das Angenehme zuerſt, ſondern wir begehren urſprünglich ein unſerer Natur gemäßes Unbekanntes, von dem wir nur durch Ahnung wiſſen, durch den weiſſagenden Trieb. Eine unſerer Natur gemäße Handlung wird als ſolche durch die Empfindung der Luſt bezeichnet; ſie iſt das Wort zur Sache. — Ein ganzes Regiment trägt einerlei Kleidung, und dieß heißt man ſeine Uniform; aber die Uniform iſt nicht das Regiment. Es giebt keine freiwillige Handlung des Menſchen, die nicht mit einiger Luſt verknüpft wäre, die nicht dieſe Uniform trüge; darum aber iſt es doch nicht wahr, daß der Menſch nur die Luſt ſucht und davon ausgehe.

* * *

Der Menſch, erzählt Moſe, wurde zuletzt erſchaffen; vor ihm alle Thiergattungen. — Dieſe Ordnung wird noch jetzt in jedem einzelnen Menſchen wiederholt; — er folgt zuerſt den thieriſchen, den gröberen Trieben; der thieriſchen und gröberen Luſt; — aber er iſt zur Unſterblichkeit geſchaffen, und kann den Weg zur Unſterblichkeit finden. — Er kann aber auch thieriſcher als ein Thier werden, und die Mittel der Unſterblichkeit gebrau-

chen, um ſterblicher zu werden, und ſich Leiden, Krankheiten zuzuziehen, von welchen das Thier verſchont bleibt; er kann „mit Waffen des Lichts das Reich der Finſterniß und Barbarei ausbreiten.“ Herder bemerkt in der älteſten Urkunde, daß Adam nach dem Falle ſich in das Leben der Thiere gekleidet. — Durch Triebe wird der Menſch geleitet, und alle ſeine Triebe gehören zu ſeiner Natur. Der Trieb aber, der ihn zum Menſchen macht, der ihn ausſondert, iſt ſein eigentlicher, ſeinem Geſchlecht angehöriger Lebenstrieb, ſein Trieb zu einem höheren Leben. Schon in der bloßen Perceptions-Fähigkeit, die man als der Empfindungs-Fähigkeit entgegengeſetzt betrachten kann, iſt dieſer Trieb ſpürbar; denn die Perceptionsfähigkeit, das Vermögen, die Gegenſtände aus ſich herauszuſtellen, ſich über ſie zu erheben, um ſie zu betrachten, iſt objectiv, und die Grundlage zu des Menſchen königlicher Würde; ſie ſchlägt den erſten Funken einer Liebe, die ſich von dem, was wir Luſt nennen, ſo ſehr unterſcheidet, daß jene dieſer Widerſtand thun und ſie überwinden kann. — Der

ernſte Beobachter findet von Anfang bis zu Ende überall dieſelbe Oekonomie. — Das Innere des rein menſchlichen Triebes aber, als eigentlicher Sitz der Freiheit, als das Geheimniß der Subſtanz, iſt uns unerforſchlich.

* * *

Es giebt kein Ding in der Welt, zu dem man eine Luſt und Liebe, die immer durchhielte, faſſen könnte. Darum iſt Treue nöthig, und ein feſter Muth, den die Seele ſich ſelbſt zu machen lernen muß. Wer dieß lernt, erwirbt Freiheit, erwirbt etwas von der großen Eigenſchaft, ſein Leben zu haben in ſich ſelbſt, welches der eigentliche Stein der Weiſen iſt.

* * *

Die Ueberlegung ſagt uns nicht, was gut, ſondern was beſſer iſt. Was beſſer als beſſer iſt, heißen wir das Beſte. Das Poſitive, was gut iſt, ſagt mir allein der Inſtinkt. Er ergreift unmittelbar das Gute und hält es feſt. — Das Vermögen zu urtheilen ſetzt ein Vermögen zu vergleichen zum voraus; doch giebt es ein erſtes Urtheil, wenn man es ſo nennen will, ohne Vergleichung, welches der

Instinkt fällt, indem er am Guten haften bleibt, es unmittelbar ergreift und festhält. Der Instinkt jeder Gattung bezieht sich auf die Erhaltung der Gattung, auf das, was sie lebendig macht und erhält.

* * *

Das Geheimniß des moralischen Sinnes und Gefühls ist das Geheimniß des bleibenden Lebens, im Gegensatz mit unserm gegenwärtigen Daseyn, das vorübergehend ist, wir mögen uns dawider sträuben, wie wir wollen, und zum Tode führt. In dem moralischen Gefühl ist eine Ahnung von Ewigkeit. — Ich weiß nichts Erhabeneres und Tieferes, als den neutestamentlichen Ausspruch: unser Leben ist verborgen mit Christo (dem Gottmenschen) in Gott — unstreitig ist unser Leben, wenn anders ein wahrhaftes Leben in uns ist, tief in uns verborgen — dennoch befiehlt es apodiktisch seine Erhaltung, befiehlt uns, daß wir es an's Licht bringen sollen. Glaube und Erfahrung ist also der einzige Weg, auf dem wir zur Erkenntniß der Wahrheit gelangen können. — Allerdings ein mystischer und dem Brutalismus ganz unausstehlicher Weg.

Wir müſſen uns ſelbſt weh thun können, wenn wir zu Tugend und Ehre gelangen wollen. Muth, Herzhaftigkeit iſt dem Menſchen vor allen Dingen nöthig.

* * *

Was iſt es, das wir an einem Bayard, Montroſe, Ruyter, Douglas, an den Freunden Cimons, die ſich bei Tanagra opferten, bewundern? Das bewundern wir an ihnen, daß ſie nicht an ihrem Leibe hingen, ſondern allein das Leben ihrer Seele lebten. Sie waren nicht das, was der Zufall aus ihnen machen wollte, ſondern was ſie ſelbſt zu ſeyn beſchloſſen hatten. Derjenige, vor dem das Geſetz, dem er folgen will, nicht wie ein Gott daſteht, der hat nur einen todten Buchſtaben, der unmöglich ihn beſeelen kann.

* * *

Eine jede Tüchtigkeit zu einem Zweck iſt eine Tugend. Die Frage nach der höchſten Tugend iſt, die Frage nach dem höchſten Zwecke. Der Rang der Tugenden muß alſo nach dem Rang der Zwecke beſtimmt werden. Um das Syſtem der Zwecke zu fin-

chen, um ſterblicher zu werden, und ſich Leiden, Krankheiten zuzuziehen, von welchen das Thier verſchont bleibt; er kann „mit Waffen des Lichts das Reich der Finſterniß und Barbarei ausbreiten.“ Herder bemerkt in der älteſten Urkunde, daß Adam nach dem Falle ſich in das Leben der Thiere gekleidet. — Durch Triebe wird der Menſch geleitet, und alle ſeine Triebe gehören zu ſeiner Natur. Der Trieb aber, der ihn zum Menſchen macht, der ihn ausſondert, iſt ſein eigentlicher, ſeinem Geſchlecht angehöriger Lebenstrieb, ſein Trieb zu einem höheren Leben. Schon in der bloßen Perceptions-Fähigkeit, die man als der Empfindungs-Fähigkeit entgegengeſetzt betrachten kann, iſt dieſer Trieb ſpürbar; denn die Perceptionsfähigkeit, das Vermögen, die Gegenſtände aus ſich herauszuſtellen, ſich über ſie zu erheben, um ſie zu betrachten, iſt objectiv, und die Grundlage zu des Menſchen königlicher Würde; ſie ſchlägt den erſten Funken einer Liebe, die ſich von dem, was wir Luſt nennen, ſo ſehr unterſcheidet, daß jene dieſer Widerſtand thun und ſie überwinden kann. — Der

ernſte Beobachter findet von Anfang bis zu Ende überall dieſelbe Oekonomie. — Das Innere des rein menſchlichen Triebes aber, als eigentlicher Sitz der Freiheit, als das Geheimniß der Subſtanz, iſt uns unerforſchlich.

* * *

Es giebt kein Ding in der Welt, zu dem man eine Luſt und Liebe, die immer durchhielte, faſſen könnte. Darum iſt Treue nöthig, und ein feſter Muth, den die Seele ſich ſelbſt zu machen lernen muß. Wer dieß lernt, erwirbt Freiheit, erwirbt etwas von der großen Eigenſchaft, ſein Leben zu haben in ſich ſelbſt, welches der eigentliche Stein der Weiſen iſt.

* * *

Die Ueberlegung ſagt uns nicht, was gut, ſondern was beſſer iſt. Was beſſer als beſſer iſt, heißen wir das Beſte. Das Poſitive, was gut iſt, ſagt mir allein der Inſtinkt. Er ergreift unmittelbar das Gute und hält es feſt. — Das Vermögen zu urtheilen ſetzt ein Vermögen zu vergleichen zum voraus; doch giebt es ein erſtes Urtheil, wenn man es ſo nennen will, ohne Vergleichung, welches der

den, muß ergründet werden, was die Bestimmung des Menschen, sein höchstes und letztes Ziel ist.

* * *

Man erkennt den Weisen an der Wahl der Zwecke, die er sich vorsetzt; den Klugen an der Wahl der Mittel, um zu seinen Zwecken (weisen oder unweisen) zu gelangen. Woran aber sind die Zwecke selbst zu erkennen? Soll die Wahl des Weisesten entscheiden, so können wir nicht sagen, wie eben gesagt worden, daß der Weise an seinem Zweck erkannt werde. — Semper idem velle, atque idem nolle. Aber welches ist dieses Eine und ebendasselbe, welches immer gewollt werden soll? — Es ist die Ehre Gottes.

* * *

Kalte Ueberlegung ist sehr gut, wo nur der verhältnißmäßige Werth der Mittel, das Mehr oder Weniger ihrer Zulänglichkeit zu einem gegebenen Zweck abgewogen werden soll. Bei der Wahl eines Zweckes aber, wenn man sich diesen erst vorzusetzen, sich für ihn zu entschließen hat, ist es ein Anderes. Das Vermögen vergleichender Erwägung will da nicht zureichen. — Kalt ist der Verstand, die Vernunft

aber eine zugleich erwärmende und erleuchtende Flamme. Zur Wahl des beſten und höchſten Zweckes gehört Virtuoſität, gehört jene Prudentia der Alten, die deswegen von ihnen zur erſten der Kardinaltugenden gemacht wurde. Wer nur ein Mann allein mit dem Verſtande iſt, der iſt ein blos gemeiner Mann. Sic volo, sic jubeo, ſpricht die Vernunft, und hat über ihre Abſichten dem Verſtande keine Rechenſchaft zu geben.

* * *

Es iſt der Würde des Menſchen gemäß, die Begierden in Unterwürfigkeit zu halten, ſie zu beherrſchen. Das Gefühl der Würde liegt aber nicht in dem Beherrſchen als ſolchem, ſondern in dem, wodurch beherrſcht wird; in dem Bewußtſeyn einer höheren Beſtimmung. Der Menſch kennt ein höheres Gut, dieſes ſiegt, nicht ſein Wille.

* * *

Jede Activität ſetzt ſich eine Paſſivität vor, jede Arbeit Genuß. — Aber jeder Genuß ſetzt ein Bedürfniß voraus, und ſo wie dieſes geſtillt iſt, hört der Genuß auf. Alle Luſt iſt nothwendig vergänglich.

Uns ſelbſt genießen wir aber nur in unſerer Arbeit, in unſerem Thun, und unſer beſter Genuß iſt unſer beſtes Thun.

Welche Liebe geht über die Liebe einer Mutter zu ihrem Kinde, und welche Luſt über die tägliche ununterbrochene, die ſie an ihm hat?

Können wir im Grunde etwas Anderes genießen, als uns ſelbſt? — Allerdings! Aber dieſe Frage aus einander zu ſetzen und lehrreich zu beantworten, iſt ſchwer.

* * *

Das Gewiſſen iſt nichts Anderes als der gewiſſe Geiſt in unſerm Innern; — dieſer gewiſſe Geiſt entſcheidet aber in der Wiſſenſchaft, in der Kunſt, in der Staatsverwaltung, mit einem Worte, überall, und nicht blos in der Moral.

* * *

Sich ſelbſt kennen, heißt darauf merken, daß wir nicht von uns ſelbſt ſind, und die Wahrheit nicht in und an uns ſelbſt haben, ſondern daß wir ſie wo anders her empfangen müſſen, daß wir ſie zu Lehen tragen.

Das iſt ein unbedingtes Geſetz für den Menſchen, daß der Gedanke in ihm herrſche, daß ſein Geiſt immer oben ſchwebe über den Gegenſtänden; — ſie ſollen nicht ihn, ſondern er im Gegentheil ſoll ſie in Beſitz nehmen. — Er ſoll Alles ſammeln in ſeinem Geiſt.

* * *

Der Menſch kann nur einen feſten Sinn haben, ein bloßer Vorſatz läßt ſich nicht faſſen, und darum auch nicht behalten. Ein reiner Vorſatz iſt ein Unding.

* * *

Wir können aus Vorſatz weder lieben noch haſſen, wohl aber mit Vorſatz.

* * *

Der Menſch maßt ſich das Vermögen an, beſtändig zu ſeyn aus eigener Kraft, und ſetzt darein ſeine Ehre. Ein Mann von Wort, und ein Mann von Ehre ſeyn, iſt gleichbedeutend. Wer einen Vorſatz faſſen und dabei bleiben, aus Entſchluß handeln kann, ununterſtützt von gegenwärtiger Neigung, ja der gegenwärtigen Neigung, Gemüthsbewegung, Leidenſchaft ſogar entgegen, von dem ſagen wir, daß er Character habe, daß er ein Mann ſey.

Uns ſelbſt genießen wir aber nur in unſerer Arbeit, in unſerem Thun, und unſer beſter Genuß iſt unſer beſtes Thun.

Welche Liebe geht über die Liebe einer Mutter zu ihrem Kinde, und welche Luſt über die tägliche ununterbrochene, die ſie an ihm hat?

Können wir im Grunde etwas Anderes genießen als uns ſelbſt? — Allerdings! Aber dieſe zu aus einander zu ſetzen und lehrreich zu worten, iſt ſchwer.

* * *

Das Gewiſſen iſt nichts Anderes als Geiſt in unſerm Innern; — dieſer ſcheidet aber in der Wiſſenſchaft, in Staatsverwaltung, mit einem W nicht blos in der Moral.

* *

Sich ſelbſt kennen, hei nicht von uns ſelbſt ſind, nd an uns ſelbſt habe bers her empfangen gen.

immer, wie jetzt, darnach gehandelt, nicht weniger und nicht mehr; nur seine Lage, seine Umstände, folglich seine Leidenschaften, sind nicht immer dieselben. Wir sind vermittelte Wesen, und haben deßwegen auch unaufhörlich mit Mitteln und Zwecken zu thun, welche nie die letzten Mittel und die letzten Zwecke sind. In diesem Verstande ändern sich auch unsere Zwecke oft, und es kann mit Wahrheit von uns gesagt werden, daß wir uns bessere, vernünftigere vorsetzen, welches aber mehr nicht sagen will, als daß wir schicklichere Mittel gefunden haben; bessere Maschinisten oder Mechaniker geworden sind. Der Mensch selbst wird nicht dadurch gebessert, und seine eigentlichen letzten Zwecke, die auf lauter Bedürfnisse, lauter Elend sich beziehen, bleiben dieselben. Dieß wird sehr bei dem Lobe, das man den Fortschritten der Vernunft ertheilt, außer Acht gelassen.

* * *

Sind nicht alle Tugenden geworden, ehe sie Namen hatten und Vorschrift? Das Buch des Lebens will geschrieben seyn, ehe man ihm ein Register anhängen kann. Dergleichen hinten nach gemachte Re-

Stimme, tritt der Sittenverfall ein. Eigendünkel darf nun hervortreten und sich hören lassen; Eigenwille sich in Ansehn setzen; die heilige Scham verschwindet, ihr öffentlicher Altar ist verwüstet. — Summa: der Mensch muß etwas über sich erkennen, das seine Meinung und seinen Willen regiert.

Der erste Grad der Sittenverderbniß ist, die öffentliche Meinung nicht mehr zu achten; der letzte, die Abwesenheit einer öffentlichen Meinung. Jeder thut alsdann, was ihm gefällt, und seinen Lüsten nachzuhangen, dünket Jedem recht: es ist keine Sitte mehr im Lande.

* * *

Perfectibilität soll den Menschen vom Thiere unterscheiden. Hat der Mensch als Gattung sich vervollkommnet, oder hat er überall nur mißlungene Versuche seiner Verbesserung angestellt?

* * *

Es ist eine besondere Einbildung unserer heutigen Philosophen, daß sie glauben, durch gewisse Einfälle, die ihnen gekommen sind, würden sich die Unvollkommenheiten der menschlichen Natur überwinden lassen. Vernunft hat der Mensch immer gehabt, und auch

immer, wie jetzt, darnach gehandelt, nicht weniger und nicht mehr; nur seine Lage, seine Umstände, folglich seine Leidenschaften, sind nicht immer dieselben. Wir sind vermittelte Wesen, und haben deßwegen auch unaufhörlich mit Mitteln und Zwecken zu thun, welche nie die letzten Mittel und die letzten Zwecke sind. In diesem Verstande ändern sich auch unsere Zwecke oft, und es kann mit Wahrheit von uns gesagt werden, daß wir uns bessere, vernünftigere vorsetzen, welches aber mehr nicht sagen will, als daß wir schicklichere Mittel gefunden haben; bessere Maschinisten oder Mechaniker geworden sind. Der Mensch selbst wird nicht dadurch gebessert, und seine eigentlichen letzten Zwecke, die auf lauter Bedürfnisse, lauter Elend sich beziehen, bleiben dieselben. Dieß wird sehr bei dem Lobe, das man den Fortschritten der Vernunft ertheilt, außer Acht gelassen.

* * *

Sind nicht alle Tugenden geworden, ehe sie Namen hatten und Vorschrift? Das Buch des Lebens will geschrieben seyn, ehe man ihm ein Register anhängen kann. Dergleichen hinten nach gemachte Re-

ſoll das Gute über Alles lieben? Aber welches Gute? Ohne Zweifel das wahre weſentliche Gute.

Das Gute, das nicht blos für oder wider etwas Anderes gut iſt, wird um ſein ſelbſt willen geliebt. — Das Wahre, unter derſelben Bedingung, auch? — Allerdings! denn es iſt Urſprung des Seyns, und in ihm allein iſt das Seyn.

* * *

In einem Zeitalter, worin das Gute und das Wahre für zwei verſchiedene, einander oft im Wege ſeyende Dinge gehalten werden, muß Alles wider einander laufen.

* * *

Alle Geſetze, in dem Urſprung ihrer Kraft betrachtet, ſind despotiſch: Sic volo, sic jubeo. Geſetze des Willens ſind nicht Geſetze, die der Wille empfängt, ſondern die er giebt. Ueber dem Willen iſt nichts; in ihm iſt das Leben urſprünglich. Wie ſollte ein Geſetz einen Willen hervorbringen können? wo dieß zu geſchehen ſcheint, wird ſchon ein geſetzgebender Wille vorausgeſetzt, der in dem gegenwärtigen Fall als ausübende Gewalt erſcheint.

„Der Friede ist das Meisterstück der Vernunft,“ sagt Joh. Müller. — Dieses ist nicht nur wahr in Beziehung auf die bürgerliche Verfassung, sondern in jeder Beziehung.

* * *

Die Menschen suchen nicht Wahrheit, Gerechtigkeit, Freiheit; sie suchen nur sich selbst; und wüßten sie nur sich selbst recht zu suchen!

* * *

Was haben die Menschen nicht Alles versucht und angewendet, um ihre Einheit, das Seyn und Bleiben ihres Ichs sich einander gegenseitig zu verbürgen! Alle bürgerliche Ordnung hat zur ersten und letzten Absicht, daß der Wille von heute auch für morgen gelte. Darum war allen Völkern Religion so heilig. Sie fixirten dadurch die Wandelbarkeit ihrer Natur.

* * *

Wer sich nicht selbst helfen kann, sucht Schutz bei Andern gegen Dienst, Unterwürfigkeit, allerlei Dank: so sind Obrigkeiten, Richter, Hauptleute entstanden. Das Recht ist zuerst bei dem Gewaltigen gesucht worden, er hatt es finden. Die ersten natürli-

chen Gewalthaber waren Väter, hernach Familienfürsten — Patricier zu Rom — später Landsassen. — Der sich selbst helfen konnte, wurde höher geachtet, als der Hülfe suchen mußte bei Andern. Daher geschieht es bis auf den heutigen Tag, daß man sich mehr dünkt durch Stärke als durch Gerechtigkeit, denn die Gerechtigkeit macht gleich.

* * *

Sobald der Mensch anfängt, Andern nicht mehr zu glauben, als er sich selbst glaubt, so hat alles Gouvernement de confiance ein Ende.

* * *

Die Absicht der Staatsverfassungen, in so fern sie auf Vernunft gegründet sind, ist: der reinen praktischen Vernunft einen Leib zu geben. Die Sittenlehre allein vermag das nicht; sie muß äußerlich abgefaßt, verkörpert werden, durch äußerliche Anstalten, die ihre eigenthümliche Kraft, ihr Selbstdaseyn, so viel wie möglich entbehrlich machen.

* * *

Der Mensch hält die menschlichen Gefühle höher, als die ausgesprochenen Gesetze, von welchen diese Gefühle beherrscht werden sollen. Vater-, Kinder-

und Freundesliebe, Treue, Erbarmen, legt er allen Pflichten dergestalt zum Grunde, daß er nicht allein Ausnahmen von dem Gesetze um ihretwillen duldet, sondern sogar die Stärke der Seele tadelt, welche durch den Begriff sich über jedes Gefühl erhebt. Die bürgerliche Gesetzgebung gestattet sogar, daß man für Freunde und Verwandte partheiisch sey, und wir würden denjenigen nicht bewundern, sondern verachten, der sich rühmen würde, über alle Anfechtung dieser Art erhaben zu seyn.

* * *

Wie ein Gesicht schön wird, dadurch, daß es Seele, so die Welt dadurch, daß sie einen Gott durchscheinen läßt.

* * *

Wie mir mein eigenes Selbst auf eine unbegreifliche Weise gegenwärtig ist, so ist mir auch Gott auf eine unbegreifliche Weise gegenwärtig.

* * *

Der Instinkt harmonisirt das Innere der Thiere, Religion das Innere des Menschen.

* * *

Durch das Dunkel der Weltbegebenheiten fahren

zuweilen Blitze, welche die Wolken zerreißen, und den Himmel, Gottes Wohnung, eröffnen. Im Herzen des Menschen, in seinem Geiste, entzünden sich diese Blitze und fahren aufwärts.

* * *

Gottähnlichkeit, Gottgleichheit. Es ist ein großer Unterschied, wenn Christus sagt: Ihr sollt vollkommen seyn, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist; und wenn der Teufel zu unsern ersten Aeltern sagt, machet euch Gott gleich.

* * *

Der Mensch, als ein endliches Wesen, muß überall Natur, Endlichkeit zum Grunde legen. Er will sich nicht von der Natur befreien, sondern seine Natur frei machen, wenigstens sie ausstatten mit Freiheit.

* * *

So gewiß wir in der Zeit als unserm Element dergestalt leben, daß wir uns keinen Augenblick als außer ihr denken können, ohne zugleich zu denken, daß wir aufhören zu seyn; so können wir uns doch eben so wenig gänzlich als Kinder der Zeit und in ihr allein gegeben denken. Wir haben im Gegentheil von einem Außerzeitlichen das innigste Bewußtseyn;

wir nennen es in uns das Selbst; außer uns Gott; was aber in der Zeit ist, Natur oder das Vergängliche. Alles Vergängliche ist in einem Unvergänglichen gegeben, und setzt es voraus, oder es wäre gar nicht. Wir leben dadurch, daß wir unaufhörlich die Ewigkeit unterbrechen, einen Anfang und ein Ende setzen.

* * *

Nichts erschreckt den Menschen so sehr, nichts verfinstert so sehr seinen Geist, als wenn ihm Gott aus der Natur verschwindet, wenn Gott sein Angesicht vor ihm verbirgt, wenn Absicht, Weisheit und Güte nicht in der Natur zu herrschen scheinen, sondern nur blinde Nothwendigkeit oder dummes Ungefähr.

* * *

Wie der Mensch instinktmäßig die Gesichtszüge, die Gebärden und Laute seiner Mitmenschen auslegt und so zur Sprache gelangt; eben so instinktmäßig legt er auch die Natur aus. Wie die Menschen sich einander durch, von der Natur eingesetzte, nicht durch sie selbst erst erfundene Ausdrücke ihres Innern ursprünglich mittheilen und verstehen, so theilt Gott sich dem Menschengeschlecht mit, durch die Schöpfung.

Aus der Natursprache von Mensch zu Mensch entspringt eine künstliche, durch willkührliche Zeichen, und er kann diese Kunst so mißbrauchen, daß er sich damit um die Absicht ihrer Einsetzung betrügt. Eben so mit der Religion, die ihm in leere Gebräuche, zuletzt in Irreligion ausartet.

* * *

Ohne Religion, wohin wollt ihr euch retten in einer Welt voll Tod, voll Schmerzen, voll feindseliger Leidenschaften? Neid mit seinen Begleitern, Verläumdung und Schadenfreude fallen euch in jeder Lage an, sobald euch darin wohl zu werden anfängt, sobald ihr euch auf irgend eine Weise darin hervorthut. Wohin ihr flieht, sind Ungerechtigkeit und Bosheit die Stärkeren. Euch selbst seyd ihr ungetreu; ihr könnt keine Neigung, keinen Vorsatz, keinen belebenden und stärkenden Gedanken nach Willkühr festhalten. Alle Kräfte und Mächte des Verstandes bietet ihr vergebens auf; der Verstand kann nur bearbeiten, sein überlegender Wille nur, was da ist, bald vereinigen, bald trennen. — Welch ein Trost also, wenn der Geist sich nicht zu etwas Unwandelbarem, zu etwas Ewigem

vorſchwingen, wenn er nicht einen Glauben faſſen
n, der die Welt überwindet? Die vollkommene
ckſeligkeit iſt nirgends: aber es wäre auch nir-
s einmal Troſt, wenn keine Religion wäre. Ue-
ll muß ſich der Menſch mit etwas helfen; der
greift nach Ehre, der Andere nach Wolluſt, und
ört ſein Inneres. Reinigen und retten aber kann
s nur Religion.

* * *

Der Menſch iſt unausgeſetzt bemüht, ſich vom
offe zur Form, von der Wirklichkeit zur Möglich-
t, von der Welt zu Gott zu erheben.

* * *

Man kann ein Held keiner Art werden, wenn
an nicht zuerſt ein Held im Glauben iſt.

* * *

Das charakteriſtiſche Zeichen des Genies iſt das Vergeſſen ſeiner ſelbſt durch das Leben in einer Idee. Das Leben in der Idee muß das eigene natürliche Leben ganz verſchlingen.

* * *

Der Eine will, ungeduldig, immer nur vom Fleck kommen; der Andere, geduldig, geht durchaus nicht

iſt auch der Sinn für wahrhaft ſokratiſche Ironie ſo ſelten.

* * *

Wenn wir ſagen, daß etwas aus dem Nichts zum Daſeyn übergeht, ſo verſtehen wir darunter, daß eine bloße Conception realiſirt wird. Wir ſetzen das Nichts in die Abweſenheit der Materie, des Stoffs, des Objects. Wo die Form den Stoff hervorbringt, die Geſtalt die Sache ausmacht, da erblicken wir Schöpfung. Wir ſagen deßwegen von dem Künſtler, daß er erſchafft. Zum Beiſpiele, der Maler erſchafft ſeine Darſtellung; ſie liegt nicht in den Farben, ſondern ſie iſt blos aus der Form entſtanden, die im Geiſte des Künſtlers war.

* * *

Wenn die Kunſt ihre Natur, d. h. ihr Princip, oder wenn ſie ihr Princip, d. h. ihre Natur, ſucht, ſo philoſophirt ſie über ſich ſelbſt.

Aus der Progreſſion des Selbſtbewußtſeyns, das nothwendig reflectirend, folglich auch abſtrahirend iſt, entſpringen alle Künſte.

Ich will lieber auf meinen eigenen Füßen auf dem platten Boden, und ſelbſt auf einem niedrigeren Wege gehen, als ohne Füße ſeyn und auf den Händen getragen werden.

* * *

Die Kunſt zerſtört ſich ſelbſt, indem ſie die Mittel ihrer Ausübung in Handgriffe verwandelt. — Es giebt Künſtler, die es nur in Abſicht der Mittel ihrer Kunſt ſind, und darin fortfahren, Erfinder zu ſeyn; dieſes allein erhält dann noch einige Begeiſterung in ihnen. Wo auch dieſe Begeiſterung aufhört, wird der Künſtler zum bloßen Arbeiter; es iſt nichts Freies mehr in ihm und ſeinen Werken; er kennt alle ſeine Mittel und alle ſeine Zwecke; ſein Himmel iſt voll; was er nun hervorbringt, ſind nur noch Bilder und Gleichniſſe auf Erden. — Der Mann von Genie braucht immer neue Mittel, weil er immer neue Zwecke hervorbringt, und ein Ziel vor ſich hat, das er ſelbſt nicht kennt. Alle vorzügliche Geiſteswerke werden darum auch große Fehler haben; diejenigen ausgenommen, worin der Künſtler zuletzt bei ſich ſelbſt ſtehen blieb, ſich nicht mehr über ſich ſelbſt erheben, ſich ſelbſt nur nachahmen konnte.

Ein Mann von Geſchmack iſt der, welcher das Schöne unmittelbar empfindet; das Gefühl des Schönen unmittelbar aus dem Schönen ſchöpft. Man kann, nach einem angenommenen Muſter, wenn man viel Scharfſinn und Verſtand hat, bis auf einen gewiſſen Grad ſehr gut beurtheilen, und für Andere ausmachen, ob ein beſtimmtes Kunſtwerk ſchön oder nicht ſchön zu nennen ſey, das in wiefern, das minder oder mehr u. ſ. w.; aber wer dieß kann, iſt darum noch kein Mann von Geſchmack, und irrt nicht ſelten gröblich. — Das Schöne hat mit allem Urſprünglichen das gemein, daß es ohne Merkmal erkannt wird. Es iſt und zeigt ſich; es kann gewieſen, aber nicht bewieſen werden.

* * *

Man erſchöpft ſich beim Erzeugen der Geiſteskinder; ſchwächt die Darſtellung in ſich ſelbſt durch die Darſtellung für Andere, ſo daß man im eigentlichen Verſtande die Wahrheit von ſich giebt. Was man gemein macht, davon verliert man das Eigenthum. Begriffe ſind mittelbare Vorſtellungen — ſie können die Sache, das Wahre in die Seele nur hinein

Ich will lieber auf meinen eigenen Füßen auf dem platten Boden, und selbst auf einem niedrigeren Wege gehen, als ohne Füße seyn und auf den Händen getragen werden.

* * *

Die Kunst zerstört sich selbst, indem sie die Mittel ihrer Ausübung in Handgriffe verwandelt. — Es giebt Künstler, die es nur in Absicht der Mittel ihrer Kunst sind, und darin fortfahren, Erfinder zu seyn; dieses allein erhält dann noch einige Begeisterung in ihnen. Wo auch diese Begeisterung aufhört, wird der Künstler zum bloßen Arbeiter; es ist nichts Freies mehr in ihm und seinen Werken; er kennt alle seine Mittel und alle seine Zwecke; sein Himmel ist voll; was er nun hervorbringt, sind nur noch Bilder und Gleichnisse auf Erden. — Der Mann von Genie braucht immer neue Mittel, weil er immer neue Zwecke hervorbringt, und ein Ziel vor sich hat, das er selbst nicht kennt. Alle vorzügliche Geisteswerke werden darum auch große Fehler haben; diejenigen ausgenommen, worin der Künstler zuletzt bei sich selbst stehen blieb, sich nicht mehr über sich selbst erheben, sich selbst nur nachahmen konnte.

Unſer Weltſyſtem ſoll nur eine zerſtörte Sonne ſeyn. Der zergliedernde, zerreißende Verſtand, wenn er ſchaffen will, erſinnt nur Zerſtörung. — Von jeder Erkenntniß muß der Menſch einen Theil zernichten, um ſie zu faſſen, denn er faßt nur im Begriffe, hat die Sache nur, in ſo fern er ſie zum Worte herunter zu bringen weiß.

* * *

Aller mittelbaren Bezeichnung muß eine unmittelbare, der künſtlichen Sprache eine natürliche vorhergegangen ſeyn. Je mittelbarer unſere Bezeichnung, je künſtlicher unſere Sprache wird, deſto verworrener und dunkler werden unſere Begriffe von Wahrheit.

* * *

Wir können unſere Gefühle, diejenigen, die ſich auf Objectives beziehen und Realität bewähren, nicht anders in uns befeſtigen, als mittelſt eines Begriffes, den wieder nur das Wort feſt hält; oder mittelſt eines Bildes. Das Wort aber iſt unvermögend, das Gefühl jedes Mal wieder zu erwecken, und ſo geſchieht es, daß wir mißtrauiſch werden gegen das Weſen, und es ſelbſt für ein bloßes Wort

halten. Das Bild hat andere Gebrechen. Der ſich an Bilder hängende Menſch läuft Gefahr, das Bild für das Weſen zu halten, in Schwärmerei, Abgötterei, Aberglauben zu gerathen.

* * *

Die Sprache iſt ſo wenig zu dem blos ſinnlichen und thieriſchen Behelf gegeben, als die Zunge blos zum Eſſen.

* * *

Alles Philoſophiren iſt nur ein weiteres Ergründen der Spracherfindung.

* * *

Die Einen erwarten von einem gewiſſen Buchſtaben mehr als ſie ſollten, die Andern fürchten davon mehr als ſie ſollten. Beide meſſen ihm eine Kraft bei, die er nicht hat; wollen ihn mit Gewalt einſetzen oder wegſchaffen, merken nicht darauf, wie er in jeder Abſicht nur zufällig iſt, wichtig allein durch ſeine Bedeutung. Dieſer gegenſeitige Eifer hat große Aehnlichkeit mit demjenigen, der ehemals die Bilderdiener und Bilderſtürmer gegen einander befeuerte.

* * *

Es iſt oft eine ſolche Stille in mir, eine ſo tiefe

Beſinnung, daß ich es nicht ausſprechen kann, wie zerſtreut mir alle Menſchen, die ich vor mir ſehe, erſcheinen. — Keiner horcht.

* * *

In der Natur, überhaupt in der Wirklichkeit und Wahrheit, iſt Alles poſitiv. Im Verſtande und ſeiner Möglichkeit iſt Alles negativ, denn im Verſtande ſteht Alles unter Begriffen, und die umfaſſendſten ſind immer die leerſten. Das Weiße, wohin der Verſtand zielt, das er treffen will, iſt das Nichts; oder das All, minus Diverſität, Individualität, Perſonalität.

* * *

Weil der Menſch in Widerſpruch mit ſich ſelbſt geräth, darum philoſophirt er. Er verliert auf unzählige Weiſe den Zuſammenhang ſeiner Wahrheiten, d. h. ſie gerathen ihm mit einander in Widerſpruch, vertilgen ſich gegenſeitig. Hier tritt das Geſetz des Stärkeren ein. Aber die Stärke der einen Wahrheit iſt nicht die Stärke der andern, ſie haben nicht einerlei Kraft — Wahrheit iſt Klarheit — Was nun im höheren und höchſten Grade poſitiv ſey, darüber iſt der Streit.

Dem einen Menſchen erſcheint dieß poſitiver, dem andern jenes. Ja in demſelben Menſchen kann heute dieß poſitiver ſeyn, morgen ein Andres. — Geſchieht dieß häufig, ſo geräth der ganze Verſtand des Menſchen in Verwirrung; er findet nirgend, woran er ſich ſtandhaft halten könne.

* * *

Es iſt ein wunderliches Vorgeben, daß man die Wahrheit ganz uneigennützig ſuche. Der Menſch ſucht ſie uneigennützig, wie man vom Thiere ſagen könnte, daß es uneigennützig ſein Futter ſuche, blos zu Folge eines Triebes. Der Menſch ſucht die Wahrheit, weil ihn die Unwahrheit tödtet, hernach, weil er ſeinen beſten Empfindungen und Wünſchen einen Grund ſucht; er will zur Quelle hin des Guten, des Schönen, der Wahrheit und des Lebens.

* * *

Was heißt: man ſoll die Wahrheit nur um ihrer ſelbſt willen ſuchen und ihr Alles aufopfern? Iſt es ein Gebot des Inſtinkts, oder ſehe ich etwas, wornach ich ſtrebe? — Die Abſicht der Philoſophie, ſagt man, iſt blos Selbſtverſtändigung. So erſcheint es in der Reflexion. Ihr Urſprung aber iſt, daß uns

ein Widerſpruch entſteht, daß wir doppelt ſehen, daß eine Wahrheit uns genommen wurde, die wir wieder haben wollen; wir ſehen uns um nach der Wahrheit, die uns entfloh. Einen urſprünglichen bloßen Vorwitz giebt es nicht, wohl aber ein urſprüngliches Intereſſe. — Wir finden uns in der Wahrheit, und werden nur allmählig gewahr, daß wir ſie nicht ganz beſaßen.

* * *

Von denen, welche ſich rühmen, daß ſie die Wahrheit ſuchen, blos um der Wahrheit willen, ſuchen die mehreſten nur ein Syſtem; und wenn ſie nur irgend eins gefunden haben, ſo ſind ſie zufrieden.

* * *

Ihr ſagt, die Sinne betrügen uns. Ich frage, was redet denn die Wahrheit zu uns? — Etwa das, was uns gar nichts ſagt und vorweiſt? — Das iſt die Frage: hat die Vernunft als ſolche etwas vorzuweiſen? — Wenn hinter dem Truge keine Wahrheit zu finden iſt, ſo laſſet uns den Trug.

* * *

Der vernünftige, nachforſchende Menſch ſucht be-

ſtändig den Zuſammenhang des Zufälligen mit dem Nothwendigen, d. h. er ſucht, wie der Theil, den er wahrnimmt, mit dem Ganzen, das er nothwendig vorausſetzen muß, zuſammenhängt. Indem er das Ganze zu dem Theile findet, oder dem Theile im Ganzen ſeinen Ort anweiſet, gewinnt er Erkenntniß. — Ich erkenne, heißt: ich erfahre, daß ich ſchon kannte.

* * *

Wenn der Menſch ſagt: ich ſelbſt, ſo ſcheint er unter dem Selbſt eigentlich den ſinnlichen, den empfindenden Menſchen zu verſtehen. — Wer das Selbſt außer Acht zu laſſen weiß, nähert ſich einer reineren, nähert ſich der göttlichen Natur. — Das Thier hat ein Selbſt, kann aber nicht ſagen: Ich ſelbſt, weil es nicht ſagen kann: Ich = ein = Anderer. Hierzu würde die Vorſtellung eines Ich erfodert, dem ſowohl das Ich = ſelbſt als das Ich = ein = Anderer übergelegt werden könnte. In dem Thiere bemerken wir eine blos ſinnliche Ueberlegung. Es empfindet die Beſchaffenheiten der Dinge in Beziehung auf es ſelbſt, die Veränderungen, die ſie in ihm hervorbringen, nicht ſeine eigene Beſchaffenheiten in Beziehung auf die

Dinge: ihm fehlt die Erkenntniß des Guten und Böſen.

* * *

Vernunft iſt das Bewußtſeyn des Geiſtes. Wer die Vernunft verliert, der verliert ſich ſelbſt, das Selbſtbewußtſeyn, das eigene Seyn und Bleiben, die Perſon. Perſönlichkeit iſt alſo von Vernunft, Vernunft von Perſönlichkeit unzertrennlich. Wer ſich einem Affect überläßt, den er nicht zuvor ſich ſelbſt überlegt, am Guten geprüft, und ihm das Maß beſtimmt hat, der handelt unvernünftig. Mit der Vernunft iſt alſo nothwendig Freiheit verbunden, und das Bewußtſeyn der Perſönlichkeit iſt das Bewußtſeyn der Freiheit. Die Freiheit, deren ſich das vernünftige Weſen bewußt iſt, beſteht darin, daß er ſich das Vermögen zuſchreibt, ſeinen ſinnlichen Begierden und Neigungen zu widerſtehen, daß es ſich von der materiellen Welt iſoliren kann. Der Geiſt kann ſeinen Körper von ſich werfen. — Ohne Vernunft handeln, iſt thieriſch; wider die Vernunft handeln, laſterhaft; denn in dem Ausdruck, wider die Vernunft handeln, iſt enthalten, daß die Vernunft ge-

genwärtig ist, wider die Handlung protestirt, ihre Macht anbietet gegen widerrechtliche Gewalt: die höchste Gewalt auszuüben ist ihr Beruf, ihre Bestimmung.

* * *

Tolle, verkehrte, unsinnige Gedanken. Man kann sich toll, man kann sich wahnwitzig und unsinnig denken, durch Denken sich um die Absicht des Denkens bringen. Das Denken als Denken bringt also in sich und durch sich allein nichts Wahres und Gutes hervor. — Aber alles Wahre und Gute muß doch wenigstens im Menschen von einem Denken begleitet seyn. Gedankenlos handeln, heißt thierisch handeln. Was giebt nun dem Gedanken seinen Werth? Was ist im Menschen über dem Gedanken, um ihn zu prüfen, um ihn als einen wahren und guten Gedanken zu bestimmen, ihn als einen solchen auszumachen? Wir heißen dieses Vermögen Vernunft. Die Vernunft soll schlichten zwischen Schein und Seyn, denn sie selbst ist das Wesende.

* * *

Wer für sich selbst philosophirt, dem stoßen bei

jedem Schritte Schwierigkeiten auf, wovon derjenige, der nur für die Schule philoſophirt, nichts erfährt.

* * *

In meinen jüngeren Jahren ſtand es in Abſicht der Philoſophie ſo mit mir, daß ich ein Erbe unermeßlicher Reichthümer war, und nur einige unerhebliche Proceſſe, unbedeutende Formalitäten mich verhinderten, in den vollen Beſitz zu treten. — Die Proceſſe wurden unter ihrer Führung erheblich. — Am Ende fand es ſich, daß ich nur Proceſſe geerbt hatte, und die ganze Nachlaſſenſchaft in inſolventen Händen ſich befand.

* * *

Einige Menſchen haben, ſo zu ſagen, nur Beiſpiele im Kopf; andere auch Geſetze. Das kräftige Raiſonnement zeigt ſich darin, daß es zu den Beiſpielen Geſetze, und zu den Geſetzen Beiſpiele findet. — Das Auge des Verſtandes ziehet ſich gleichſam zuſammen in der Bildung der Begriffe, und erweitert ſich in ihrer Anwendung. Bloße Stubengelehrte haben gewöhnlich ſehr enge Köpfe, eben ſo wie blos mechaniſch praktiſche Menſchen.

Philoſophie iſt ein inwendiges Leben. — Ein philoſophiſches Leben iſt ein geſammeltes Leben. Durch wahre Philoſophie wird die Seele ſtill, zuletzt andächtig.

* * *

Das Geſchäft der Philoſophie iſt das Ausſondern und ſyſtematiſche Zuſammenſtellen deſſen, was ſich von ſelbſt verſteht, und wodurch alles Andere muß verſtanden werden.

* * *

Philoſophiren iſt ein Bemühen aufwärts zu fahren den Strom des Daſeyns und der Erkenntniß bis zu ſeiner Quelle.

* * *

Aus Nachſinnen entſteht Philoſophie, die ein Rückweg der Ueberlegung iſt bis zum Anfange. Wer ſich jedes Rückſchrittes im Nachſinnen bis zum Anfange bewußt iſt, und nun wieder dahin zurückgeht, wo er ſich zuerſt geſtellt hatte, hat eine Philoſophie erfunden.

* * *

In Abſicht der letzten Gegenſtände menſchlicher Betrachtung, iſt die gemeinſte Vorſtellungsart die

wahrſte. Man muß, nachdem man ſich müde gegrübelt hat, auf ſie zurückkommen, und jenem Spruche Beifall geben, daß den Weiſen ſich verbirgt, was den Kindern oder Einfältigen offenbar iſt.

* * *

Ich bin jung geweſen und alt geworden, und lege das Zeugniß ab, daß ich nie in einem Menſchen gründliche, durchgreifende und aushaltende Sittlichkeit gefunden habe, als bei Gottesfürchtigen, nicht nach der heutigen, ſondern nach der alten kindlichen Weiſe; nur bei ihnen fand ich auch Freudigkeit im Leben, eine herzhafte ſiegende Heiterkeit, von ſo ausgezeichneter Art, daß ſie mit keiner andern zu vergleichen iſt.

* * *

Auch ich glaube Wunders wegen; des Wunders wegen nämlich der Freiheit, die ein continuirliches Wunder iſt, und viel Analogie hat mit dem das Chriſtenthum begründenden Wunder der Geiſtesempfängniß am Pfingſttage.

Frei ſeyn und ein Geiſt ſeyn iſt Eins. — Wo

Geiſt iſt, da iſt Erfindungskraft, Schöpfungskraft, Orginalität, Selbſtſeyn.

Jedes große Beiſpiel ergreift uns mit der Autorität eines Wunders, und ſpricht zu uns: Wenn ihr nur Glauben hättet, ſo könntet auch ihr die Thaten thun, die ich thue.

Edle und schöne Handlungen zu verrichten, ist dem Menschen natürlich; es wird ihm leicht, er findet unmittelbare Antriebe dazu in seinem Innern. Hingegen wird ihm eigentliche Tugend, die auf Selbstverläugnung gegründet ist, überall schwer. Tugend muß er sich selbst mühsam angewöhnen und angewöhnen lassen. Gleichwohl ist von Natur Großmuth in ihm, und weist auf eine vor aller Ueberlegung wirkende Kraft der Selbstbeherrschung in seinem Gemüth.

* * *

Der Eigendünkel, der nie sich selbst, sondern immer nur Anderen durch den Sinn fahren zu müssen glaubt, ist eine grundböse Sache. Denn das allein macht den Menschen gut, daß er Andere zu achten und sich selbst zu mißtrauen weiß; daß er den eigenen Sinn zu beugen vermag, und das bewegte Herz dem Ausspruche des stillen Herzens gehorchen kann.

* * *

Es giebt kein Privilegium der Anständigkeit; hier muß alles über einen Leisten, denn mehr als einen kann es nicht geben.

Keine Anhänglichkeit von Untergebenen an ihre Obern, wo keine Strenge iſt. Der Untergebene, der nicht gewöhnt wird, immer ſeine Pflicht zu thun, wird ſie oft unterlaſſen, wird ſie in jedem Falle, wo er ſie ausübt, mit Mühe ausüben. Der zu milde Obere wird alſo beſtändig unzufrieden, der Untergebene beſtändig mit einem böſen Gewiſſen geplagt ſeyn, und ſein zu weicher Oberer wird ihm härter als der härteſte vorkommen. Ganz im Gegentheile wird der an Fleiß und Ordnung und ununterbrochene Pflichterfüllung gewöhnte Diener ſowohl mit ſich ſelbſt als mit ſeinem Herrn zufrieden ſeyn, und ſich feſt an dieſen anſchließen. Es giebt aber Haushaltungen, in denen ſich kein ſolches Syſtem von Ordnung für jedes Glied entwerfen läßt.

* * *

1776. An Fleiß und Gehorſam laſſen ſich die meiſten Menſchen doch gewöhnen, und aller Ideen- und Empfindungskram, womit man die thieriſchen Triebe bändigen oder ordnen will, iſt nichts in Vergleichung mit dem Geſchick und der daraus erwachſenden Luſt zu arbeiten.

Es iſt ſo allgemein angenommen, wir ſollen der uns natürlichen Eigenliebe mißtrauen, daß jeder Menſch, wenn er in irgend einem Falle zum Schiedsrichter aufgerufen wird, das Richteramt, ſobald irgend ein perſönliches Intereſſe, oder auch nur das Intereſſe eines ſeiner Verwandten oder Freunde unterläuft, von ſelbſt ausſchlägt und ſich als partheiiſch angiebt. Niemand findet ſich beleidigt, auf dieſe Weiſe verdächtig zu heißen; ſondern es zeichnet ſich im Gegentheile der ſittlichere Menſch dadurch aus, daß er keine Ausnahme verlangt, und nicht für ſich insbeſondere ein Vertrauen fodert, welches dem Menſchen überhaupt geweigert werden muß. In unſerem Innern mögen wir unſeres beſſeren Selbſts uns erfreuen, und es wohl wiſſen, daß unſere gute und billige Denkungsart beſſere Gewähr, als alle förmliche Einrichtungen und Geſetze, leiſtet; aber nie dürfen wir uns herausnehmen, ein ſolches Gefühl auch außer uns geltend zu machen. Es giebt Fälle, wo ein gerechter Stolz die Beſtreitung eines auf uns gefallenen grundloſen Verdachtes verbieten kann; es giebt aber keinen gerechten Stolz, der ungemeſſenes Vertrauen fodern dürfte. Alle dieſe Dinge

einer inneren, unsichtbaren Welt sollen nicht in den großen Tauschhandel des materiellen Gewerbes, als etwas, womit man wie mit gutem Papiere wechseln könnte, eingeführt werden; denn obgleich dieser Kredit noch unentbehrlicher zum Bestande der menschlichen Gesellschaft, als der gewöhnlich so genannte zum Bestande des Handels ist, so sind sie im Grunde doch von ganz verschiedener Natur, und ganz anderen Gesetzen des Daseyns und Wirkens unterworfen.

* * *

Es ist nie zu spät mit uns, so lange wir noch unsere Fehler gewahr werden, sie mit Widerwillen tragen, und edle Triebe sich, eroberungssüchtig, in uns regen.

* * *

Was du glücklich bist, sagte ich zu L., daß du einen so freien Willen hast! Indem ich dieses sagte, fiel es mir lebhafter auf, daß wir, was wir die Freiheit des Willens nennen, nicht sowohl in das Vermögen zu wählen, als in die Kraft, unsern Willen zu thun, setzen.

* * *

Die stärkste Leidenschaft des Menschen ist die

Ehrliebe. Was die wahre Ehrliebe befriedigt, das befördert die Liebe zu Gott und führt näher zu seiner Erkenntniß.

* * *

Es ist zuweilen nothwendig, fünf gerade seyn zu lassen. Ich habe diese Lehre mein ganzes Leben hindurch, aus natürlicher Nachgiebigkeit, mehr als ich sollte, befolgt. Aber dazu habe ich mich doch nie verstehen können, wenn ich fünf gerade seyn ließ, auch noch feierlich zu betheuern, es gebe kein Gerade, oder fünf sey das Gesetz des Geraden.

* * *

Die Athener sandten den durch Pelopidas befreiten Thebanern am Tage nach der Ermordung des Archias 5000 Mann zur Unterstützung gegen die Lacedämonier. Man findet das häufig bei den Griechen, daß sie keine Gefahr bei Handlungen, welche die Ehre und das Schickliche von ihnen foderten, in Anschlag brachten. Weisheit und Klugheit waren bei ihnen ganz verschiedene Dinge. Bei allen Fehlern und Lastern dieser Menschen lebte etwas von wahrer Freiheit in ihnen; trieb sie, stärkte sie, und gab ihrem Muthe einen Charakter von Erhabenheit,

der dem Muthe der Neueren ganz fehlt. Daß der Mensch eine bessere Seele habe, und daß dieser besseren Seele die Herrschaft über die geringere gebühre, stand ihnen klar vor Augen.

* * *

1797. Der Mensch kann sich nicht stückweise (en détail) bessern, und überhaupt sich selbst nicht halten, was er sich selbst verspricht; denn er selbst ist ein Spiel der Leidenschaften, und nur das Gesetz *über ihm* besteht. Daß er dieses Gesetz anerkennen, seiner Zucht sich unterwerfen, endlich die Liebe desselben sich eigen und *zum Charakter* machen kann, darin besteht seine Würde. Es giebt auch keinen andern Charakter des rechtschaffenen Mannes, als diesen, und es ist thöricht, auf einen Menschen zu bauen, der nur ein *Gemüth*, sey es auch das vortrefflichste! aber keine dieß Gemüth ordnende und ihn selbst beherrschende Grundsätze hat. Ein solcher wird mit den glücklichsten Anlagen zu Rechtschaffenheit und Tugend oft am tiefsten sinken; denn weil er sich nicht zu beherrschen weiß, und weder das Böse noch das Gute lassen kann, muß er sich selbst zu täuschen, sich zu belügen und betrügen suchen;

Zweite Abtheilung.

Liebe, Bewunderung, Ehrfurcht ſind die Grundlagen aller Sittlichkeit. Wir fühlen uns als Urſache, als Perſon, und perſonificiren alles: Ströme, Winde, Gewitter, Bäume, alles, was ſich regt und uns wohl oder übel thut. Was wir von den innern Kräften der Dinge wiſſen oder urtheilen, das wiſſen oder urtheilen wir durch Sympathie, durch Ahnung. Jeder Menſch hat ſein eigenes, individuelles Univerſum. Je mehr er ſich in andere Dinge hinein verſetzen, das Leben dieſer andern Dinge leben, ſein Leben mit ihrem Leben vereinigen kann, deſto größer wird ſein Daſeyn.

* * *

1775. Es iſt doch das Beſte am Menſch-ſeyn, daß uns das genoſſene Gut nicht untergeht, daß es ſich anbaut in und um uns, ſich fortpflanzt, vermehrt, und wir ſo immer mächtiger werden zu noch größerem Genuß.

1775. Von Tag zu Tage geht es mir heller auf, daß ein Geist dem andern nothwendiges Organ sey; daß Gefühl des Andern sey die Schöpfung aus Nichts.

* * *

Daß der Mensch eine Würde habe, kann er nur in einem Gefühle, nämlich dem Gefühle dieser Würde, gewahr werden; hernach mißt er an diesem Guten alles andere Gute.

* * *

Einen Gegenstand so zu umfassen, daß man darüber hinaus weiter nichts sieht — zum Held werden giebt es keinen andern Weg.

* * *

Vor Grundsätzen, die aus Gesinnungen erwachsen, habe ich alle Ehrfurcht; aber auf Gesinnungen, die aus Grundsätzen, läßt sich kaum ein Kartenhaus bauen.

* * *

Die erste nothwendige Bedingung zur Sittlichkeit, das Vermögen, nach Gesetzen zu handeln, wird leicht mit der Sittlichkeit selbst, die in einem höheren Verlangen besteht, verwechselt.

lich leidet, als in dem bloßen Genuß des Guten, das er nun einmal ganz hat.

* * *

Alle Geschäftigkeit des Menschen geht auf die Zukunft; denn die Gegenwart ergiebt sich von selbst, und läßt keine Geschäftigkeit mehr zu. Der Grad der Fähigkeit, in die Zukunft zu sehen, bestimmt den Grad der menschlichen Größe; denn die Seele handelt um so mehr aus sich selber, und leidet weniger vom Aeußerlichen.

* * *

Je größer das Vermögen eines Menschen ist, nach entfernten Zwecken zu handeln, desto stärker sein Geist.

* * *

Wenn der Mensch nur so viel an Verstand gewinnt, als er an Sinn verliert, so geht er rückwärts.

* * *

Wir leben immer voran, nie zurück, und es giebt keinen bleibenden Augenblick; darum laßt uns innere Ruhe vor allen Dingen suchen und ihr Alles aufopfern. Jedes Schicksal ist erträglich, nur die

Unzufriedenheit mit ſich ſelbſt nicht, und es giebt einen Grad der Reue, von dem keine Erlöſung iſt.

* * *

Was wir ſo empfinden, wie wir uns ſelbſt empfinden, das nennen wir wirklich. Das Forſchen nach Wahrheit iſt das Forſchen nach dem, uns nicht unmittelbar gegenwärtigen, Wirklichen.

* * *

Wir können uns ohne Gefahr den Eindrücken der Natur, auch den Eindrücken von Menſchen überlaſſen; es heiße Enthuſiamus, heiße Schwärmerei; iſt der Eindruck nur wirklich da, iſt unſere Empfindung nur das Reſultat eines wirklichen Verhältniſſes, ſo hat es nichts zu bedeuten. So bald wir aber nur die Empfindung länger erhalten wollen, als ſie von ſelbſt dauert, ſo bald wir bemüht ſind, ſie nachzuahmen, ſo bald wir endlich gar bemüht ſind, die Empfindungen Anderer in uns zu erwecken, ſo ſind wir auf dem Wege des Selbſtbetruges, der Heuchelei.

* * *

Ich traue der Vernunft mehr, als dem ſinnlichen Augenſchein, heißt, ich traue allen meinen

Sinnen zuſammen mehr, als nur Einem, dem geſammten Augenſchein mehr, als dem partiellen. Wenn mir Jemand ſagen will, was Sinn iſt, ſo will ich ihm ſagen, was Geiſt iſt. — Wir reden leichter von dem Sinne, als vom Geiſte, weil der Sinne wenigſtens fünfe ſind, aber nur Ein Geiſt.

* * *

1776. Ich halte jede Aufklärung für vortheilhaft; denn obgleich der Menſch nur ein Gefäß von beſtimmtem Maße iſt, das überlaufen muß, wenn man zu viel hineingießt; obgleich in keinem Gefäß flüſſige Dinge von verſchiedener Beſchaffenheit aufbehalten werden können, auch nicht einmal jedes Gefäß zur Aufbehaltung jeder flüſſigen Materie tauglich iſt; ſo glaube ich doch, daß ſich für jedweden guten Saft noch ein Gefäß finden werde, auch daß durch Zugießung eines ſolchen Saftes zu andern manchmal eine unerwartete Gährung entſtehen könne und daraus ein herrlicher Trank.

* * *

Die Menſchen ſind immer damit beſchäftigt, ihrer Unvernunft eine andere Geſtalt zu geben, und glauben dann jedesmal, ſie in Vernunft verwandelt zu

haben. Sie verfallen von einem Aberglauben in den andern, und meinen bei jedem neuen Anfange an Wahrheit gewonnen zu haben. Es ist der Irrthum selbst, der sie beständig vor sich her treibt, und dem sie aus freien Stücken zu entfliehen glauben. Es ist aber gegen die Natur des Irrthumes, zur Wahrheit hin zu treiben. Die Wahrheit ist ganz innerlich, und selbst derjenige, der sie besitzt, kommt, wenn er sie äußerlich machen will, in Gefahr, sie zu verlieren, indem er das, was er äußerlich macht, für die Wahrheit selbst hält. Denn sie ist nicht diese oder jene Meinung, sondern eine, über jede besondere Meinung erhabene, Einsicht.

* * *

Obgleich der Mensch sich täglich darauf ertappt, daß er die Symptome einer Begebenheit für ihre Ursachen hält, so begeht er doch immer von neuem denselben Fehler, und behilft sich lieber mit den albernsten Erklärungen, als daß er sich an einer gründlichen Rechenschaft genügen ließe. So liegt z. B. nichts klarer vor Augen, als, daß kein Individuum aus einer bloßen Zusammensetzung entstehen kann, und doch nimmt der Materialist lieber an,

daß dieſes auf eine unbegreifliche Weiſe geſchehen könne, als daß er das Unbegreifliche geradezu unmittelbar annähme. Mit ihrer ganzen Kraft und mit einer Deutlichkeit, welche jede andere Deutlichkeit übertrifft, ſagt ihm ſeine Seele, daß der Wille vor der That, das Leben vor der Speiſe her gehe; aber er bringt das Gegentheil heraus.

* * *

Wenn wir das Syſtem des Himmels ſeine Mechanik nennen, ſo bewundern wir nicht mehr dieſe Mechanik, ſondern einen Newton, einen Keppler, einen La Place, die mit ihrem Geiſte ſie zu erforſchen, ſie uns darzulegen wußten. Dringen wir ſelbſt in den Verſtand dieſer großen Männer, ſo bewundern wir auch ihn nicht mehr; der Mechanismus ſeines Reflectirens wird uns begreiflich, und was wir durchaus begreifen, das mit Nothwendigkeit Erfolgende, können wir nicht bewundern; wir erſtaunen nur höchſtens noch, wie wir vor einem hohen Berge, oder vor dem unüberſehbaren Meere erſtaunen. — Wahrhaft bewundern können wir nur das, was ein Wunder iſt oder ſcheint. Der Wunderthätige aus Liebe iſt Gott; der Wunderthätige aus Bosheit,

Satan. Auch das Thier ſtaunt an mit Schrecken oder Freude; der Menſch allein bewundert.

* * *

Das wahrhaft Gute kann nur in ſich ſelbſt aufbehalten werden, und alle Mühe, es in irgend etwas Formelles oder ihm Aeußerliches einzumachen, mit welchem Zucker oder Salz es auch ſeyn möge, iſt vergebens.

* * *

Die menſchliche Vernunft iſt das Symptom des höchſten Lebens, das wir kennen. Sie hat aber nicht ihr Leben in ihr ſelbſt, ſondern ſie muß es jeden Augenblick empfangen. Das Leben iſt nicht in ihr, ſondern ſie iſt im Leben. Was das Leben iſt, ſeine Quelle und Natur, iſt für uns das tiefſte Geheimniß.

* * *

Des Menſchen Licht iſt in ſeinem Triebe der Erhebung zu etwas Höherem. Nicht, weil ich mich über etwas, ſondern weil ich mich zu etwas erhebe, gebe ich mir Beifall.

* * *

Ich kenne keine tiefere Philoſophie, als die pauliniſche im ſiebenten Kapitel des Briefes an die Rö-

mer. Im blos natürlichen Menſchen wohnt die Sünde. — Wiedergeburt iſt die Grundlage des Chriſtenthumes. — Wer die Lehre von der Gnade aus der Bibel vertreibt, der vertilgt die ganze Bibel.

* * *

Weil der Menſch nur Maſchinen machen kann, ſo iſt er geneigt, eine göttliche Vorſehung zu läugnen; denn er findet ſie nicht als Maſchine. Die Vorſehung iſt ein lebendiges Weſen und wirkt immer nur als Lebendiges in Lebendiges.

* * *

Im Anfang war das Wort, heißt: vor der That war der Wille, vor den Mitteln der Zweck, vor der Handlung die Abſicht, vor dem Körper die Seele, vor der Ungeſtalt Geſtalt, vor dem Tode das Leben.

* * *

„Das Recht wohnt bei dem Ueberwältiger, und die Schranken unſerer Kraft ſind unſere Geſetze.“ (Schiller in den Räubern, 1ſte Ausg., S. 14.) Es iſt wahr, ein Affect bricht ſich am andern, der Zorn am Mitleiden, die Begierde an der Scham, der Geldgeiz an dem Ehrgeize — aber darum wohnt bei dem Ueberwältiger noch nicht das Recht. Dadurch, daß

eine Empfindung, Begierde, Leidenschaft die andere einschränkt, bedingt, folgt noch kein Recht der mächtigeren über die mindermächtige. Gewalt gegen Gewalt gebiert nie ein Recht, sondern nur Ansehen gegen Ansehen, und das höchste Ansehen ist bei der Vernunft.

* * *

Des Hobbes Irrthum besteht darin, daß er es für ein und denselben Satz hält, daß Jeder ein Recht auf alles habe, und daß Alle ein Recht auf alles haben. Dieses ist wahr, und es folgt daraus, daß sie sich zu einer Theilung verstehen müssen. Jenes ist falsch, und hat den Widerspruch in sich; Alles können nicht Mehrere haben. Der Satz, wenn er wahr seyn soll, muß eigentlich so ausgedrückt werden: wir haben alle ein gleiches Recht an alles.

* * *

Es ist überall unter der Würde des Menschen, blos als der Stärkere Gesetze geben zu wollen, und sich des Druckes, den man, wie ein Klotz, blos durch seine Masse verursacht, als einer lebendigen Kraft zu freuen.

Das eigentliche Recht des Stärkern beſteht nur darin, daß er ſich des Willens des minder Starken zu bemächtigen weiß. Es iſt damit gerade ſo wie mit den herrſchenden Gedanken und Empfindungen in unſerer Seele.

* * *

Freilich iſt der Stärkſte immer König; aber nicht, der Stärkſte aller Willen ſich zu unterwerfen, ſo daß ſie ſeinen, dem ihrigen widerſprechenden, Willen thun, ſondern, der Stärkſte ihren Willen auszuführen, nach ihrem Willen zu handeln.

* * *

Die Menſchen werden ewig nach Leidenſchaften handeln; diejenige Verfaſſung iſt alſo die beſte, welche die edlern Leidenſchaften einflößt, und die unedlern tödtet.

* * *

Ohne eine übergeſetzliche Gewalt der Geſetzgebung kann kein Staat beſtehen. So wenig ein menſchlicher Körper durch bloßen Mechanismus alle ſeine Handlungen verrichten und ſich im Leben erhalten kann, ſo wenig vermag es auch ein Staatskörper. Er muß ein ſelbſtthätiges Princip des Mechanismus,

er muß eine Seele haben, womit er bald den Mechanismus so oder anders bestimmen, ihm forthelfen, bald sich ihm entgegensetzen und ihn überwinden kann.

* * *

1781. Nichts kann richtiger seyn, als die Bemerkung, daß, wenn wir, einer für den Andern, auch mit Gewalt sorgen müssen, sobald wir die Klügsten sind, Gesundheit, Leben und Reichthümer nicht mehr das Angelegentlichste bleiben dürfen; daß die ewige Seligkeit unendlich wichtiger, folglich das Verfahren der Frau von Maintenon gegen die Kinder der Protestanten nicht im mindesten zu tadeln sey. Nur gefällt mir jener eifrige Mann noch besser, welcher den Wilden in Amerika die Kinder wegstahl, taufte und hernach umbrachte, damit sie ihm auf keine Weise mehr aus dem Himmel bleiben könnten.

* * *

Die geschriebenen eigentlichen Gesetze sind aus Gewohnheiten entstanden, welche Gewohnheiten aus nichts Anderem, als den natürlichen Neigungen und Trieben der Menschen, die sich in einem gewissen Haufen zusammengethan hatten, abzuleiten sind. So ist das Recht entstanden. Wenn man daraus hin-

weg nehmen ſollte, was frei und natürlich gewachſen iſt, ſo würde wenig Gutes und ſehr viel Böſes übrig bleiben. Was die Geſellſchaft noch zuſammen hält und das Leben erträglich macht, iſt das Werk der Freiheit und Natur.

* * *

Der Despotismus iſt bequemer als die Freiheit, wie das Laſter bequemer als die Tugend iſt.

* * *

Die Gerechtigkeit iſt die Freiheit derer, welche gleich ſind; die Ungerechtigkeit iſt die Freiheit derer, welche ungleich ſind.

* * *

Aus dem natürlichen Verlangen nach Rache, dieſem unmittelbaren Triebe, den auch die Thiere empfinden, iſt alle vernünftige Rechtspflege hervorgegangen. Die Gerichtshöfe ſtellen die Rachſucht vor, gereinigt von Haß und verwahrt vor Mitleiden.

* * *

Durch die Vermehrung der Güter kann unmöglich die Armuth vermindert werden; denn, wie man's auch anſtellen möchte, immer wird am Saume des Ueberfluſſes Elend und Jammer kleben.

Die monarchiſche Verfaſſung iſt ein eingeſchränkter Despotismus. Sie beſteht durch eine Unterordnung von Gemeinweſen, deren keines ein unabhängiges, für ſich beſtehendes Gemeinweſen iſt. Jeder behauptet die Stufe, auf der er ſteht, und ſomit auch die Stufenfolge. Gemeinſinn iſt hier nicht, wohl aber öffentlicher Geiſt.

* * *

1778. Freiheit kann uns nur durch Gleichheit wiedergegeben werden; Gleichheit nur durch einen beſſer proportionirten äußern Zuſtand; dieſer nur durch allgemeine Aufklärung.

* * *

1791. Richte ein Narrenhaus ein, wie du willſt, eine verſtändige Geſellſchaft wirſt du nicht darin zu Stande bringen. Darum gieb, wie die Engländer thun, den Bedlamiten lange Aermel, die ihnen über die Hände, lange Hoſen, die ihnen über die Füße fallen, damit ſie ſich in ihre eigene Kleidung verwikkeln und du ihnen die harte Feſſel erſparen könneſt. Mir iſt, als ſollte ich ſelbſt zum Narren werden, wenn ich Leute, die auf nichts als auf Früchte der Sklaverei lüſtern ſind, um Freiheit toben ſehe.

1775. Wie die Geſchichte gemeiniglich geſchrieben wird, iſt ſie weit entfernt, uns eine genauere Kenntniß des Menſchen zu geben, ſie macht uns vielmehr den Menſchen unbegreiflich. Dennoch ſollte das eigentliche Augenmerk des Geſchichtſchreibers ſeyn, die verſchiedenen Arten der Exiſtenz, die dem Menſchen natürlich ſind, ſo darzuſtellen, daß wir ſie als natürlich erkennten.

* * *

1778. Die Erfindungen und Erfahrungen ſo vieler Menſchenalter und Völker haben ſich uns gleichſam nur angeklebt; wir haben ſie, gewiſſer hervorſtechender Vortheile wegen, eiligſt angenommen, ohne ſie in ihrem Grunde und in ihren Folgen zu erforſchen.

* * *

1776. In die alten Formen können wir nicht zurück, und dürfen wir auch nicht ſtreben, zurückzukommen, aber auf die Empfindungen, die an dieſen Formen hingen, können wir zurück, und ſie liegen uns ſehr nahe.

* * *

Nichts bringt mehr Verwirrung und Tod in Künſte und Sitten, als wenn man die Erfahrung

eines Zeitalters blindlings in ein anderes Zeitalter überträgt.

* * *

Eine Folge der Civiliſation iſt, daß man hervorbringen kann ohne Erfindung, wiſſen ohne Einſicht. Die Civiliſation macht in ſo fern den Menſchen mechaniſch. Dabei iſt aber zu bemerken, daß, indem ſie ihn rückwärts tödtet, ſie ihn vielleicht vorwärts eben ſo ſehr belebt.

* * *

Vaterland iſt da, wo viel Allen gehört; wo was Allen gehört, Jedwedem viel Genuß und Freude verſchafft; wo folglich Niemand etwas Erhebliches für ſich thun kann, ohne zugleich etwas Erhebliches für Alle zu thun.

Dritte Abtheilung.

Unſer Geiſt macht an die Natur und die Geſchichte Forderungen, die ganz und gar kein Gehör finden. Eben ſolche Forderungen macht er an ſeine Vernunft, an ſeinen Willen, an ſein Herz, an ſein Bewußtſeyn. Er wird zunicht über allen den abſchlägigen Antworten, die er erhält, und kann dennoch ſeine Forderung nicht aufgeben; er verſchwindet vor ſich ſelbſt bei dem Nachdenken über ſich ſelbſt, und fühlt ſich doch mehr als alles andere.

* * *

Es iſt ſonderbar, wie mächtig und wie unmächtig Begriffe ſind. Der Menſch iſt ein mittelbares Geſchöpf, ſein ganzes Bewußtſeyn iſt ein Begriff, den er konſtruirt und fortleitet. Ohne Zuſammenhang kann der Menſch ſich nicht denken. Sein Ich bildet ſich nach und nach, und er verliert ſich ſelbſt, wenn er die Verknüpfung dieſer Bildung verliert. Darum hangen die Menſchen ſo an Geburtsort,

Vaterland und natürlichem Glauben. Darum kann eine Idee über alles herrschend werden; denn unser Ich, unser reflectirtes Bewußtseyn selbst, ist eine Idee. — Aber auch neue Ideen können eine solche Herrschaft erlangen. Wenn dieses geschieht, so wird einer alten Idee eine neue Gestalt gegeben. So wurde Paulus aus einem jüdischen Verfolger der toleranteste unter allen Aposteln. Evidenz siegt über alles; das Wahrscheinliche muß dem Wahren, das Bild der Sache weichen. Die Wurzel aller Evidenz ist in dem klaren Bewußtseyn einer Wahrnehmung; wir sehen uns nur in einem Spiegel. Ein hoher Grad der Rührung verwandelt uns; das alte Daseyn wird von einem neuen Daseyn verschlungen. — Leute von einem gewissen Alter ändern schwer ihre Meinung; sie können nicht mehr fort- sondern nur ausleben.

* * *

„Mon ame active a besoin d'aliment.“ (Mém. d'Hipp. Clairon.) Wie lächerlich ist nicht die Behauptung jener prahlenden Weltweisen: der Mensch soll allen Genuß verachten — dieses durch und durch so dürftige Wesen soll selig seyn allein in sich, in

seinem Handeln, in seinem Streben nach nichts! Alles soll naturwidrig, naturverachtend in uns seyn.

* * *

Was der Mensch sucht, was ihn überall leitet, ja selbst erleuchtet, ist Freude. Er suche, sagt man, Freude an sich selbst, die ist beständig, denn er selbst kann sich selbst nie verlassen. Falsch! das Ich von heute ist nicht das Ich von gestern; beide sind von einander oft so verschieden, daß das eine sich gar nicht in das andere zu finden weiß. Seine leere Form ist das reine Nichts, und das Bleibende (was nicht Form an ihm ist) ist ihm gänzlich unbekannt.

Er sucht sich in der ganzen Natur und findet sich nicht. Was er für sich selbst hielt, war nur Widerschein von einem andern, und dieses andere verschwand, war vergänglich, und er sank in sein Nichts zurück.

* * *

Der Mensch ist ein strebendes Geschöpf; er empfindet in der Zeit, die nie still steht, keinen eigentlichen Moment hat. Was ist Gegenwart? Eine Erscheinung aus Vergangenheit und Zukunft.

Und doch haben Weiſe dem Menſchen vorgeworfen, daß er des Gegenwärtigen vergeſſe, ſein Leben mit Hoffnungen verträume, und allen wirklichen Genuß darüber thöricht in die Schanze ſchlage. Sagt, ihr Weiſen: wer nach Scheingütern ſtrebt, iſt der nicht eben ſo ſehr betrogen, wenn er ſie erhaſcht, als wenn er ſie blos verfolgt? Oder wo iſt derjenige von Euren Schülern, der in Eurem Gegenwärtigen Ruhe und Glückſeligkeit gefunden hätte? Ein Ding der Zukunft iſt der Menſch, und ſtreben muß er unaufhörlich! Auf dem Pfade des wahren Guten aber findet er bei den Freuden der Hoffnung auch die Ruhe des Genuſſes. Für die Ewigkeit geſchaffen; aber aus endlicher Natur. — Faſſe den Proteus, den du ſo oft, von ſeinen wechſelnden Geſtalten erſchreckt, aus den Händen ließeſt; faß ihn und laß ihn nicht; denn unter jedweder ſeiner Geſtalten liegt die wahre, weiſſagende, göttliche.

* * *

Nur diejenigen Wahrheiten, die das Bild ganz erſchöpft, die im Bilde wahrer ſind, als in der Sache, wie die methematiſchen Wahrheiten, die lauter Figuren und nichts als das ſind, haben wir

ganz in unſerer Gewalt. Alles übrige iſt ein Glaube, oder eine Kraft, die uns von oben gegeben werden muß. Wir können uns unſere Ueberzeugung oft vortrefflich ſagen; aber was wir uns ſagen, überzeugt uns jetzt nicht mehr. Wir können uns unſere Ueberzeugung oft ſo nachdrücklich ſagen, daß wir glauben, wir hätten damit uns überzeugt; läßt uns aber das Gefühl im Stich, ſo empfinden wir es anders. Darum kann uns oft ein Mährchen mehr Kraft und Muth verleihen, als alle Philoſophien zuſammengenommen. Hier haben wir die Sache, wenigſtens für den Augenblick, dort nur Symbole, höchſtens Analogien. J'existais trop pour craindre de cesser d'être. Darin liegt das Princip und die Summe aller Ueberzeugung.

* * *

Wir alle möchten gern zaubern, Weſen in Worte bannen, und dann wieder mit Worten Weſen erſchaffen können. Wir wollen durchaus die Götter ſelbſt machen, die vor uns her gehen, ſich vor uns her tragen laſſen ſollen, um uns zu dienen auf unſern Wegen.

Was übrig bleibt, wenn alles abgezogen ist, was der Empfindung und dem Gefühle gehört, pflegen die Leute Wahrheit zu nennen.

* * *

Die Zeichen der Dinge sind Empfindungen, die Zeichen der Begriffe Worte. Das Wort ist die Sache des Begriffes.

* * *

Besser, daß wir uns einer Eselsbrücke bedienen, als gar nicht von der Stelle zu können. Alles Gute ist uns dieses Weges gekommen, und wehe uns, wenn sie nicht mehr halten wollte!

* * *

Darin sind sich die Menschen aller Zeiten ähnlich gewesen, daß sie hartnäckig an sich selbst geglaubt haben.

* * *

Wenn wir den Glauben an Personen verlieren, so verlieren wir noch mehr den Glauben an die Allgemeinheiten.

* * *

Die Vortrefflichkeit der Urtheilskraft besteht darin, daß man aus einem Theile eines Ganzen das

Ganze zu erkennen oder zu errathen vermag. Diejenigen, denen es an Beurtheilungskraft fehlt, sehen alles, was sie sehen, als ein Ganzes für sich an. Erfindungskraft und Beurtheilungskraft sind Zwillingsbrüder.

* * *

Die allgemeinste Regel für den Schriftsteller und auch für den Künstler, die ich kenne, ist, daß sein Ausdruck immer unter der Sache sey, die er darstellt. Ich halte dieses für das wahre Geheimniß des Geistes und der Kraft.

* * *

Die wahre Aufmerksamkeit entsteht durch die Liebe.

* * *

Die deutsche Nation ist nicht die ausgebildetste, nicht die reichste an Geistes- und Kunstprodukten, aber sie ist die aufgeklärteste, weil sie die gründlichste ist; sie ist eine philosophische Nation.

* * *

Die Würde und Größe des Menschen besteht darin, daß er eine Wahrheit annehmen kann, die gleichsam außer ihm ist, und einem Gesetze folgen

kann, das ebenfalls gleichſam außer ihm iſt. Es iſt aber höchſt wichtig, zu beſtimmen, was man unter Wahrheit zu verſtehen habe. Eine blos formelle Wahrheit iſt keine Wahrheit außer dem Menſchen, ſondern ſie iſt ganz in ihm; und ſo wäre auch ein blos formelles Geſetz ein Weg ohne Ziel.

* * *

Kein Menſch giebt aus freien Stücken einem andern Menſchen zu, daß er beſſer als er ſelbſt wiſſe, was recht und unrecht ſey; er muß dazu gezwungen werden, und zwar durch eine Gewalt, mit der es ihm gar nicht einfallen kann, ſich zu meſſen.

* * *

Ohne Seelenruhe wird nichts Großes. Wo kleine Leidenſchaften an dem Menſchen zerren, kann er nur abgebrochen kleine Dinge thun. Selbſt wo ſtarke Leidenſchaft große Dinge bewirkt, iſt eine Art von Stille in der Seele. Alles iſt auf dieſes Eine gerichtet, und die Seele ruht auf dieſem Punkte.

* * *

Nichts iſt verderblicher für den Menſchen, als wenn er in irgend einem Theile mächtig genug iſt, um ohne Recht zurecht kommen zu können.

Sollte die Freiheit in dem Vermögen beſtehen, entgegengeſetzte Dinge zu wählen? Nur deßwegen, und in ſo fern wir dieſes können, ſind wir nicht frei. Weil uns der Abend die Empfindungen, Entſchlüſſe, Anſichten raubt, die wir des Morgens hatten, weil wir unſere eigenen Wünſche, unſern Charakter, unſere Perſon nicht feſt halten können; weil Regen und Sonnenſchein, Geſundheit und Krankheit uns durch und durch verändern, deßwegen klagen wir über Sklaverei. Wäre der Menſch immer gleiches Sinnes, ſo behielte ſeine Vernunft ihren geraden Gang, und es würde ihm nicht einfallen können, daß er nicht frei ſey.

* * *

Durch jeden Sinneneindruck werden wir von uns ſelbſt geſchieden, und nie werden wir von uns ſelbſt geſchieden durch freie Wirkſamkeit.

* * *

Aller Glaube iſt unwillkührliche Hingebung des Geiſtes an eine Vorſtellung von Wahrheit.

* * *

Wo hat die Natur ein Ende? Sie hat ein Ende da, wo die Freiheit anhebt. Gerade dieſes

Ende ſuche ich. Ich gehe den Wundern nach, wie Andere der alle Wunder vertilgenden Wiſſenſchaft. Wer den Wundern ein Ende macht, iſt nicht mein Freund.

* * *

Ich habe noch keinen Irreligiöſen gekannt, der es nicht für erlaubt gehalten hätte, das Böſe zu thun, damit Gutes daraus entſtehe.

* * *

In der Welt iſt Liebe, Weisheit, Fürſorge, Gerechtigkeit u. ſ. w. Dieſe können nicht in Stücken darin ſeyn; aus Stücken wird nichts. Kein Seyn ohne Selbſtſeyn, kein Selbſtſeyn ohne Selbſtändigkeit, keine Selbſtändigkeit ohne abſolute Einheit.

* * *

Das Wahre und das Gute gleicht dem Golde. Das Gold liegt ſelten offen und gediegen da; es durchdringt aber unſichtbar die Körper, die es enthalten.

* * *

Neuerungen ſind überall nicht nur erlaubt, ſondern verdienſtlich, wenn ſie Entdeckung ſind.

* * *

Sollte die Freiheit in dem Vermögen beſtehen, entgegengeſetzte Dinge zu wählen? Nur deßwegen, und in ſo fern wir dieſes können, ſind wir nicht frei. Weil uns der Abend die Empfindungen, Entſchlüſſe, Anſichten raubt, die wir des Morgens hatten, weil wir unſere eigenen Wünſche, unſern Charakter, unſere Perſon nicht feſt halten können; weil Regen und Sonnenſchein, Geſundheit und Krankheit uns durch und durch verändern, deßwegen klagen wir über Sklaverei. Wäre der Menſch immer gleiches Sinnes, ſo behielte ſeine Vernunft ihren geraden Gang, und es würde ihm nicht einfallen können, daß er nicht frei ſey.

* * *

Durch jeden Sinneneindruck werden wir von uns ſelbſt geſchieden, und nie werden wir von uns ſelbſt geſchieden durch freie Wirkſamkeit.

* * *

Aller Glaube iſt unwillkührliche Hingebung des Geiſtes an eine Vorſtellung von Wahrheit.

* * *

Wo hat die Natur ein Ende? Sie hat ein Ende da, wo die Freiheit anhebt. Gerade dieſes

zu geringe von ſeiner Beſtimmung; welches einen ſeltſamen, widrigen Kontraſt macht.

* * *

In dem einzelnen Menſchen, wie im Staate, muß die Geſammtrichtung entweder auf Sterbliches oder auf Unſterbliches gehen. Die Platoniſche Republik wird abenteuerlich, weil ihr ein wahrer Gottesdienſt gebricht.

* * *

Wie auch Unwahrheit ſich nach der Wahrheit, Unrecht nach dem Rechte ſich nothdürftig und gezwungen fügen möge, es bleibt zwiſchen beiden eine unverſöhnliche Feindſchaft. Freundſchaft aber und Bundesgenoſſenſchaft entſteht von ſelbſt zwiſchen denen, die ein verwandtes Intereſſe haben, und, durch Hochmuth bethört, es nicht für unmöglich halten, daß über den wahren Tag eine künſtliche Nacht ſiege. Die Menge, glauben ſie, werde ſich leicht zur Blindheit verſtehen, wenn man nur die Sehluſtigſten unter ihnen nöthige, mit zugebundenen Augen einher zu gehen, und durch Zeichen zu verſtehen zu geben, der Menſch befinde ſich auf dieſe Weiſe beſſer, und es ſey für ihn kein anderes Mit-

Jede Regierungsform, in so fern sie wirklich passend ist, muß dem gegenwärtigen Zustande der Imagination des Volkes, welches sich freiwillig darein fügen soll, angemessen seyn. Die Imagination bildet sich selbst um, und wird nicht durch die Vernunft umgebildet.

* * *

Es ist ein gefährlicher Irrthum, daß, weil ein Geist besser als ein anderer ist, auch die Form, welche sich nach dem einen nennt, über die Form, welche sich nach dem andern nennt, eben so weit erhaben sey. Religion ist das Nöthigste und Beste in der menschlichen Gesellschaft; eben deswegen ist theokratische Verfassung die schlechteste; denn nichts taugt weniger, als wenn Menschen Gott seyn wollen, oder als wenn Menschen mehr als Gott, der in unserm Gewissen lebt, gehorcht wird. Freiheitsgeist ist unendlich über Sklavengeist erhaben; aber nicht eben so demokratische Verfassung über monarchische.

* * *

Die französischen Gesetzgeber haben eine zu hohe Meinung von den Kräften des Menschen und eine

zu geringe von ſeiner Beſtimmung; welches einen ſeltſamen, widrigen Kontraſt macht.

* * *

In dem einzelnen Menſchen, wie im Staate, muß die Geſammtrichtung entweder auf Sterbliches oder auf Unſterbliches gehen. Die Platoniſche Republik wird abenteuerlich, weil ihr ein wahrer Gottesdienſt gebricht.

* * *

Wie auch Unwahrheit ſich nach der Wahrheit, Unrecht nach dem Rechte ſich nothdürftig und gezwungen fügen möge, es bleibt zwiſchen beiden eine unverſöhnliche Feindſchaft. Freundſchaft aber und Bundesgenoſſenſchaft entſteht von ſelbſt zwiſchen denen, die ein verwandtes Intereſſe haben, und, durch Hochmuth bethört, es nicht für unmöglich halten, daß über den wahren Tag eine künſtliche Nacht ſiege. Die Menge, glauben ſie, werde ſich leicht zur Blindheit verſtehen, wenn man nur die Sehluſtigſten unter ihnen nöthige, mit zugebundenen Augen einher zu gehen, und durch Zeichen zu verſtehen zu geben, der Menſch befinde ſich auf dieſe Weiſe beſſer, und es ſey für ihn kein anderes Mit-

tel, den Weg der Wahrheit zu treffen, als ſich führen zu laſſen von denen, die ihn auf eine andere Weiſe gefunden haben, als mit den Augen.

* * *

In Deutſchland, vornehmlich aber in Frankreich, haben viele aus dem katholiſchen Klerus eine Zeitlang geglaubt, es könne in Abſicht ihrer wohl auch gelingen, was in Abſicht des Adels gelungen war, nämlich Abwerfung des Läſtigen ohne Einbuße der Vortheile. Wie jene den Gemeinen den Dienſt übertragen, ſich aber Anſehen und Ehre vorbehalten hatten, ſo glaubten dieſe auch dem gemeinen Haufen den alten Glauben laſſen zu können, ohne ihn ſelbſt mehr zu haben.

* * *

Die Geſchichte lehrt uns, daß die Menſchen ſich einer fortdauernden Regierung und Rechtsverwaltung nicht unterwerfen, wenn nicht vorher zufällig, d. i. ohne förmliche Einſetzung, eine Ungleichheit der Stände ſchon entſtanden iſt. Wir haben alſo nicht nach der Gleichheit zu ſuchen, wie dieſe zu bewirken ſey, da auf ſie keine Staatsverfaſſung ſich gründen läßt, ſondern nach der Ungleichheit, wie dieſe be-

ſchaffen ſeyn müſſe, damit ein Staat werde und ſich erhalte. Welches iſt die gute Ungleichheit, durch welche der Staat in Geſundheit aufblüht, und welches iſt die böſe, die ſich wie eine Krankheit in ihm entwickelt; ihn, wenn ſie nicht ausgetrieben wird, eben ſo gewiß zerſtört, als ihn die urſprüngliche Gleichheit, wenn ſie wieder die Oberhand gewänne, zerſtören würde? Die gute Ungleichheit wird da ſeyn, wo das Beſſere herrſcht über das Schlechtere; die böſe, wo das Gegentheil Statt findet. So iſt es im einzelnen Menſchen, ſo in der Vereinigung, die wir Staat nennen. Das Schlechtere hat ſein Recht wie das Beſſere, und die Gewalt eines jeden ſoll ſeyn wie ſein Recht. Darin beſteht die wahre Gleichheit aller, die Gerechtigkeit. Wie die Beſchaffenheit der Ungleichheit im Staate, ſo die Beſchaffenheit der in dieſem Staate waltenden Gerechtigkeit. Es wird, nach Maßgabe dieſer Beſchaffenheit, eine wahre oder nur eine Scheingerechtigkeit, ein wahrer Staat oder eine Tyrannei ſeyn.

* * *

Keine Sage giebt dem Recht einen Anfang, ſondern nur dem Unrecht. Vor dem ſilbernen, ehernen

und eisernen Jahrhundert war ein goldenes; der Mensch war mit sich selbst im Frieden. — Alle Staatsverfassungen sind gewissermaßen ein Traktat mit dem Teufel.

* * *

Wir können die vollkommene Einsicht gewinnen, wie es zugegangen ist, daß auf demselben Acker, auf den vor 1000 Jahren Recht gesäet wurde, jetzt aus demselben Samen nur Unkraut wächst, ohne daß wir dadurch in den Stand gesetzt werden, dem Uebel abzuhelfen. Was in solcher Noth zu thun sey? Auf diese Frage antwortet Burke: was die Noth gebietet.

* * *

So wenig die Tugend eines Menschen in Formalitäten bestehen kann, so wenig kann es die Tugend des Staates.

* * *

Freiheit bezieht sich auf Begierde. Je mehr Begierden, desto schwerer die Freiheit in jedem Verstande. Einem Volke, dessen Gegenstände des Genusses nur gemeinschaftlich errungen, nur mit ge-

ſammter Kraft erhalten werden können, wird die Freiheit nicht allein leicht, ſondern nothwendig.

* * *

Willkühr, innere Freiheit iſt die Seele aller Verfaſſung. Aber keine Willkühr kann handeln, ohne ſich zu äußern; ihr Werk iſt etwas Aeußerliches. Das Innerliche äußerlich zu machen, darauf läuft alle Wirkſamkeit hinaus. Und ſo wird der lebendige Trieb bald todte Anſtalt. Dieſe behält etwas Leben, ſo lange von dem erſten Triebe noch etwas übrig bleibt. Wie dieſes ſich verliert und neue Triebe entſtehen, wird die alte Anſtalt angefochten. So wie ſie nicht mit allen Kräften angefochten wird, ſo ſinkt ſie auch nicht auf einmal. Daher das Gemiſch, das wir überall antreffen.

* * *

Eine überwiegende, unwiderſtehliche Gewalt, die Geſellſchaft in Ordnung zu halten, iſt das unnachläßlichſte Bedürfniß für die Geſellſchaft. Eine ſolche Gewalt, die phyſiſch augenblicklich wirkte, kann nicht zu Stande gebracht werden, oder ſie fällt unerträglich hart. Anſehen muß die Stelle einer ſolchen Gewalt vertreten, und folglich ihre ganze Energie

haben. Wer es gut mit der Gesellschaft meint, muß deswegen das höchste Ansehen in der Gesellschaft nie anders als mit der größten Vorsicht angreifen.

* * *

In allen menschlichen Verbindungen ist ein gewisser unsichtbarer Geist spürbar, der außer den geschriebenen Gesetzen wohnte, sich über sie erhob, nicht selten ihnen entgegen handelte und sie zurecht wies.

Vierte Abtheilung.

Selbſtgefühl und der Wille und die Kraft, ſich ſelbſt zu behaupten, iſt die erſte Tugend und heißt Selbſtändigkeit, Tapferkeit und Muth. Daſſelbe Gefühl und dieſelbe Befugniß Anderen einräumen, iſt die zweite Tugend und heißt Gerechtigkeit. Aus der Gerechtigkeit entſpringen Güte und Wohlwollen.

* * *

Da Tugendkraft als ſolche immer unmittelbar aus dem Geiſte hervorgeht, ſo kann ſie ihre Möglichkeit, Wirklichkeit und Wahrheit nicht beweiſen, ſondern ſie kann nur ſich darſtellen, unvollkommen, in äußerlichen Handlungen und Wirkungen. Sie kann nicht gemein gemacht, erhalten, vermehrt und fortgepflanzt werden durch äußerliche Einrichtungen und Anſtalten, ſondern nur durch gegenſeitiges Beiſpiel. Sie iſt überall, wo ſie iſt, in Perſon, nie

in bloßer Repräſentation. Alle äußerliche Einrichtungen, die in Beziehung auf ſie gemacht werden können, helfen ihr nur negativ, räumen ihrer Entſtehung und Wirkſamkeit nur Hinderniſſe aus dem Wege. Wohl aber kann es den Schein haben, als brächten dergleichen Einrichtungen und Anſtalten Tugenden hervor, weil ſie Handlungen, Angewöhnungen und Wirkungen hervorbringen, die den Wirkungen der Tugend ähnlich ſind. Man kann die Menſchen bis auf einen gewiſſen Grad abrichten zur Enthaltſamkeit, Tapferkeit und Treue, und dieſe ihnen anerzogenen Fertigkeiten auch zu nicht tugendhaften Zwecken gebrauchen. So hat man auf allerlei Weiſe das bloß nützliche an der Tugend von ihr ſelbſt abzuſondern und von ihr unabhängig zu machen geſucht, um es nach Willkühr zu gebrauchen. Das hat unter den Menſchen die Begriffe von der Tugend, von ihrem Werth und ihrer Kraft verwirrt, und zumal den Gedanken in Umlauf gebracht, daß ſie überall nur betrachtet werden müſſe als ein Mittel zu andern Zwecken; daß ſie im Grunde unter der Herrſchaft der Begierden und Leidenſchaften ſtehe, ja von dieſen erfunden worden ſey. Sobald dieſer

Gedanke als wahr angenommen wird, liegt der Erkenntnißgrund der Tugenden nicht mehr in ihnen selbst, sondern außer ihnen, und es kann dann sehr wohl und mit Recht an dem einen Orte für tugendhaft, löblich und rühmlich gelten, was an dem andern Orte für lasterhaft, tadelswerth und schändlich gilt. Mit der Meinung von der Selbständigkeit der Tugend verschwindet auch die Meinung von ihrer Kraft, sich selbst zu erhalten. Ueberall wo sie sich nur als Mittel geltend macht und erhält, muß sie, sobald sie als Mittel unnütz wird, in Verachtung fallen. Wer sich Tugenden ungern erwarb und ungern sie ausübte, nur um mit ihnen zu gewissen Zwecken zu gelangen, der entledigt sich ihrer, sobald die Zwecke erreicht sind. Das heißt die Tugend als Sklavin gebrauchen, sie, die überall Gebieterin seyn sollte, und wirklich nicht blos die Hälfte ihres Wesens, sondern ihr ganzes Wesen verliert in dem Augenblicke, wo sie dienstbar wird.

* * *

Es gehört schlechterdings in eine Moral, die wirksam seyn soll, an eine höhere Ordnung der Dinge zu glauben, wovon die gewöhnliche, sichtbare

nur ein heterogener Theil iſt, der ſich dem höheren aſſimiliren muß. Beide müſſen zuſammen nur Ein Reich, Eine Schöpfung ausmachen.

* * *

Es gibt allerhand Verblendungen, und wer von Adel des Geiſtes und der Seele nur bethört war, der hat ſich am allerärgſten betrogen.

* * *

Ob wir gleich als endliche Weſen dergeſtalt in der Zeit als in unſerem Elemente leben, daß wir uns von einem Leben außer der Zeit gar keine Vorſtellung machen können, ſo ſind wir uns doch unſeres Selbſtes, als eines Außerzeitlichen, ſo innig bewußt, daß wir aus dieſem Selbſte nur bemüht ſind, das Zeitliche zu vertilgen, das Mannigfaltige aufzuheben, alles Vergängliche in ein Unvergängliches zu verwandeln.

* * *

Der Menſch weiß ſich inwendig und auswendig; aber weil des Auswendigen unendlich mehr als des Inwendigen iſt, ſo verſchwindet uns das Inwendige vor ihm, und es dünkt uns, wir wüßten auch dieſes nur auswendig.

* * *

Sind nicht Verſtand und Vernunft Organe eines und deſſelben Weſens? Allerdings. Durch das eine bildet ſich dem Menſchen das Erſchaffene, die Natur oder Creatur, durch das Andere der Schöpfer ein. In dem Bewußtſeyn des Menſchen, daß er Geſchöpf, aber ein Gottesgeſchöpf iſt, hängen Verſtand und Vernunft in ihm zuſammen. Die Menſchheit wird zerſtört durch die Trennung des einen von dem andern. Ohne Religion wird der Menſch ein Thier, ohne Menſchheit ein Phantaſt.

* * *

Das Bedürfniß, das zu ſeiner Erfüllung, d. h. zum Gefühl des Guten gelangen kann, iſt kein Uebel, ſondern ein Reiz, der lebendig macht. Wie die Bedürfniſſe eines Weſens, ſo das Weſen ſelbſt und der Werth ſeines Lebens.

* * *

Das Schöne, Gute und Wahre in der zweiten und dritten Abſchattung, im Begriffe, im Worte halten wir für etwas Höheres, als ſeine leibhafte Darſtellung im Einzelnen und Beſonderen, wo doch etwas aus dem Schönen, Guten und Wahren wirklich iſt. Wir verwechſeln das abſtrahirte Gemein-

ſame mit dem urſprünglichen Einen und halten das unterſte und letzte für das oberſte und erſte.

* * *

1789. Geſtern habe ich meine Antwort an Kant abgeſandt, und darin meine Ueberzeugung zu Tage gelegt, daß ſogar auch das Wiſſen unſeres Nichtwiſſens Stückwerk ſey. Drei Tage hatte ich mich mit dieſem Briefe geplagt, war müde und verdrießlich. Meine Schweſtern kamen mich zu bitten, ihnen etwas vorzuleſen; ſie waren beide nicht wohl, und ich konnte ihnen die Bitte nicht abſchlagen. Ich fragte: was? — Ein Stück aus Stollberg's Sophokles. — Ohne inneren Beruf und Vorliebe fing ich an, das erſte Stück des zweiten Bandes zu leſen, den Ajas. Siehe, ich erinnere mich kaum je in meinem Leben von einer Lectüre ſo ergriffen, ſo hingeriſſen, ſo wunderbar erfüllt worden zu ſeyn von Empfindungen und Gedanken.

Du weißt, wie der Gegenſtand des Stückes wunderlich und widrig iſt: Ajas ſitzend auf dem geſchlachteten Vieh, giebt einen halb eckelhaften, halb widrigen Anblick; Minerva, die zuerſt auftritt, die Göttin der Weisheit, ſagt viel abgeſchmackte Dinge,

und doch welch ein Eindruck, den ſie gleich in ihrem zweiten Dialog mit Odyſſeus macht, nachdem Ajas in ſeinem Wahnſinn erſchienen iſt! die abgeſchmackte Schwätzerin wird ein himmliſches Weſen in dem Augenblick, da ſie ſagt:

Odyſſeus, ſchauſt du nun, wie groß die Macht
Der Götter ſey; war wohl ein weiſerer
Als er, gerüſtet mehr zu hoher That?

und Odyſſeus antwortet:

— mehr noch als auf ihn, blick' ich auf mich,
Und ſehe, daß wir Menſchen alle, die
Wir leben, Traumgeſtalt und Schatten ſind.

Und nun der Chor und Tekmeſſa, und Ajas ſelbſt!

Warum ergreift uns, wenn uns bei dieſem erhabenen Gedicht die decenten, wahrſcheinlichen, regelmäßigen Schauſpiele der Franzoſen einfallen, ein Eckel an dieſen auf Untadel von Seiten der Vernunft Anſpruch machenden Geburten der Kunſt? Warum ſinkt ihre Kunſt vor der Kunſt des Griechen ſo ganz zu Boden? Sie ſinkt zu Boden, weil der Grieche wahrhaft Dichter, weil er Seher iſt. Du biſt der Mund der Wahrheit, rufen wir dem Griechen zu; du giebſt uns wieder, was dir ſelbſt erſchienen

iſt; jener hat nur ungewiſſe Sage, und giebt uns daraus wieder nur, was ihm wahrſcheinlich vorkommt.

Fülle des Menſchenſinnes, ja, du biſt hoch erhaben über deinen aufgeblaſenen Subſtituten, Abſtraction! O der reinen Erkenntniß, die nur Haut und Gerippe iſt, ohne Eingeweide, ohne Seele! Wer anders weiß, was im Menſchen vorgeht, als der Geiſt, der in ihm iſt? Quelle aller Gewißheit: Du biſt, und Ich bin! Und ich fange an zu zweifeln, daß ich bin, wenn ich euch höre, ihr Geſetzgeber der Vernunft, ihr Schöpfer einer reinen Philoſophie.

* * *

Allen lebendigen Weſen kommt nothwendig Empfindung mit verknüpfendem Bewußtſeyn zu, welches die Grundlage des Verſtandes iſt, nämlich des Vermögens, das Mannigfaltige der Empfindungen und Wahrnehmungen in einem und demſelben Bewußtſeyn zu vereinigen. Das Gefühl der Individualität iſt ein Analogon der Perſönlichkeit, es darf aber nicht als eine Anlage dazu oder als ein Anfang derſelben betrachtet werden. Die blos thie-

rische Wahrnehmung, wenn sie auch durch einen zweiten, dritten und vierten Verdauungsweg der Reflexion durchgeführt, und darin, wie das Futter in den wiederkäuenden Thieren, auf das Mannigfaltigste bearbeitet würde, könnte doch unmöglich zu der dreieinigen Erkenntniß eines in sich wahren, guten und schönen gedeihen. Diese geht aus einem überschwenglichen Gefühle unmittelbar hervor; wo dieses Gefühl ist, und nur da, ist Bewußtseyn der Freiheit, der Person, Geistes-Bewußtseyn.

* * *

Philosophiren heißt sich nach allen Seiten hin besinnen. Wir wehren uns gegen den Widerspruch, der die Einheit unseres Bewußtseyns (Persönlichkeit) zerstören, der uns tödten will. Wer sich ganz aus der Sinnlichkeit, aus aller Empfindung und Vorstellung hinaus besinnen will, (durch ein bloßes Denken als Denken) wird toll.

* * *

Der Begriff geht der Sache vorher; durch ihn wird das ihm gemäße erst möglich; er ist, wenn es

zur Wirklichkeit gelangt, die Urſache ſeiner Wirklichkeit; und wenn der Begriff ein wahrer Begriff iſt, ſo iſt die Möglichkeit ſeiner Realiſirung nothwendig. Der Erfinder der Galiotes à bombes, unter Ludwig XIV. war, trotz aller Widerſprüche der angeblich ſachverſtändigen, gewiß, daß er die Wahrheit ſeines Begriffs durch die That beweiſen würde, wenn man es ihm nur möglich machte, den Beweis zu geben. Ein ſolcher Begriff iſt in ſeiner Entſtehung nur Einer, ein Gedanken-Individuum, und als ſolches unwiederholbar, unvermehrbar. Auch iſt, was ihm gemäß zur Wirklichkeit gelangen ſoll, als ihm gemäß, immer nur ein einziges, ein Individuum. Das wirkliche Individuum aber, das aus dem möglichen, dem Begriffe hervorgegangen, iſt nun ins Unendliche wiederholbar. Und dieß iſt es im Grunde, was die Philoſophen meinen, wenn ſie ſagen, das Beſondere gehe aus dem Allgemeinen hervor. Subſtanzen gehen freilich aus Begriffen nicht hervor; ſie ſelbſt aber, die endlichen, ſind Begriffe, ſubſtantielle, und beſtehen, wie Leibnitz ganz recht gelehrt hat, nothwendig aus Leib und

Seele. Begriffe erzeugend, erſchaffen wir Weſen nach unſerem Bilde.

* * *

Begriff, Vorſtellung des Unendlichen iſt ein Widerſpruch. Die Idee des Unendlichen beruht darauf, daß wir keinen Endpunkt ſetzen können von Einem, der nicht zugleich Anfangspunkt wäre von einem Andern. Uns kann nichts abſolut zu Ende gehen. In einem Zuſammenhange zu bleiben iſt uns nothwendig. Ich ſtrebe allerdings der Vollkommenheit nach, indem ich dem Unendlichen nachſtrebe, aber ich habe dabei nicht das Unendliche als Vollkommenheit im Sinn, ſondern nur ein zu ergänzendes Unvollkommenes.

* * *

Kein Ende, d. h. kein wahrhaftes Ganzes denken zu können, gehört zum Weſen des Menſchen. Weil er kein Ende denken kann, macht er ſich weiß, er könne das Unendliche denken als etwas poſitives.

* * *

Der Reſpekt vor der Wiſſenſchaft als ſolcher iſt ganz einerlei mit dem, den die Menſchen vor Eigenthum, und was ſie im Beſitze deſſelben ſichert, haben. Die Wiſſenſchaft verkörpert das Wahre, giebt ihm einen ſichtbaren, brauchbaren Leib, der ißt und trinkt und dafür auch Dienſte leiſtet. Das lebendige und philoſophiſche in den Wiſſenſchaften ſtirbt dann allmählich ab; der Geiſt, der ſie erwarb, iſt verſchwunden; dem Sammler iſt ein Verſchwender gefolgt.

* * *

Das natürliche Beſtreben des Menſchen, es zum vollkommenen Verſtändniß ſeiner ſelbſt zu bringen, oder lauter Verſtand zu werden, hat viel ähnliches mit dem Beſtreben, ſo glücklich zu werden, nach dem gemeinen Ausdrucke, wie ein König; das heißt, im Beſitze aller Mittel zur Befriedigung ſeiner Begierden und Leidenſchaften zu ſeyn. Der Unbeſonnene träumt einen Zuſtand, worin lauter Luſt und Freude wäre. Aber nur unter Noth, Arbeit und Gefahren kann dem Menſchen wohl werden. Und was ſeinen Geiſt angeht, ſo muß dieſer, wenn

ihm wohl ſeyn ſoll, ſich in dem Fortgange einer Verwandlung von einer Klarheit in die andere fühlen.

* * *

In der Mitte zwiſchen dem Sinnlichen und Ueberſinnlichen, dem Natürlichen und Uebernatürlichen, einer erſchaffenen Welt und einem Gott, erſcheint der erſchaffene Geiſt, durch Theilhaftigkeit an beiden, als eine vernünftige Seele. Die Eigenſchaft der Vernunft, oder die Vernunft als Eigenſchaft kann nur zukommen einem alſo zuſammengeſetzten Weſen; ſie iſt das Reſultat dieſer Zuſammenſetzung; Wirkung, nicht Urſache; ſie iſt nicht der Geiſt. Nicht der Geiſt; denn das Weſen des Geiſtes iſt Freiſeyn, iſt vorbildende, ſchöpferiſche Kraft. In der Vernunft als Eigenſchaft aber iſt weder vor — noch nachbildende Kraft, ſondern nur ein Wiſſen mit Gewißheit, welches beginnt mit der Unterſcheidung des Urbildes von dem Abbilde. Sie erzeugt keine Urbilder, kein erſtes Geſetz, ſondern ſpricht nur aus, was gleich iſt dem in ihr offenbarten Geſetz.

* * *

Aus dem Sinnlichen, indem man es läutert, kann nicht geſchöpft werden, was unmittelbar ergriffen werden muß durch den Geiſt. Nach vollendeter Abſtraction von dem Sinnlichen bleibt übrig = o, kein abſolut ſchönes, gutes und wahres. Wir wiſſen alſo nichts von einem an ſich ſchönen, guten und wahren, und nichts von Gott, wenn wir nicht außer den Sinnen und der Denkkraft auch noch ein höheres Wahrnehmungsvermögen beſitzen.

* * *

Wir begreifen nicht, verſtehen nicht, ſagen wir, wenn uns ein Widerſpruch begegnet. Wenn wir ihn haben, ſo ſehen wir ein, daß kein wahrer Widerſpruch, ſondern nur ein ſcheinbarer, ein bloßer Mißverſtand vorhanden war, und wir ſagen, daß wir nun verſtehen und begreifen.

* * *

Freude und Schmerz, überhaupt Gemüthsbewegung, wenn wir ſie billigen, und jemand darum, weil er ſie hat, hochachten ſollen, müſſen etwas freiwilliges an ſich haben, etwas, das die Vernunft

gleichſam verordnet hat und darum etwas unvergängliches. Wir wollen, daß der Menſch ſeine Liebe und ſeinen Haß erzeuge.

* * *

Alle meine Ueberzeugungen ruhen auf der einen von der Freiheit des Menſchen. Dieſer Begriff iſt mir eigen und unterſcheidet meine Philoſophie (wenn man eine Glaubenslehre mit dieſem Namen beehren will,) von allen vorhergegangenen.

* * *

Krieg gehört nothwendig zum Daſeyn, weil Beſtehen ohne Widerſtehen, und Widerſtehen ohne Angriff ſich nicht denken läßt.

* * *

Es iſt viel gefährlicher und ſchlimmer, durch Geſetz und Buchſtaben das Gewiſſen aufheben und zerſtören, als umgekehrt.

* * *

Wenn wir ein Raub entweder der Gefühle und

Neigungen, oder der Worte und des Todes seyn müssen, so will ich mich lieber zum ersten verstehen.

* * *

Hobbes hatte Unrecht, zu behaupten, daß der Naturzustand ein Krieg Aller gegen Alle sey. Der gesellschaftliche Zustand ist ein solcher Krieg, und es werden nie auch nur die Präliminarien zu einem Frieden zu Stande kommen. Die Anmaßungen des Christenthumes in dieser Absicht waren allein vernünftig, als ein Mittel, in einen höheren Naturzustand überzugehen.

* * *

Eine Erhebung über die sinnlichen Neigungen und Begierden, ohne wohin, ist nur eine leere Erhebung, und ein blindes Gesetz nicht besser als ein blinder Trieb. Es ist mit der Moralität wie mit der Selbstliebe des Menschen; ohne gegebene Triebe, Neigungen und Leidenschaften, haben beide nichts zu thun, können nicht zum Vorschein und zur Anwendung kommen.

* * *

Nichts ungereimteres läßt sich denken, als der Eigenthümer eines gemeinen Wesens seyn zu wollen; denn sobald ein solcher Eigenthümer auftritt, ist kein gemeines Wesen mehr.

* * *

„Giebt es ein Fortrücken der Menschheit im Guten und im Lichte?" Wenn unter dem Guten und dem Lichte verstanden wird, was die erhabensten Weisen des Alterthumes, ein Pythagoras und Platon, darunter verstanden haben, so ist meine entschiedene Meinung, daß es ein solches Fortrücken der Menschheit nicht gebe. Ich behaupte sogar, es hätten diese beiden Männer den Zunamen der Göttlichen nicht verdient, und müßten selbst von ihrer Sache wenig verstanden haben, wenn sie geglaubt hätten, durch Staatseinrichtungen, Erziehungsformen, durch schulmäßige Uebung und Angewöhnung eine Art von Auswendiglernen des Inwendigen stiften, Weisheit, Tugend und ihre Tochter, Freiheit, vermöge eines tief ersonnenen Mechanismus leise und allmählich zur Volks-, ja Welt-Sitte machen zu können, so daß nun die Menschen diejenige Glückseligkeit, die eine

ihrem eigenen rühmte ſie dagegen, daß er, verträglich mit der Natur, und nicht unverträglich mit der Vernunft, nur ein gutes Vernehmen zwiſchen beiden wolle. Ihr Entwurf war dieſer. Das ganze Rieſengeſchlecht der Sinnlichkeit, die Lüſte und Begierden, ſollten einmal ruhig zuſammentreten, um ſich ſelbſt das Beſte zu rathen. Dieß beſtehe in der Eintracht. Sie würden aber dieſe nie unter ſich zu Stande bringen, wenn ſie nicht vorab dem Zwiſte mit der, neben ihnen in dem gemeinſchaftlichen Vaterlande, dem menſchlichen Gemüthe, wohnenden Vernunft ein Ende machten. Daß dieſe nie ganz zu überwältigen und völlig auszutreiben ſey, habe die Erfahrung bewieſen. Es ſey dieß im Grunde auch kein Unglück, da ſich die Sinnlichkeit mit der Vernunft ſo leicht auf eine friedliche Weiſe ſetzen und ſie dann zu ihrem Vortheil gebrauchen, ja ſich ganz zu eigen machen könne. Das Mittel dazu ſey die Errichtung eines gemeinen Weſens, zu welchem den Plan zu entwerfen man unbedenklich der Vernunft überlaſſen könne. Sie verlange ja nur des Allgemeinen wegen Gerechtigkeit, oder, daß jedem das Seine werde; das Einzelne für ſich ſehe ſie nicht an und frage nicht nach

ihm. So ſehe ſie auch ſich ſelbſt nicht an; ſolches ſey nur die Art oder Unart deſſen, was ein Beſonderes ſey, eine Perſon oder ein Selbſt. Von allem dieſem, wie überhaupt von eigentlicher Wirklichkeit habe die Vernunft nichts an ſich. Darum dürfe man ſich kühn auf ihre Unpartheilichkeit verlaſſen, und ihr nicht allein die Organiſation des mit ihr zu errichtenden gemeinen Weſens unbedingt überlaſſen, ſondern ihr auch in demſelben die höchſte obrigkeitliche Würde, eine der königlichen zu Sparta ähnliche, einräumen. Ein Ephorat möge daneben beſtehen und dem Verſtande zu verwalten aufgetragen werden. Das Volk habe die Vernunft auserſehen und ſich vorgeſetzt, einzig und allein, daß ſie in ſeiner Mitte Ordnung und Eintracht bewirke; ſie gehöre dem gemeinen Weſen an, nicht das gemeine Weſen ihr; dieſes, der Geſammtwille, ſey der wahre Souverän; von ihm trage die Vernunft ihren königlichen Namen und das damit verknüpfte Anſehen blos zu Lehen. Sollte ſie dieſes je vergeſſen, ſich Unabhängigkeit anmaßen, und ihr Scheinweſen über das wahre Weſen erheben wollen, ſo müſſe das Ephorat ſogleich ins Mittel treten und ſich einem

ſolchen Unternehmen widerſetzen. Auf die Wachſamkeit des Verſtandes in dieſer Abſicht dürfe man das feſteſte Vertrauen ſetzen, da er ſo ganz und durchaus der Mann des Volkes ſey.

Die zwei hier vorgetragenen Syſteme laſſen ſich ebenſo vergleichen, wie man früher ſchon die Syſteme des Idealismus und Realismus verglichen hat, nämlich mit den zwei entgegengeſetzten aſtronomiſchen Syſtemen des Ptolemäus und des Copernicus; nur muß hier die Zeitordnung umgekehrt, das letztere als das ältere, das erſtere als das jüngere angenommen werden.

* * *

Welche Geſchichte iſt nicht reicher, enthält weit mehr, als diejenigen, durch welche ſie geſchieht, die gegenwärtigen Zeugen, ſehen, erfahren und wiſſen! Welcher Menſch verſteht ſeinen Weg!

* * *

Tous les goûts sont pour moi respectables, ſagt Voltaire in einem leichtſinnigen Gedicht. Ich kann ihm das als Philoſoph nachſprechen, und ver-

lange nur, daß jeder ſeinen Geſchmack klar und deutlich bekenne. Es giebt nur zwei von einander weſentlich verſchiedene Philoſophieen. Ich will ſie Platonismus und Spinozismus nennen. Zwiſchen dieſen beiden Geiſtern kann man wählen, d. h. man kann ergriffen werden von dem einen oder von dem andern, ſo daß man ihm allein anhangen, ihn allein für den Geiſt der Wahrheit halten muß. Was hier entſcheidet, iſt des Menſchen ganzes Gemüth. Zwiſchen beiden ſein Herz zu theilen iſt unmöglich; noch unmöglicher, ſie wirklich zu vereinigen. Wo der Schein des letzteren entſteht, da betrügt die Sprache, da iſt Doppelzüngigkeit.

* * *

Irgend eine Religion hat ein jedweder; d. h. eine allerhöchſte Wahrheit, an der er alle ſeine Urtheile, einen höchſten Willen, an dem er alle ſeine Beſtrebungen mißt, hat ein jeder, der nur mit ſich ſelbſt Eins, überall gewiß derſelbe iſt. Nach der Quantität einer ſolchen Religion kann aber nicht ihr Werth, nicht die Achtung beſtimmt werden, welche ſie und der Menſch, der mit ihr Eins gewor-

den iſt, verdient. Ihre Qualität allein entſcheidet, und giebt einer Ueberzeugung, einer Liebe und Freundſchaft vor der andern einen höheren Werth.

* * *

Es kann einen äußerlichen Cultus, aber keine äußerliche Religion geben. Aeußerliche Gottesverehrung iſt eine äußerliche Seele, ein körperlicher Geiſt.

* * *

Im Grunde iſt jede Religion antichriſtiſch, welche die Geſtalt zur Sache, den Buchſtaben zum Weſen macht. Eine ſolche materialiſtiſche Religion, muß, wenn ſie einigermaßen conſequent ſeyn will, eine materielle Infallibilität behaupten. Jener Ausſpruch: „der Leib iſt nichts nütze," muß dann zur Lüge werden. Der Leib iſt das Grundwahre; er iſt nicht blos Phyſiognomie, ſoll ſchlechterdings nicht bloße Phyſiognomie ſeyn. Wer ſich keine Infallibilität ausdrücklich zuſchreibt, und doch einen alleinſeligmachenden Buchſtaben und Religions-Körper predigt, wie z. B. weiland Götze in Hamburg, der iſt doppelt und dreifach unverſchämt.

* * *

Es giebt nur zwei Religionen: Chriſtenthum und Heidenthum, Gottesdienſt und Abgötterei. Eine dritte zwiſchen beiden iſt nicht möglich. Wo die Abgötterei aufhört, da fängt das Chriſtenthum an, und wo die Abgötterei anfängt, da hört das Chriſtenthum auf. So hebt ſich der anſcheinende Widerſpruch zwiſchen den beiden Sätzen auf: Wer nicht wider mich iſt, der iſt für mich; wer nicht für mich iſt, der iſt wider mich.

* * *

So wie alle Menſchen von Natur Lügner ſind, ſo ſind alle von Natur auch Götzendiener, hingezogen zu dem Sichtbaren und abgewandt von dem Unſichtbaren. — Hamann nannte den Leib den erſtgebornen, den älteren Bruder; weil Gott erſt einen Erdenklos bildete, und ihm darauf einen lebendigen Odem einhauchte. Die Bildung des Erdenkloſes und der Geiſt ſind beide von Gott, aber aus Gott iſt nur der Geiſt, und der Menſch heißt nach Gottes Bilde geſchaffen nur des Geiſtes wegen.

* * *

Weil der Menſch des Buchſtabens — Bilder und Gleichniſſe — wie auch der, der Endlichkeit anklebenden, Zeit nicht entbehren kann, obgleich beide aufhören ſollen, ſo ehre ich den Buchſtaben, ſo lange noch ein lebendiger Odem in ihm iſt, um dieſes Odems willen.

Betrachtung

über die

von Herrn Herder in ſeiner Abhandlung vom Urſprung der Sprache

vorgelegte

genetiſche Erklärung der thieriſchen Kunſtfertigkeiten und Kunſttriebe.

Herr Herder hat für nöthig erachtet, ehe er sich an die Auflösung der akademischen Aufgabe, welche sein Hauptgegenstand ist, wagte, durch vorläufige Berichtigung einer andern, die er in seinem Wege liegen fand, sich gleichsam die Bahn zu eröffnen. Diese war: Zu Festsetzung des Unterschieds zwischen Thier und Mensch, eine genetische Erklärung der den verschiedenen Thiergattungen angebornen Kunstfertigkeiten und Kunsttriebe zu finden.

Herr Herder spricht S. 30: „Da die Menschen für „uns die einzigen Sprachgeschöpfe sind, die wir kennen, „und sich eben durch Sprache von allen Thieren unter„scheiden: wo finge der Weg der Untersuchung sicherer „an, als bei Erfahrungen über den Unterschied der „Thiere und Menschen? — Condillac und Rousseau „mußten über den Sprachursprung irren, weil sie sich „über diesen Unterschied so bekannt und verschieden irr„ten: da jener die Thiere zu Menschen, und dieser die „Menschen zu Thieren machte." Und auf der folgenden Seite: „So wie die Erklärung der Kunsttriebe bis„her den meisten mißglückt ist, so hat auch die wahre „Ursache von der Entbehrung dieser Kunsttriebe in der

„menſchlichen Natur noch nicht ins Licht geſetzt wer„den können."

Zu dieſem Ende alſo ſpürt er S. 31. den Urſachen nach, warum der Menſch den Thieren an Stärke und Sicherheit des Inſtinkts ſo weit nachſtehe, und das, was wir bei den Thieren angeborne Kunſtfertigkeit und Kunſttriebe nennen, gar nicht habe. Eine Entwicklung des Urſprungs der Kunſtfertigkeiten, das iſt, eine genetiſche Erklärung derſelben, mußte der Entwicklung der Urſache ihrer Entbehrung in der menſchlichen Natur zum Grunde gelegt werden; und da weiſet uns nun Hr. Herder den Standpunkt an, aus welchem wir Menſch und Thier beobachten, und die Data zu Erklärung der Verſchiedenheit in ihrer Natur hernehmen ſollen. Dieſer Geſichtspunkt iſt die Sphäre ihrer Exiſtenz.

„Jedes Thier," ſagt Herr Herder, „hat ſeinen „Kreis, in den es von Geburt an gehört, in den es „ſogleich eintritt, in dem es lebenslang bleibt und „ſtirbt; nun iſt es aber ſonderbar, daß, je ſchärfer die „Sinne der Thiere und je wunderbarer ihre Kunſt„werke ſind, deſto kleiner iſt ihr Kreis: deſto ein„artiger iſt ihr Kunſtwerk." Die Richtigkeit dieſer Bemerkung, und der darauf gegründeten umgekehrten Proportion wird durch Beiſpiele hier nicht geſichert; Hr. H. verweiſet damit auf eine andere Gelegenheit, und ſchreitet folgender Geſtalt zur Anwendung ſeines Satzes: „Wenn unendlich feine Sinne in einen klei„nen Kreis, auf ein Einerlei eingeſchloſſen werden, und

„die ganze andere Welt für sie nichts ist: wie müssen sie „durchdringen! Wenn Vorstellungskräfte in einen klei„nen Kreis eingeschlossen, und mit einer analogen „Sinnlichkeit begabt sind, was müssen sie wirken! „Wenn endlich Sinne und Vorstellungen auf einen „Punkt gerichtet sind, was kann anders als Instinkt „daraus werden? Aus ihnen also erklären sich die Em„pfindsamkeit, die Fähigkeiten und Triebe der Thiere „nach ihren Arten und Stufen."

Ich habe es der Mühe werth geachtet, die Gedanken dieses vortrefflichen Mannes in ein kleines System zu bringen, und eine Art von Theorie der thierischen Kunsttriebe daraus zu entwickeln. Hier ist mein Versuch.

Jedes empfindende Geschöpf ist auf einen besondern Theil der Welt, wovon es selbst der Mittelpunkt ist, angewiesen, den es sich vorstellen, und worin es wirksam seyn soll. Dieser Theil der Welt ist seine Sphäre. Die Sinnlichkeit, womit die Natur es versehen, ist dieser Sphäre angemessen, und hieraus erwächst demnach ein Verhältniß, welches die Richtung seiner Vorstellungskraft bestimmt. Also ist die Hervorbringung der Fähigkeit in dieser oder jener Sphäre thätig zu seyn, der letzte Bestimmungsgrund der Verschiedenheit der Organisation.

Nun sagt Hr. Herder: Wenn Vorstellungskräfte, in einen je engern Kreis sie eingeschlossen, mit einer desto schärferen und analogeren Sinnlichkeit begabt sind, was

für außerordentliche Wirkungen müſſen ſie in dieſem Falle nicht hervorbringen!

Eine kleine Nebenbetrachtung über Abſtraktion und Intuition wird uns vielleicht zum Aufſchluſſe des Sinnes dieſer Worte behülflich ſeyn. Ich verſtehe unter dem Ausdruck Intuition, anſchauende Erkenntniß, jede individuelle Vorſtellung in der Seele, ihr Gegenſtand ſey materiell oder immateriell, und von dieſer anſchauenden Erkenntniß behaupte ich, daß aus ihr alle und jedwede andre Erkenntniß fließe und auf ſie hinaus laufe. Das höchſte Weſen ſelbſt ſieht alles individuell, es bedient ſich keiner allgemeinen Begriffe, welche nur Hülfsmittel für eingeſchränkte Fähigkeiten ſind, wie unter andern Herr Käſtner auf eine ſehr faßliche Weiſe dargethan hat. Die menſchliche Seele kann nur eine ſehr geringe Anzahl von Gegenſtänden zugleich unmittelbar klar vor ſich verſammeln; ſie iſt daher genöthigt, ihre Vorſtellungen zu theilen, zu zertrennen, wenn ſie einige ihrer gegenſeitigen Verhältniſſe auffaſſen will; und dieſe Verhältniſſe (damit ſie nicht, gleich wechſelnden Schatten, an ihr vorbei gleiten, in einander fließen und verſchwinden) muß ſie ferner in Zeichen geſtalten, und ſie auf dieſe Weiſe in der Einbildung befeſtigen. Es iſt demnach das Vermögen, allgemeine Begriffe zu bilden und zu vergleichen, als eine Methode zu betrachten, wodurch unſere Seele das Unvermögen ihrer Vorſtellungskräfte unterſtützt. Im Grunde iſt alle und jedwede Erkenntniß, wenn ſie auch an einer Kette von hundert Schlüſſen hängt, nichts anders

als eine bloße Perception. Die Erfindung des allgemeinen Geſetzes der Schwere, oder der Differenzial-Rechnung, mußte, von Stufe zu Stufe, durch ganz einfache Handlungen der Seele geſchehen; und ſo iſt es mit allen Entdeckungen neuer Wahrheiten beſchaffen. Die Seele erblickt alsdann ein noch nicht geſehenes Merkmal in einer Total-Idee. Auch ſind alle unſere Begriffe überhaupt, je vollſtändiger ſie ſind, je wahrer, und wir begehen niemals einen Irrthum, als wenn wir in unſern Vorſtellungen etwas auslaſſen.

Nunmehr kann ich meinen Leſern ſagen, wie ich die vorhin aus der Herderſchen Abhandlung angezogene Stelle verſtehe. Sie hat für mich folgenden Sinn.

Die mit Kunſttrieben begabten Thiere können ihre enge Sphäre anſchauend umfaſſen. Ihre unendlich feinen Sinne durchdringen alle Theile derſelben, und ein jedweder Gegenſtand ihrer Vorſtellungen iſt zugleich Gegenſtand ihrer phyſiſchen Bedürfniſſe; Perception und Affection durchdringen ſich einander in ihrer Seele. Hiedurch muß die Beziehung ihrer kleinen Welt auf ihre Erhaltung in allen Theilen direkt, und die Verhältniſſe dieſer Theile unter einander für ſie palpabel werden. In einer ſolchen Oekonomie ſind eben ſo wenig Irrungen, als neue Erfindungen möglich; alles iſt mit einem Male erblickt und angewandt. Folglich iſt auch jedwede Fähigkeit eine vollkommene Fertigkeit; denn zu Hervorbringung dieſer iſt nur dann eine Uebung nöthig, wenn entweder mehrere Verbindungen zuläſſig ſind,

wodurch eine gewisse Vorstellung einen höhern Grad der Klarheit und Wirksamkeit erhalten kann, oder wenn der Thätigkeit dieser Vorstellung Hindernisse im Wege stehen, die durch wiederholte Anstrengung weggeschoben und weggeschliffen werden müssen. Beides findet in dem angenommenen Falle nicht statt. Jede Vorstellung, jede Verbindung derselben unter einander ist hier ein unmittelbares Werk der Natur. Da sind keine entgegengesetzten, eine der andern zuwider laufenden Bestrebungen; alles fließt, alles stößt in einen Punkt zusammen.

Wie viel zu Ausübung der Kunstfähigkeiten die ganze mechanische Einrichtung des thierischen Körpers beitrage, verdient besonders erwogen zu werden.

Der bloße Mechanismus, von dem leitenden Reize der Empfindung abgesondert, vermag schon für sich die wunderbarsten Erscheinungen hervorzubringen; dieses sehen wir an den unwillkührlichen Bewegungen, welche er in den thierischen und vegetabilischen Körpern zum Vortheile ihrer Natur erregt. Man beobachtet in beiden nicht nur eine bewundernswürdige Uebereinstimmung in der Richtung ihrer verschiedenen Kräfte zu Erhaltung des Ganzen, sondern auch eine zweckmäßige Abweichung von den gewöhnlichen Regeln nach Erforderniß der Umstände, dergestalt, daß man von den organischen Maschinen gewissermaßen sagen dürfte, sie bedienten sich allerhand Kunstgriffe, um ihre Entwicklung, den sich ereignenden Hindernissen zum Trotz, fortzusetzen, oder das in einem ihrer Theile gekränkte Inter-

esse ihrer Natur, durch neue Hülfsmittel, so viel möglich, wieder herzustellen*).

Ich bemerke ferner, daß selbst denjenigen Bewegungen, welche die menschliche Seele willkührlich in den verschiedenen Theilen ihres Körpers hervorbringt, allemal eine automatische Richtung dieser Theile, ein zu diesem Zweck präformirter Mechanismus derselben, zum Grunde liegt. Die empfindsame Maschine tönt nicht allein ihre Empfindungen; sie gebehrdet sie auch. Schon im Mutterleibe bewegt sich das Kind willkührlich auf mancherlei Weise. Legt man ihm, nachdem es geboren worden, einen Finger zwischen die Lippen, so saugt es sofort daran. Bei zunehmenden Kräften biegen seine Finger sich mechanisch um jeden Gegenstand,

---

*) Die hieher gehörigen Beispiele erfordern eine weitläufige Auseinandersetzung, deswegen kann ich die schicklichsten an diesem Orte nicht anführen; folgende mögen, so gut sie können, die Stelle besserer vertreten. — Eine Bohne, welche verkehrt gepflanzt worden, biegt ihre Wurzelfäden von oben in die Erde hinunter, und den Keim von unten herauf. — Ein Spargel, den ein vorliegender Stein gerade aufzuschießen hindert, krümmt seinen Kopf einwärts, und erhält ihn unbeschädigt. Ein Baum, den man, in einer Entfernung von 4 Fuß, einer Mauer gegen über ansetzt, lenkt seinen Stamm nach und nach von der Mauer ab, damit er Raum zur Ausbreitung seiner Zweige gewinne.

Nach Beispielen aus der Physiologie und Pathologie kann ein jedweder seinen Arzt fragen. Er darf ihn nur unter andern an die perturbationem criticam des Hippocrates, und die Metastases materiae morbosae erinnern.

womit man die inwendige Fläche ſeiner Hand berührt. Es ſpattelt mit ſeinen Gliedern in der Freude, es ringet ſie in der Angſt, es ſtreckt ſie mit Heftigkeit aus im Zorne, und zieht ſie zuſammen, wenn es von Schrekken oder Furcht überfallen wird. Kurz, eine jede Vorſtellung unſerer Seele iſt von einer Bewegung in unſeren feineren Organen begleitet: enthält die Vorſtellung den Grund zu einer Gemüthsbewegung, ſo werden die Muskeln bis zu den äußerſten Theilen des Körpers mit erſchüttert: und iſt endlich die Urſache der Gemüthsbewegung außer unſerem Körper; ſo ſind dieſe Bewegungen der äußern Theile deſſelben (ihrem präformirten Mechanismus und dem heimlichen Verſtändniſſe der Seele mit ihren automatiſchen Regungen zufolge) ſo beſchaffen, daß ſie die Handlung, welche zu Befriedigung der Begierde erfordert wird, wenigſtens anfangen, wenn ſie gleich zur Vollbringung derſelben nicht gleich hinreichend ſind.

Man verknüpfe mit der Anwendung dieſer Betrachtungen auf die kunſtfertigen Thiere, die Beobachtung ihrer beſondern Organiſation, und das Außerordentliche in ihren Handlungen wird minder wunderbar erſcheinen *).

---

*) „Es iſt unläugbar," ſagt Reimarus, „daß die meiſten na„türlichen Kunſtwerkzeuge der Thiere, an ſich, etwas mehr als „eine blos entfernte Möglichkeit ihres Gebrauches enthalten. Denn „es ſind 1) viele beſondere Werkzeuge, deren jedes zu ſeinen ge„wiſſen Verrichtungen eingerichtet und geſchickt iſt; da wir Men-

Ich habe ſchon vorhin bemerkt, daß bei ihnen jede Perception zugleich eine Affection iſt. Es iſt ferner unſtreitig,

---

„ſchen von Natur nur ein einziges Werkzeug aller Werkzeuge, die „Hände, am Leibe tragen. 2) Sind die thieriſchen Werkzeuge „durch die Bewegungsmuskeln, durch den Zuſchuß der Säfte und „andere Beſchaffenheiten zu ihrem beſondern Gebrauche mehrentheils determinirt; da unſre Hände hingegen die Beſtimmung „ihres Gebrauches nicht in ſich halten, ſondern zu allerlei Bewegungen von Natur gleich geſchickt ſind. Man darf nur die oberwähnten Werkzeuge zur Wehr und Waffen, die zum Anhängen, „Anhalten, Fortſchleudern, Schwimmen, Springen, Flattern, „Fliegen, oder zur Sammlung und Erhaſchung, oder zum Genuſſe „der Speiſen, die zu gewiſſen Kunſthandlungen und Lebensnothwendigkeiten, und einige zur Fortbringung der Jungen beſonders „eingerichtete Werkzeuge, dagegen halten: ſo wird man den Unterſchied bald erkennen. Wenn hernach die Bewegungskraft in „ihren Muskeln durch die äußere oder innere Empfindung gereizt „wird, ſo iſt wohl zu begreifen, daß dieſer Mechanismus in den „Kunſtwerkzeugen der Thiere einen ziemlich nahen Grund (potentiam proximam) zu ihrem rechten Gebrauche in ſich halte, und „dadurch den Kunſttrieben ſehr zu Hülfe komme. . . . . Es „erhellet alſo, wie die beſondern Kunſtwerkzeuge der Thiere zu „ihren beſondern Kunſtverrichtungen behülflich ſind, da ſie hiezu „ſchon innerlich durch ihre Bewegungsmuskeln genauer determinirt, „ja geſchlank und willig gemacht ſind, folglich auf ihren rechten „Gebrauch führen und die Kunſttriebe erleichtern. Dann kann die „Empfindung in denſelben ihre Bewegungskräfte faſt zu keiner andern Bewegung reizen, als welche ihrer innern Einrichtung gemäß iſt. Denn dieſe wird den Thieren leicht und angenehm, die „gegenſeitige aber mühſam und wohl gar ſchmerzhaft werden.“ S. Reimarus Betrachtungen über die Triebe der Thiere §. 129. — Ferner §§. 128. 132.

daß die Gliedmaßen dieſer Thiere zu einem beſtimmten einfachen Gebrauche gebildet ſind. Wenn nun dieſe Gliedmaßen auf Veranlaſſung einer Empfindung der Seele, in die ihr analoge mechaniſche Bewegung geſetzt worden, ſo erfolgt die Befriedigung der Begierde durch eine dazu hinreichende unverbeſſerliche Handlung. Auf dieſe Weiſe ſchreiten die Thiere, getrieben durch den Reiz des angenehmen und unangenehmen Gefühls, und vermöge der harmonirenden Wirkungen und Gegenwirkungen ihrer materiellen und immateriellen Natur, in ihrem Werke regelmäßig fort, und durchlaufen ihre Sphäre.

Aus allem dem, was bisher geſagt worden, zuſammen genommen, werden ſich demnach die Kunſtfähigkeiten der Thiere, nebſt ihren willkührlichen Abweichungen nach Maßgabe der Umſtände, aus dem lebendigen Mechanismus, aus der beſtimmten Bildung ihrer Gliedmaßen, aus der Schärfe ihrer Sinne, aus der der Beſchaffenheit ihrer engen Sphäre genau angemeſſenen Organiſation ihrer ganzen Maſchine, und aus der Fähigkeit, über die Gegenſtände ihrer Vorſtellungskraft anſchauend zu raiſonniren, verſtändlich erklären laſſen. — Zum Ueberfluſſe könnte man noch annehmen, daß dieſe Thiergattungen einer lebhafteren, unterſcheidenderen Vorſtellung von den Beſchaffenheiten und dem Zuſtande ihres Körpers fähig ſeyen, als wir Menſchen; welches gar nichts ungereimtes in ſich hat, und ſchon von unſerm Reimarus gemuthmaßet worden iſt.

Nachdem ich die von Hrn. Herder zur Erklärung

der thieriſchen Kunſttriebe geſammelten Bemerkungen nicht allein nach beſtem Vermögen aus einander geſetzt und erläutert, ſondern auch zu ihrer Unterſtützung aus eigenen Mitteln freigebig beigetragen habe; ſo muß ich nunmehr das aufrichtige Bekenntniß thun, daß ich mir ſelbſt aus der vorgelegten Theorie die urſprüngliche Beſchaffenheit der eigentlichen Kunſttriebe nicht herzuleiten weiß; ja daß ich ſogar unfähig bin, nur eine Weiſung darin zu erblicken, welche zu einer genetiſchen Erklärung derſelben leiten könnte.

Anſtatt die Schwäche meines Geiſtes vor meinen Leſern durch weitläufige Raiſonnements zu rechtfertigen, will ich ſie in den Stand ſetzen, die Stärke des ihrigen zu prüfen, und zu dem Ende die von Hrn. Herder zu Erklärung der thieriſchen Triebe angewieſenen Data bei Erwägung einiger beſondern Fälle zuſammen nehmen. Ein jeder muß alsdann ſelbſt fühlen, ob dieſe Data Erkenntnißgründe für ihn ſind, ob ſie ihm die Sache, wovon die Rede iſt, begreiflicher machen, oder nicht. Uebrigens iſt es mir gleichgültig, ob man meine vorhin gemachten Anmerkungen dabei im Sinne behalten, oder andre Erklärungen der Herderſchen Sätze, welche man für zureichender hält, an ihre Stelle ſchieben will. — Ich ſchreite zu meinem Vorhaben.

Reaumur, Röſel, Bonnet und mehrere Naturkündiger haben eine Gattung Raupen beſchrieben, welche man Blattwickler nennt. Unter dieſen Raupen giebt

es eine Art, deren Geſchichte mir beſonders merkwürdig geſchienen hat. Sie wird von den Naturkündigern durch die Form ihres gewebten Gehäuſes unterſchieden, welches wie ein Haberkorn geſtaltet iſt. Nachdem dieſer Blattwickler mit ſeinen Zähnen ein Stück von einem Eſchenblatte eingeſchnitten, und es in Form einer Papierdeute zuſammen gewickelt hat, ſo befeſtigt er dieſe hohle Pyramide auf dem angrenzenden Stücke ſeines Blattes. In der Mitte dieſer Baſis ſeines Gehäuſes nagt er eine cirkelförmige Oeffnung, wobei er aber ſo künſtlich zu Werke geht, daß das herausgenagte Stück Blatt in der Oeffnung dergeſtalt haften bleibt, daß es durch einen leichten Stoß von innen hinaus, hingegen nicht eben ſo von außen herein getrieben werden kann. Nachher befeſtiget er am Rande der Oeffnung einen Faden, den er gegen über in der Spitze der Pyramide anſpannt, und in der Mitte dieſes Fadens webt er ſich ein. Der Kopf des Papillons kömmt gegen die eingenagte Oeffnung zu liegen, wo das Gewebe gleichfalls ſo eingerichtet wird, daß er mit wenig Mühe durchdringen kann; da findet er dann den Faden, an dem er ſich herunter läßt, ſtößt gegen die Thüre des Gebäudes und fliegt hinaus.

Die Wirkungsart der Kräfte, welche die verſchiedenen Handlungen dieſes Inſekts dergeſtalt unter einander verbinden, daß ſie nicht blos zuletzt in Eins zuſammen treffen, ſondern von ferne geradezu dahin abzielen, ſcheint für den menſchlichen Verſtand ein unauf-

lösliches Geheimniß zu seyn. Auch dann, wenn wir unserm Insekt den höchsten Grad menschlicher Einsicht zuschreiben wollten, würden wir damit noch lange nicht auslangen, jenes Vermögen, ohne die mindeste Leitung vorhergegangener Erfahrung für die Zukunft zu handeln, zu erklären. Indessen ist das Factum nichts desto weniger unläugbar: die blattwickelnde Raupe handelt in Beziehung auf die ihr bevorstehende Verwandlung ihrer Gestalt, Gliedmaßen und Organe. Sie scheint den Widerspruch zwischen ihren gegenwärtigen und zukünftigen Bedürfnissen zu empfinden; sie hebt durch weise Mittel ihn auf.

Vernunft, sagte ich, kann so viel nicht ausrichten. — Wird im höchsten Grad geschärfte, in einen kleinen Kreis auf ein Einerlei eingeschlossene Sinnlichkeit es zu thun im Stande seyn? Herr Herder behauptet dieses, und was er von der Art und Weise sagt, wie dieses geschehen soll, habe ich bereits angeführt. Ich versprach aber meinen Lesern seine Sätze noch einmal in einer Anwendung auf unsre Raupe zusammen zu nehmen, damit wir sähen, ob eine Erklärung daraus würde. Also: weil der Blattwickler mit unendlich feinen, durchdringenden Sinnen begabt ist, weil seine Vorstellungskraft nach Maßgabe des kleinen Kreises, der sie umschließt, außerordentlich wirksam wird, und beide auf einen Punkt geheftet bleiben, so ist der Blattwickler im Stande, mit seinen gegenwärtigen Handlungen, auf eine ihm bevorstehende, noch nie erfahrne, gänz-

liche Verwandlung ſeiner Geſtalt, Sinne und Organe, und auf die daraus entſtehenden, ſeiner gegenwärtigen Beſchaffenheit ganz entgegengeſetzten neuen Bedürfniſſe, künſtlicher Weiſe abzuzielen. — Ich überlaſſe meinen Leſern zu urtheilen, ob ihnen hiedurch etwas von dem Inſtinkt des Blattwicklers erklärt werde? Was mich betrifft, ich gehe dabei ganz Erkenntnißleer aus.

Die Raupe, welche wir ſo eben betrachtet haben, iſt lange nicht das wunderbarſte Inſekt. Man erinnere ſich nur der Biene, der Mauerwespe, der Laubmotte, der Spinne, des Ameislöwen und einer Menge ähnlicher Thierarten. Alle machen die angemeſſenſten Anſtalten zur Erreichung gewiſſer Zwecke, zu deren Vorherſehung kein uns bekanntes weder ſinnliches noch vernünftiges Vermögen hinreicht. Der Ameislöwe, die Spinne, haben die Inſekten, die ihnen zur Nahrung beſtimmt ſind, noch nicht geſehen, ſie wiſſen nichts von ihren innerlichen und äußerlichen Beſchaffenheiten; dennoch richten ſie ihre Raubneſter dieſen Beſchaffenheiten gemäß ein, ſtellen ſich am rechten Ort auf die Hut, und bemächtigen ſich ihres Fangs auf die geſchickteſte Weiſe. — Der Wurm, woraus der weibliche Hirſchkäfer entſteht, gräbt ſich vor ſeiner Verwandlung eine Höhle nach ſeiner Länge, der männliche aber eine zweimal ſo lange, ſonſt würden dereinſt ſeine Hörner ſich nicht entfalten können. — Die Laubmotte, da ſie, wenn ſie ſich ihr Kleid verfertiget, noch nicht ausgewachſen iſt, ſchlägt ein Stück Zeug ein, damit ſie ihre Hülle bis zu dem Grade der

Dicke, welche ihr Körper erreichen wird, erweitern könne. — Die Waſſer-Inſekten ſuchen, wenn ihre Verwandlung herannaht, einen Halm, kriechen daran aus dem feuchten Element in die Höhe, werfen ihre Puppenhaut ab, und theilen mit ausgebreiteten Flügeln die Luft. Dieſer Papillon legt hernach ſeine Eier nicht auf das Trockne, ſondern trägt ſie ins Waſſer, wo ſeine Brut gedeihen kann.

Mehrere Beiſpiele aus dem Inſektenreiche würden überflüſſig ſeyn; ich gehe alſo zu einer andern Thierart über.

Hier bietet ſich meiner Einbildungskraft zuvörderſt der Biber an. Ich darf vorausſetzen, daß ſeine Geſchichte meinen Leſern bekannt iſt, und alſo geradezu fragen, welcher Sinn, welche Feinheit des Sinnes wäre wohl im Stande, dieſem Thiere zu bedeuten, es müſſe, wenn es in einem Fluſſe ſich niederlaſſe, ſeine Wohnungen durch einen mit Schleußen verſehenen Damm ſchützen, in einem See aber, der dem Aufſchwellen und Fallen nicht ſo unterworfen iſt, habe es dieſer Vorſicht nicht vonnöthen? — Ferner, wo nehme ich bei dem Biber den Zug her, der ſeine Sinne auf einen Punkt heftet, ihn zur lebendigen Maſchine für ſein Kunſtwerk macht, da dieſes Kunſtwerk in keiner nothwendigen Verbindung mit der Erhaltung weder des einzelnen Geſchöpfs, noch der Gattung ſteht? Viele Biber werden geboren, pflanzen ſich fort und ſterben, ohne jemals

ihre Kunstfähigkeiten angewendet zu haben *). Sie machen auch keine neuen Gebäude, so lange die alten dauern, sondern bessern sie nur aus, wenn irgend durch einen Zufall etwas daran zerrüttet worden.

Wer das angeführte nur mit einem geringen Grad von Aufmerksamkeit erwägt, der wird eingestehn, daß, so lebhaft und klar auch die Vorstellungen, so stark, vielfach und allgemein auch ihre Association, so bestimmt auch ihre verhältnißmäßige Richtung bei dem Biber angenommen werden möge, daraus dennoch keine sich selbst bildende und zugleich vernunftlose Fertigkeit zu erdenken sey, welcher man die Handlungen des Bibers zuschreiben und sie daraus erklären könne.

Ich gehe zu den Vögeln fort, und frage wieder: welcher Sinn, welche Feinheit des Sinnes kann den Vögeln bedeuten, daß sie eine künftige Brut bei sich tragen, daß sie ihre Eier nicht wie Unflath von sich werfen, sondern ein bequemes Nest zu ihrer Erwärmung bauen sollen? Was für eine Richtung der Sinne kann

*) Hr. Reimarus §. 83. seiner Betrachtungen über die Triebe der Thiere, bezweifelt dieses Factum, ohne Zeugnisse dagegen anzuführen. Zum Ueberflusse will ich diesem Beispiele ein anderes an die Seite setzen. — Wenn man eine neu angelegte Garenne mit Hauscaninchen bevölkert, so fahren diese einige Generationen durch fort, sich wie die Hasen zu lagern; nachher aber fangen sie an, gleich den wilden Caninchen, sich künstliche Gruben zuzubereiten, und in Familie zu leben.

sie zu dem Triebe, ihr Geschlecht zu erhalten, führen, sie mit den besten Mitteln zu diesem Zwecke bekannt, und ohne vorhergegangene Uebung zu deren Anwendung geschickt machen?

Eines Raubvogels, der weißköpfige Adler genannt, muß ich besonders gedenken. Dieser Räuber fischt nicht selbst, sondern er nöthigt den Ossifraga, seine gemachte Beute fallen zu lassen, und erhascht sie nachher in der Luft. Dann zerknirscht er mit dem Schnabel des Fisches Kopf, wirft den todten Körper in die Höhe, damit er ihn, den schwersten Theil unten, in seinem Rachen auffangen könne, ohne durch die Schuppen, Stacheln oder Stoßfedern verletzt oder erwürgt zu werden.

Diejenigen Thiere, deren Sphäre die größte und vielfältigste ist, bieten nicht weniger unerklärbare Erscheinungen dar. Ich will, aus ihrer Geschichte nur den einzigen Hirsch anführen. Dieses Thier bedient sich einer Menge Ränke, welche es, gleich anderm Wilde, nach den Umständen abändert, um die Hunde von seiner Spur abzubringen. Verfolgt und ermüdet kehrt er zuweilen auf seinem Wege plötzlich um, läuft eine Strecke zurück, beschreibt einen großen Kreis, setzt mit einem gewaltigen Sprunge aus diesem Kreise, wirft sich zu Boden, und sucht seinen Athem in die Erde zu verschließen. Die Hunde laufen an ihm her, er rührt sich nicht; sie kommen zurück, folgen seiner Spur in

dem von ihm durchlaufenen Kreiſe, verirren ſich, und ſo gelingt es oft dem Hirſche ihrer Verfolgung zu entgehen.

Man erwäge dieſen Vorgang in ſeinem ganzen Umfange, in allen ſeinen Theilen, und laſſe dabei nicht außer Acht, daß der Hirſch der Fährte keines Thieres nachgeht, ſondern höchſtens nur in der Luft ſpürt, und vor dem Geruche flieht. Man verſuche nachher, ob die Herderiſchen Sätze ſich mit den angeführten Erſcheinungen dergeſtalt in Verbindung bringen laſſen, daß eine Erläuterung daraus erwachſe. Mir hat es durchaus damit nicht gelingen wollen, ſo viel Nachdenken ich auch darauf verwendet.

Uebrigens pflichte ich darin des Hrn. Herders Meinung bei, daß man zu Erklärung der thieriſchen Kunſttriebe keine blinde Determinationen der Seele, welche in der That alle Philoſophie verwüſten, annehmen dürfe, und glaube mit dieſem ſcharfſinnigen Weltweiſen, „daß es die einzige poſitive Kraft des Den„kens ſey, die mit einer gewiſſen Organiſation des „Körpers verbunden, bei den Thieren Kunſtfähigkeit, „und bei den Menſchen Vernunft wird.“ Aber ich vermuthe dieſes nur aus allgemeinen Gründen a priori; a posteriori, wenn ich über die Verrichtungen der kunſtfertigen Thiere empiriſch philoſophire, wüßte ich die Sache nicht wahrſcheinlich zu machen.

Es gelingt uns zwar sehr gut von einer Seite mit der Erklärung einer großen Anzahl thierischer Handlungen, weil die thierische Sinnlichkeit, Organisation und animalische Oekonomie mit der unsrigen ähnliche Beschaffenheiten hat, und wir auch die sogenannten untern Kräfte des Verstandes mit den Thieren, obgleich in unterschiedenen Graden, theilen. Hingegen bieten uns die Thiere von einer andern Seite wieder solche Erscheinungen dar, welche sich so wenig unter irgend ein uns bekanntes psychologisches, physiologisches oder mechanisches Gesetz bringen lassen, daß wir uns nicht einmal eine endliche Fähigkeit einzubilden vermögen, welche sie zu erzeugen im Stande wäre.

Der Raum verstattet mir nicht, diesen Unterschied hier näher zu untersuchen, sonst lohnte es sich wohl der Mühe, nach einer genaueren Beobachtung der thierischen Handlungen diejenigen, deren Bestimmungsgründe und Bewegursachen wir einzusehen vermögen, von denjenigen abzusondern, wovon wir dieses nicht können; denn viele Thiere scheinen in ihrem Kreise durch Bewegmittel fortgeleitet zu werden, die ganz etwas anders sind, als Vorstellungen der Resultate, welche aus ihren Handlungen entspringen sollen.

Eine solche Auseinandersetzung würde eines Theils die Aehnlichkeiten und Unähnlichkeiten zwischen Thier und Mensch noch sichtbarer machen, und andern Theils uns in Stand setzen, genauer anzugeben, was wir

eigentlich zu wiſſen verlangen, wenn wir den Quellen der thieriſchen Kunſtfertigkeiten nachforſchen.

Bei einer neuen Veranlaſſung kehre ich vielleicht zu dieſer Materie zurück, und gebe ihr alsdann die gehörige Ausführung.

Briefe

über die

Recherches philosophiques sur les Egyptiens et les Chinois par M. de Pauw.

lichſter Genauigkeit aus einander geſetzt und geordnet hat, ſchreitet er zuletzt, mit erhöhtem Vermögen, zur Erforſchung der Religion und der Staatsverfaſſung beider Nationen. In den zehn Sectionen, nach welchen der Hr. von P..., dieſem Plane gemäß, ſein Werk vertheilt, findet man eine Menge Bemerkungen über faſt alle Gegenſtände eingeſtreuet, welche einen denkenden Kopf, der mit den dahin einſchlagenden Kenntniſſen ſchon vertraut geworden, intereſſiren können. Indeſſen iſt der Hauptzweck unſers Verfaſſers, darzuthun: daß niemals eine Colonie von Aegyptiern in China geweſen ſeyn könne.

Die glückliche Ausführung eines ſo wichtigen Unternehmens ſetzt außerordentliche Kräfte voraus. Was den Hrn. von P... betrifft, ſo wird ihm ausgebreitete Gelehrſamkeit, weitläufige Beleſenheit, Scharfſinn, hellen durchdringenden Verſtand — wohl niemand — und philoſophiſchen Geiſt gewiß kein Unpartheiiſcher, der hier zu urtheilen Beruf hat, abſprechen. Von den Thorheiten der gewöhnlichen Vielwiſſer iſt er frei. Man ſieht überall, daß er leeres Wiſſen verachtet, daß es ihm nur um zwecktüchtige Erkenntniß zu thun iſt; und anſtatt ſeine Gelehrſamkeit zur Schau zu tragen, ſetzt er ſich lieber der Gefahr aus, von unbeſonnenen Halbwiſſern für ſeicht geachtet zu werden. Die Leichtigkeit, mit der er ſich unter einer ungeheueren Menge von Sachen bewegt, zwingt zum Erſtaunen. Aber ſie liegt auch nicht auf ihm als fremde Laſt; alles das iſt hier Nerve, Muskel, Glied an einem organiſirten Körper;

vereinigt zu einem Ganzen, und nur um seines Lebens willen da.

Die Untersuchungen über die Aegyptier und Chineser zeichnen sich auch noch besonders dadurch aus, daß der Geschichtskundige darin eben so wenig den Philosophen, als dieser jenen verläßt. Einem aufmerksamen Leser wird dieses nicht entgehen. Fehlt es diesem nur nicht an Fähigkeit, den Hrn. von P... bei der Sammlung seiner Data Schritt vor Schritt zu begleiten, so bedarfs weiter keiner großen Anstrengung des Geistes; der schlichte Menschenverstand wird ihm die Resultate von selbst aufdrängen.

Und eben aus diesem Gesichtspunkt erscheint mir unser Verfasser am verehrungswürdigsten. Seine besten Bestrebungen gehen dahin, das Gebiet der geraden, unbefangenen Vernunft zu erweitern, und mit ihr und durch sie zu thun, was man gewöhnlich nur durch (der Himmel weiß was für) Zaubersprünge ausrichten zu können, vorgiebt. — Gestehen Sie mir, mein Freund, daß solch ein Mann allen Pedanten ein wahrer Greuel seyn muß. Womit vertrieben die Herren sich die Zeit, und wie kämen sie zu rechte, wenn es Mode würde, die Sachen dergestalt anzugreifen, daß etwas dabei heraus käme, und sie sähen ihren Werth auf das Maß ihres gesunden Verstandes und ihrer reellen Einsichten reducirt?

So viele Schwierigkeiten ich auch bei dem Entwurfe sehe, Ihnen von den philosophischen Untersuchungen über die Aegyptier und Chineser einen Auszug darzule-

gen, ſo bin ich dennoch zum Verſuch entſchloſſen. Dabei werde ich auch hie und da einige Anmerkungen wagen; denn die Schrift des Hrn. von P... hat ihre Schwächen, wie alles menſchliche, und ich bin weit entfernt, von einem blinden Enthuſiasmus für ſie eingenommen zu ſeyn.

Zum voraus ſollen Sie gleich hier eine Probe von der Art zu philoſophiren unſers Verfaſſers, von ſeiner Weiſe, die Gegenſtände zu behandeln, und von ſeinem Vortrage erhalten. Eine hiezu dienliche Stelle befindet ſich im IV. Abſchnitte des 1ſten Theils. Sie läßt ſich füglich ausheben, und ich nehme ſie um deſto lieber beſonders vor, weil der nothwendige Plan meines Auszuges mich gezwungen haben würde, ſie dort nur kurz zu berühren, und auf das Werk ſelbſt zu verweiſen.

An dem angezeigten Orte handelt der Hr. von P... den Zuſtand der Maler- und Bildhauerkunſt, bei den Aegyptiern und Chineſern und den orientaliſchen Völkern überhaupt, ab; und bei dieſer Gelegenheit zieht er die ſchlimmen Folgen der willkührlichen Gewalt, in Abſicht auf die ſchönen Künſte, in Erwägung. Seine Gedanken ſind folgende:

„Unter einem deſpotiſchen Regiment iſt das Volk allemal ſehr unwiſſend; daher denn alle diejenigen Künſte, welche die Beihülfe der Wiſſenſchaften, der Geometrie und Mathematik bedürfen, ſich nie zu einigem Grade der Vollkommenheit empor ſchwingen können.“

„Unter einem deſpotiſchen Regiment iſt das Volk

allemal sehr arm; daher es dann den Arbeitern an Mitteln fehlt, die ihnen erforderlichen Instrumente und Maschinen anzuschaffen. Alle Reisende, welche das mittägige Asien durchgangen, haben mit Verwunderung bemerkt, daß man dort zu eben den Arbeiten, welche in Europa 500 Werkzeuge erfordern, nur fünf oder sechs hat. Dieses rührt nicht, wie man zu glauben versucht seyn möchte, von der Trägheit oder einem Mangel an Industrie bei diesen Völkern her, sondern in der That von ihrer Dürftigkeit. An allem, was aus ihren Händen kömmt, nimmt man diesen Mangel an Instrumenten wahr; und man kann nichts schlechter gemachtes sehen, als das in der Türkei, in Persien, im Indostan und in China verfertigte goldne und silberne Tischgeschirr."

„Diejenigen Künste also, welche, gleich der Goldarbeiterkunst, der Uhrmacherkunst, u. s. w., viele Maschinen und Werkzeuge erfordern, vervollkommnen sich in diesen Gegenden nicht, selbst nicht einmal in den dem Fürsten zugehörigen Werkstätten des Palastes, weil der Luxus dieser Fürsten auf andre Gegenstände gerichtet ist."

„Aus allem diesem ist eine Folge entsprungen, die uns unmöglich geschienen hätte, wenn wir nicht sehr genau von der Sache unterrichtet wären. Diejenigen Handwerke, welche in Europa nur stillsitzende Arbeiter treiben, werden in Asien von herumwandelnden Arbeitern getrieben: man sieht dort Goldarbeiter, welche von Thüre zu Thüre Beschäftigung suchen, und

Erſter Brief.

Mit den Leuten, die alles beſſer wiſſen! — Man quält ſich von Kindesbeinen an, lernt die Sachen aus dem Grunde, weiß, was wahr und nicht wahr iſt, und kann es als ſolches behaupten; und dann, eh' man ſichs verſieht, tritt ein ſogenannter philoſophiſcher Geiſt einem ins Licht, und ſagt keck heraus: — nein, mein Herr, nicht ſo, ſondern gerade umgekehrt iſt die Sache. — Woher hat denn das gelehrte Weſen den Namen Republik, wenn öffentliche Sicherheit darin dergeſtalt vernachläſſiget wird? Sind wir wohl mit unſerm Wiſſen anders, als gegen Dienſt und baares Geld belehrt worden; und iſt daher nicht Schutz im Beſitz, von Seiten des Staats, die ſtrengſte Pflicht? Aber da will man jeden Eingriff erſt lange unterſuchen; und darüber läuft alles ins Wilde. Wozu dieſe gefährlichen Weitläufigkeiten? Es iſt ja ſo klar als Taglicht, daß die Herren Entdeckungen-Macher mit ihren neuen Wahrheiten, da ſie das Gegentheil davon ſchon ausgemacht finden, allemal — wenigſtens zu ſpät kommen müſſen: denn was einmal wahr iſt, kann ja nicht wahr zu ſeyn aufhören. Alſo, ſchon dadurch, daß ſie widerſprechen, beweiſen ſie hinlänglich, daß ſie albere Leute,

daß ſie heilloſe Laien ſind. Dank ſey dem Genius der Wiſſenſchaften, daß es noch immer eine Menge echter Gelehrten giebt, die in Nüchternheit wandeln, und ſorgfältig darüber wachen, daß ſie nichts annehmen noch lehren, was nicht ſchon vorlängſt als wahr allgemein anerkannt war. — Aber (hör' ich ſpöttiſch fragen) wer lernt denn etwas von euren braven Männern? — Wunderlich! ei, der Unwiſſende! — Sollen etwa die Gelehrten von einander lernen? Dann wären ſie ja keine Gelehrte.

Die Anhänger der philoſophiſchen Köpfe, welche man ſonſt auch wohl mit dem ſinnloſen Worte Genies bezeichnet, pflegen ihren gelehrten Gegnern vorzuwerfen: ſie wohnten in ihrem eigenen Kopfe zur Miethe. Hiermit kann man doch nicht andeuten wollen, als hätten dieſe gar keinen Kopf; denn, nach dem allgemeinſten Sprachgebrauch, nennt man auch eine gemiethete Wohnung die ſeine, und ſo lange der Miethcontrakt dauert, hat man es mit einem ſolchen Hauſe wie mit einem eigenen. Freilich darf man keine Hauptänderungen darin vornehmen, doch hieran iſt ſoliden Leuten auch nichts gelegen. Das Ausziehenmüſſen allein würde einigen weſentlich ſcheinenden Unterſchied machen, wenn nicht das Schickſal ſelbſt jene braven Männer in Schutz nähme. Es iſt, wie bekannt, ohne Beiſpiel, daß ſich einer von ihnen jemals der Nothwendigkeit preis gegeben hätte, unter freiem Himmel auf die Straße geſetzt zu werden. Lieber ließen alle zuſammen auf der Schwelle ſich erſchlagen.

Sie schütteln den Kopf, mein Freund! — gut, ich will einlenken. Als ich mich an Sie zu schreiben niedersetzte, dachte ich an nichts weniger, als so anzufangen, wie Sie gelesen haben. Ich wollte Sie ganz ernsthaft von des Hrn. von P... philosophischen Untersuchungen über die Aegyptier und Chineser unterhalten. Indem ich in dieser Absicht meine Ideen sammelte, stellten sich mir unversehens, in einem ganz sonderbaren Gesichte, alle die Anfechtungen dar, welche die Schrift des Hrn. von P... bedrohen. Je mehr ich arbeitete, mich von dieser Erscheinung loszumachen, je stärker setzte sie mir zu: da war kein andrer Rath, ich mußte mit meinem Steckenpferd einen Zaubercirkel abreiten. Nun werde ich hoffentlich Ruhe haben.

In dem Werke des Hrn. von P... soll der Zustand zweier polizirten Völker der ältern Halbkugel, der Aegyptier und Chineser, untersucht, und ihre Gebräuche, Sitten und Charakter im Verhältniß gegen einander betrachtet werden. Zu diesem Ende richtet der Verfasser zuerst sein Augenmerk auf den Zustand ihrer Bevölkerung, auf den Umfang der bei ihnen urbar gemachten Ländereien, und die Natur ihres Clima; hernach geht er zu ihrer Nahrungsweise über, und spürt der Quelle der Erfindungen nach, wodurch sie so oder anders die Mittel zur Befriedigung ihrer frühern und spätern Bedürfnisse errungen haben; hierauf zu den Künsten, welche allemal nur eine Folge derjenigen Industrie seyn können, die den Ackerbau in Aufnahme bringt. Nachdem er alle diese Gegenstände mit mög-

lichſter Genauigkeit aus einander geſetzt und geordnet hat, ſchreitet er zuletzt, mit erhöhtem Vermögen, zur Erforſchung der Religion und der Staatsverfaſſung beider Nationen. In den zehn Sectionen, nach welchen der Hr. von P..., dieſem Plane gemäß, ſein Werk vertheilt, findet man eine Menge Bemerkungen über faſt alle Gegenſtände eingeſtreuet, welche einen denkenden Kopf, der mit den dahin einſchlagenden Kenntniſſen ſchon vertraut geworden, intereſſiren können. Indeſſen iſt der Hauptzweck unſers Verfaſſers, darzuthun: daß niemals eine Colonie von Aegyptiern in China geweſen ſeyn könne.

Die glückliche Ausführung eines ſo wichtigen Unternehmens ſetzt außerordentliche Kräfte voraus. Was den Hrn. von P... betrifft, ſo wird ihm ausgebreitete Gelehrſamkeit, weitläufige Beleſenheit, Scharfſinn, hellen durchdringenden Verſtand — wohl niemand — und philoſophiſchen Geiſt gewiß kein Unpartheiiſcher, der hier zu urtheilen Beruf hat, abſprechen. Von den Thorheiten der gewöhnlichen Vielwiſſer iſt er frei. Man ſieht überall, daß er leeres Wiſſen verachtet, daß es ihm nur um zwecktüchtige Erkenntniß zu thun iſt; und anſtatt ſeine Gelehrſamkeit zur Schau zu tragen, ſetzt er ſich lieber der Gefahr aus, von unbeſonnenen Halbwiſſern für ſeicht geachtet zu werden. Die Leichtigkeit, mit der er ſich unter einer ungeheueren Menge von Sachen bewegt, zwingt zum Erſtaunen. Aber ſie liegt auch nicht auf ihm als fremde Laſt; alles das iſt hier Nerve, Muskel, Glied an einem organiſirten Körper;

vereinigt zu einem Ganzen, und nur um ſeines Lebens willen da.

Die Unterſuchungen über die Aegyptier und Chineſer zeichnen ſich auch noch beſonders dadurch aus, daß der Geſchichtskundige darin eben ſo wenig den Philoſophen, als dieſer jenen verläßt. Einem aufmerkſamen Leſer wird dieſes nicht entgehen. Fehlt es dieſem nur nicht an Fähigkeit, den Hrn. von P... bei der Sammlung ſeiner Data Schritt vor Schritt zu begleiten, ſo bedarfs weiter keiner großen Anſtrengung des Geiſtes; der ſchlichte Menſchenverſtand wird ihm die Reſultate von ſelbſt aufdrängen.

Und eben aus dieſem Geſichtspunkt erſcheint mir unſer Verfaſſer am verehrungswürdigſten. Seine beſten Beſtrebungen gehen dahin, das Gebiet der geraden, unbefangenen Vernunft zu erweitern, und mit ihr und durch ſie zu thun, was man gewöhnlich nur durch (der Himmel weiß was für) Zauberſprünge ausrichten zu können, vorgiebt. — Geſtehen Sie mir, mein Freund, daß ſolch ein Mann allen Pedanten ein wahrer Greuel ſeyn muß. Womit vertrieben die Herren ſich die Zeit, und wie kämen ſie zu rechte, wenn es Mode würde, die Sachen dergeſtalt anzugreifen, daß etwas dabei heraus käme, und ſie ſähen ihren Werth auf das Maß ihres geſunden Verſtandes und ihrer reellen Einſichten reducirt?

So viele Schwierigkeiten ich auch bei dem Entwurfe ſehe, Ihnen von den philoſophiſchen Unterſuchungen über die Aegyptier und Chineſer einen Auszug darzule-

gen, so bin ich dennoch zum Versuch entschlossen. Dabei werde ich auch hie und da einige Anmerkungen wagen; denn die Schrift des Hrn. von P... hat ihre Schwächen, wie alles menschliche, und ich bin weit entfernt, von einem blinden Enthusiasmus für sie eingenommen zu seyn.

Zum voraus sollen Sie gleich hier eine Probe von der Art zu philosophiren unsers Verfassers, von seiner Weise, die Gegenstände zu behandeln, und von seinem Vortrage erhalten. Eine hiezu dienliche Stelle befindet sich im IV. Abschnitte des 1sten Theils. Sie läßt sich füglich ausheben, und ich nehme sie um desto lieber besonders vor, weil der nothwendige Plan meines Auszuges mich gezwungen haben würde, sie dort nur kurz zu berühren, und auf das Werk selbst zu verweisen.

An dem angezeigten Orte handelt der Hr. von P... den Zustand der Maler- und Bildhauerkunst, bei den Aegyptiern und Chinesern und den orientalischen Völkern überhaupt, ab; und bei dieser Gelegenheit zieht er die schlimmen Folgen der willkührlichen Gewalt, in Absicht auf die schönen Künste, in Erwägung. Seine Gedanken sind folgende:

„Unter einem despotischen Regiment ist allemal sehr unwissend; daher denn die Künste, welche die Beihülfe der Wissenschaften, Geometrie und Mathematik bedürfen, in einem gewissen Grade der Vollkommenheit nicht können."

„Unter einem despotischen

allemal sehr arm; daher es dann den Arbeitern an Mitteln fehlt, die ihnen erforderlichen Instrumente und Maschinen anzuschaffen. Alle Reisende, welche das mittägige Asien durchgangen, haben mit Verwunderung bemerkt, daß man dort zu eben den Arbeiten, welche in Europa 500 Werkzeuge erfordern, nur fünf oder sechs hat. Dieses rührt nicht, wie man zu glauben versucht seyn möchte, von der Trägheit oder einem Mangel an Industrie bei diesen Völkern her, sondern in der That von ihrer Dürftigkeit. An allem, was aus ihren Händen kömmt, nimmt man diesen Mangel an Instrumenten wahr; und man kann nichts schlechter gemachtes sehen, als das in der Türkei, in Persien, im Indostan und in China verfertigte goldne und silberne Tischgeschirr."

„Diejenigen Künste also, welche, gleich der Goldarbeiterkunst, der Uhrmacherkunst, u. s. w., viele Maschinen und Werkzeuge erfordern, vervollkommnen sich in diesen Gegenden nicht, selbst nicht einmal in den dem Fürsten zugehörigen Werkstätten des Palastes, weil der Luxus dieser Fürsten auf andre Gegenstände gerichtet ist."

„Aus allem diesem ist eine Folge entsprungen, die uns unmöglich geschienen hätte, wenn wir nicht sehr genau von der Sache unterrichtet wären. Diejenigen Handwerke, welche in Europa nur stillsitzende Arbeiter treiben, werden in Asien von herumwandelnden Arbeitern getrieben: man sieht dort Goldarbeiter, welche von Thüre zu Thüre Beschäftigung suchen, und

in einem Augenblick ihre Werkstätte in jedem Privathause aufschlagen, wo man sie hinruft; denn ihr weniges Werkzeug tragen sie bei sich."

„Man würde wenig Menschen auf den Gassen der Städte von China erblicken, wenn die mehrsten Handwerksleute dort, wie bei uns, bleibende Werkstätten hätten. Aber in China sind sie in einer immerwährenden Unruhe, um aus einem Quartier in das andre zu ziehen. Die Hufschmiede handthieren an eben demselben Tage an 9 bis 10 verschiedenen Orten, und verführen eben so oft ihren Ambos und ihren Blasbalg. Nun müßte man sehr wenig Einsicht haben, um nicht wahrzunehmen, daß allein die äußerste Armuth alle diese Unglücklichen zu einem solchen herumirrenden Leben zwingen kann."

„Man ist nunmehr ganz von dem Irrthum zurück gekommen, worin man lange Zeit in Absicht der Gelehrten von China gestanden: man glaubte, sie ehren diejenigen, welche die mechanischen Künste ausüben; da sie doch dieselben im höchsten Grade verachten: aber in Absicht der Türken ist man auf diesem Vorurtheil beharret, und noch immer bildet man sich lächerlicher Weise ein, die türkischen Kaiser selbst müßten, zufolge der Grundgesetze des Reichs, ein Handwerk erlernen. Die vorgebliche Arbeit dieser Fürsten hat sich von jeher darauf eingeschränkt, mit einem Messer Zahnstocher oder Bogenringe zu schnitzeln. Man darf nur eine gewisse Stelle im Aelian mit Aufmerksamkeit lesen, um sich zu überzeugen, daß die alten Kaiser von Persien

ſich auf dieſelbe Art beſchäftigten*). Alſo, was man für ein Handwerk gehalten hat, iſt keines, und was man ferner für ein beſondres Geſetz der Türken ausgegeben, iſt ein undenklicher Gebrauch aller deſpotiſchen Höfe von Aſien, wo die Fürſten gewöhnlich ſo albern wie die Kinder ſind; folglich auch ſich nicht anders als wie die Kinder zu beſchäftigen wiſſen. Wir haben einige Vorſtellungen eines Mufti an den Sultan Mahomet IV., welcher keine Art von Handarbeit liebte: in dieſen Vorſtellungen iſt aber von ſonſt nichts, als der Gefahr des Müſſigganges die Rede. Als der Chevalier d'Arvieux einem der vornehmſten Prinzen von Arabien den Beſuch abſtattete, fand er ihn auf eben die Art beſchäftiget, wie es der vom Aelian angeführte perſiſche Kaiſer war, nämlich er ſchnitzelte mit dem Meſſer an einem Stock. Es wäre Schrauberei, wenn man im Ernſte behaupten wollte, dieſer elende Araber hätte ein Handwerk gelernt oder geübt."

„Wenn man die Natur des aſiatiſchen Luxus in Erwägung zieht, ſo ſieht man deutlich, daß alles dieſes eine nothwendige Folge des Deſpotismus iſt; und wir können hierüber einen Grundſatz feſtſetzen, der ſich bei

*) Der perſiſche König pflegte auf ſeiner Reiſe, um keine Langeweile zu haben, ein Stück Holz bei ſich zu führen, und ein Meſſer, womit er daran ſchnitzte. Mit dieſem Werke beſchäftigten ſich die Hände des Königs: denn er brauchte niemals weder ein Buch, um etwas nothwendiges und nützliches zu lernen, noch ſeine Gedanken, um etwas großes und merkwürdiges zu überlegen. Hist. divers. Lib. XIV. cap. 12.

der Anwendung auch in Europa wahr befinden wird. So wie knechtiſche Unterwürfigkeit in einem Lande zunimmt, ſo wächſt auch der Luxus darinnen, und er fährt fort zu wachſen, bis zu dem Grade, wo er ſich in jene eitele plumpe Oſtentation verwandelt, welche alle mit Geſchmack verfertigte Werke, alle Meiſterſtücke der ſchönen Künſte ausſchließt. Wir haben von den reichen Decken reden hören, womit man die Elephanten der Kaiſer von China bedeckt, und von jenen auf zwei Lac oder zweimal hundert tauſend Rupien geſchätzten Oberröcken, womit die Mogoliſchen Kaiſer zuweilen ihre Omrahs bekleiden laſſen; man hat uns erzählt, daß die Kufen, woraus die Pferde der Kaiſer von Perſien trinken, von Gold ſind, und daß ihr Tafelgeſchirr juſt 32 Millionen werth iſt. Aber wer hat jemals von den Gemälden und den Statuen der Kaiſer von China, vom Mogol, oder von Perſien reden hören?"

„Menſchen, welche alle gleich verächtlich ſind, welche gar keinen perſönlichen Werth beſitzen, welche ſich nie um Tugend bewarben, und denen der Himmel das Genie verſagte, können ſich von einander durch nichts als die Farbe und die Koſtbarkeit ihres Anzuges, kurz, durch ſolche Dinge nur unterſcheiden, welche allein die Sinne des niedrigſten Pöbels rühren: und alsdann ergiebt es ſich, daß der Luxus ſeine Natur, und ſelbſt ſeine Namen ändert."

„Um einen Begriff von der Entſtehungsart dieſer Revolution zu erlangen, und zwiſchen den beiden äußerſten Enden das Mittel zu faſſen, darf man nur ein

Beiſpiel aus der Geſchichte eines berühmten Volkes wählen, und mit einiger Genauigkeit die Epochen bezeichnen."

„Der Luxus kam bei den Römern nicht eher, als unmittelbar nach der Eroberung von Aegypten, in Schwang: alsdann ſtieg er beſtändig, bis er ſich, juſt unter der Regierung des Commodus, in Pracht, und zuletzt, unter Conſtantin, in barbariſche und aſiatiſche Oſtentation verwandelte. Die Freiheit, wie wir wiſſen, ſank von der erſten dieſer Epochen bis zur letzten immer mehr, und eben ſo arteten auch die Künſte immer mehr aus."

„Man ziehe nur alles zu Rathe, was uns die Denkmahle des Alterthums von den deſpotiſchen Staaten des Orients überliefern, und es wird ſich zeigen, daß man daſelbſt von je her, ſo wie noch jetzt, beſchäftiget geweſen, Zeuge von einem ausſchweifenden, von einem faſt unglaublichen Werthe zu verfertigen. In Perſien, ſagt Chardin, macht man goldne Zeuge, wovon die Elle eilfhundert Thaler, oder 3300 franzöſiſche Livres koſtet. Aber niemals wird man daſelbſt ein Hausgeräthe, oder ſonſt eine mit Geſchmack oder Eleganz verfertigte Arbeit antreffen. Große Meiſter, wenn es deren in einem ſolchen Lande geben könnte, würden daſelbſt vor Hunger ſterben; denn da die Materie weit höher, als das Künſtliche geachtet wird, ſo braucht man nur Handwerker. Und wirklich kann der in Oſtentation ausgeartete Luxus blos Handwerkern nützen. Ein Hufſchmidt hätte zugleich die Münzen des Kaiſers

Conſtantin, ſeine Krone, ſeinen Zepter und ſein Pferdgeſchirr verfertigen können."

„Es iſt ſchon unzählige Mal wiederholt worden: nur freie Menſchen ſeyen in den ſchönen Künſten etwas zu leiſten im Stande; aber die eigentliche Urſache hiervon iſt nicht ſo bekannt, und vielleicht auch nicht ſo leicht zu entwickeln, als man vermuthen dürfte. Ich löſe mir dieſes Problem folgender Geſtalt auf."

„Die gebornen Sclaven ſind in zwei Claſſen zu vertheilen: Einige denken nie über ihr Unglück nach; einigen liegt es beſtändig im Sinn. Von jenen iſt es klar, daß es ihnen an Fähigkeit mangelt, und daß ſie mit nicht viel mehr Empfindung, als die häuslichen Thiere begabt ſind: nun mag man ſolche Leute unterweiſen wie man will, es iſt verlorne Mühe. Was die andern betrifft, welche die ganze Größe des Gutes empfinden, das ihnen Schickſal und Ungerechtigkeit entzogen; ſo iſt offenbar, daß die Vorſtellung ihres Unglücks ſie immerwährend drücken, und daß dieſer traurige Gedanke in ihnen die übrigen dermaßen verſchlingen muß, daß ſie zu dem Studium der Künſte, welches den ganzen Menſchen und eine glückliche Befreiung von Unruhe und Sorge erfordert, nicht jene anhaltende und hartnäckige Aufmerkſamkeit bringen können, die zu einem merklichen Fortgange in denſelben unentbehrlich iſt. Kurz, unſre Seele kann nicht zwei Bürden zugleich tragen, und für nachdenkende Sclaven iſt die Dienſtbarkeit unſtreitig von allen Bürden die ſchwerſte: eher würden ſie Philoſophen werden, wie Epictet, welche

die ſtrengſte Tugend umarmten, die allein ſie über den Verluſt der Freiheit tröſten könnte, als vortreffliche Maler oder große Dichter, deren Geiſt himmliſch, und deren Ausdruck ſtark und melodiſch ſeyn muß. Die Freilaſſung kann unter dieſer Gattung von Sclaven oft ſehr gute Wirkungen hervorbringen, wovon uns die alte Geſchichte verſchiedene Beiſpiele liefert: aber zum allergrößten Unglück kann man bei den Aſiaten die Freiheit nicht geben, wie man ſie bei den Griechen und Römern gab: zwar kann man einen Unglücklichen von den Ketten der häuslichen Sclaverei los machen, aber in der bürgerlichen Sclaverei bleibt er immer. Nach ſolchen Betrachtungen iſt es traurig, in unſern Tagen ſo viele Weltweiſe wegen der wiederholten Beſtrebungen der willkührlichen Macht, ſich in Europa feſtzuſetzen, bekümmert zu ſehen: ihren Vermuthungen zufolge würde unſer Welttheil, in weniger als drei Jahrhunderten, dem öſtlichen ähnlich ſeyn. Und hiebei iſt anzumerken, daß die Verheerung in Europa weit ſchneller um ſich greifen würde, als ſie vormals in Klein-Aſien that, wo die Menſchen weniger eigentliche und phyſiſche Bedürfniſſe hatten, ſo daß man ihnen vieles nehmen konnte, ehe ſie vor Hunger ſtarben, und dennoch ſtarben ſie vor Hunger. — Als die griechiſchen Kaiſer von Conſtantinopel, welche als ſchändliche und mit allen Verbrechen beladene Fürſten bekannt ſind, einen Tribut auf das Einathmen der Luft ſetzten, (pro haustu aëris) ſo war die Anzahl derer, welche noch in Jonien Luft ſchöpften, ſchon ſehr gering; und die

Finanzpachter, welche aufs neue die Einsammlung dieses Tributs übernahmen, gewannen damals nicht so viel, als sie unter Constantin gewonnen hatten. Eine Geschichte der Finanzen des Byzanzischen Reichs wäre ein sehr interessantes Stück, das aber kein rechtschaffener Mann würde lesen können, ohne Thränen zu vergießen."

An einem andern Orte wird der Wirkungen, welche in Japan die Einführung des Despotismus auf die Künste gehabt, insbesondere erwähnt:

„Die alte Regierung der Dairis," sagt unser Verfasser, „ob sie gleich lehnförmig, und daher sehr vielem Ungemach unterworfen war, scheint dennoch den Künsten und Wissenschaften weniger ungünstig gewesen zu seyn, als der strenge Despotismus des heutigen Regiments. Es wird versichert, man habe die von den verschiedenen Cubos erregten Unruhen nicht mehr ertragen können; aber diese Unruhen, welche wenigstens von Zeit zu Zeit unterbrochen wurden, waren immer der willkührlichen Gewalt, welche beständig dauert, vorzuziehen. Man betrachte die alten Griechen während ihrer häufigen innerlichen Zerrüttungen und Kriege, und dann die neuern Griechen, unter dem Ottomannischen Joch in Thiere verwandelt, so wird man über alles dieses eine vernünftige Meinung fassen können. So viel lehrt uns schon Kämpfer, daß es im achten Jahrhundert in Japan Bildhauer gab, deren Gedächtniß man sehr in Ehren hielt; seit der neuen Regierungsform hingegen wird niemandes Gedächtniß

mehr verehrt: denn Ehre und Deſpotismus laufen eben ſo ſehr wider einander, als Verbrechen und Tugend."

Die hier geäußerte Meinung hat alle Geſchichten zur Stütze, und der Hr. v. P... hätte ſich kühn darauf berufen können, daß das lehnförmige Regiment, trotz aller ſeiner ſcheußlichen Gebrechen, der damit behafteten Geſellſchaft nie diejenige Federkraft ganz benommen hat, welche den Menſchen empor ſchwingt: dahingegen unter allen deſpotiſchen Regierungen der Menſch immer ſchlechter wird. Von letzteren giebt unter andern Colchis ein merkwürdiges Beiſpiel:

„Der äußerſte Grad des Deſpotismus," ſagt unſer Verfaſſer*), „hat die Einwohner von Colchis in das wilde Leben zurück geſtürzt; und mir iſt keine andre Urſache bekannt, die vermögend wäre, ein ſchon poliziertes Volk wieder zu Wilden zu machen, als Deſpotismus: denn die berüchtigte ſchwarze Peſt, und alle Verwüſtungen der Hunnen, haben in Europa nichts ähnliches hervorbringen können."

„Das große Stück, welches ich Ihnen aus dem erſten Theile der Unterſuchungen über die Aegyptier und Chineſer überſetzt habe, iſt eines der beredteſten im ganzen Werke: Sie werden aber keine Spur von Deklamation darin entdecken. Und ſo iſt die Schreibart des Hrn. v. P... durchgehends: natürlich, ungeſchmückt; aber deutlich, lebhaft und körnig. Da ſind keine aus metaphoriſchem Dunſt gebildete Phantome, die in Nebel zerfließen, wenn man ſie haſchen will; keine Zau-

*) Tom. II. p. 94.

berwürfe des Witzes, die ſich Weiſſagung nennen, und Trug und Thorheit ſind; es iſt ſimple Darſtellung von Ideen und Sachen, wie ſie in einem aufgeklärten Geiſte ſich ordnen und bilden.

Bei der erſten Durchleſung dieſer Schrift werden Sie vielleicht hie und da den Verfaſſer eines entſcheidenden, nicht durch hinlängliche Beweiſe gerechtfertigten Tons beſchuldigen; haben Sie ihn aber einmal bis zu Ende verfolgt, und ſich dabei Ihre ganze Beleſenheit gegenwärtig gemacht; ſo werden Sie ſich geſtehen müſſen, daß da, wo er wirklich entſcheidend iſt, auch faſt immer der Sache eine ſolche Gewißheit unterliege, daß es einem Manne, wie Hr. v. P... iſt, trivial und eckelhaft vorkommen müßte, ſich darüber in einen weitläufigen Beweis einzulaſſen. Dieſes gilt beſonders von der Widerlegung aller der Behauptungen, welche bisher ohne einigen Grund angenommen worden, und mir däucht, man könne es einem Gelehrten nicht verargen, wenn er, Kürze halber, ſich begnügt, nur gerade weg von gewiſſen Behauptungen zu ſagen: es ſey Thorheit ſie anzunehmen. Fontenelle ſagte: „will Vater Baldus durchaus glauben, es ſey der Teufel, der die Orakel reden gemacht, ſo kann es ihm niemand wehren.“

Doch hiemit genug von meinen vorläufigen Anmerkungen. Einige andre bekommen Sie nächſtens mit dem verſprochenen Auszuge, und die beſten werden Sie ſich ſelber machen.

Ich bin u. ſ. w.

Zweiter Brief.

Beinahe hätte ich Ihnen anſtatt des verſprochenen Auszuges eine recht gründliche Deduction, warum ich meinen Vorſatz, ihn zu machen, aufgeben müſſen, eingeſchickt: aber ich halte Wort. Die Materien werde ich dergeſtalt von einander trennen, und wieder zuſammen ordnen, daß Sie dasjenige, was jedwedes der beiden Völker betrifft, welche die Unterſuchungen des Hrn. v. P... zum Gegenſtande haben, in einer ununterbrochenen Folge beiſammen finden. Die Chineſer will ich zuerſt vornehmen.

Durch die plumpen Uebertreibungen einiger Miſſionarien und Reiſebeſchreiber, bei denen geſunde Vernunft weniger als das Wunderbare galt, und welche Erdichtungen für Geſchichte ausgaben, iſt China ſehr berühmt unter uns geworden. Ohne Zweifel wird man das handgreiflich Falſche in allem dieſem je mehr und mehr erkennen lernen, und den Chineſern ein ähnliches Schickſal mit den vorgeblichen Rieſen der Magellanica angedeihen laſſen, welche, zwei Jahrhunderte durch, zehn Fuß hoch waren, und nunmehr auf die gewöhnliche Menſchengröße herunter geſetzt ſind.

Es iſt ſchwer zu ſagen, warum die Europäer durchaus an den äußerſten Küſten von Aſien ein, ſie an Ein-

ſicht und Weisheit ſo ſehr übertreffendes, Volk haben finden wollen; denn durch Beweiſe hat ſie niemand von dem Daſeyn deſſelben überzeugt. Wir haben in der That kein Beiſpiel von einer ſo wunderlichen Verblendung, welche ſich, nicht blos über den großen Haufen, ſondern faſt über alle Gelehrten erſtreckt hätte. Gewöhnlich ſprechen dieſe nicht anders als mit Begeiſterung von den Wiſſenſchaften und dem Ackerbau des glücklichen China, wo ein Confucius lebte und lehrte, und in deſſen ungeheurem Umfange man, ihrer Meinung nach, keinen Zoll breit ungebautes Land antrifft; dann bejammern ſie Europens Zuſtand, wo ſich ſo viele Haiden und ſo viele ſchlechte Bücher aufzählen laſſen.

Dieß ſind die Vorurtheile; hier ſind die Facta:

Zuvörderſt beweiſt der Hr. v. P..., daß die Hälfte von China wenigſtens ungebaut liegt. So wie man dem Mittelpuncte der Provinzen näher kömmt, ſo ſieht man den Ackerbau abnehmen, und faſt in allen ſtößt man zuletzt auf vollkommene Wüſteneien. Die Jeſuiten ſelbſt geſtehen, daß wenn ſie nicht den Auftrag erhalten hätten, die Karte von China aufzunehmen, ſie nie erfahren haben würden, daß es in den mehrſten großen Landſchaften dieſes Reichs Diſtricte von 20 franzöſiſchen Meilen gebe, die wenig bevölkert und nicht ſelten ganz öde und unwirthbar ſeyen*). Faſt alle Reiſende, die bis zum Mittelpuncte von China durchge-

*) S. Description de l'empire de la Chine, Tom. I. p. 18. in 4to.

drungen, gestehen, man müsse sich des Nachts der Begleitung von Fackeln bedienen, um die Tiger und andre reißende Thiere zu verscheuchen. Es müssen also große Wildnisse vorhanden seyn, worin diese Thiere sich aufhalten und fortpflanzen. Noch weit beträchtlichere Strecken Landes nehmen die chinesischen Wilden, Maulao und Miaosse genannt, ein, welche von Raub und Viehzucht leben. Die Colonien, welche man zu verschiedenen Malen in die innern Landschaften gesandt, haben sich, wegen der immerwährenden Beunruhigungen von Räubern, nicht darin erhalten können. Daß die Menge der Räuber in China sehr groß seyn müsse, erhellet allein daraus, weil ihrer gewöhnlich alle Jahre an die Vierzigtausend in Verhaft genommen werden. Unter den vorigen Dynastien belagerten sie oft Städte, und selbst Pekin ist durch sie eingenommen und geplündert worden, obgleich eine Besatzung von sechstausend Mann darin lag. Das Volk drängt sich daher an den Ufern der Flüsse und in den Städten zusammen, wo der geringere Theil desselben auf die kümmerlichste Weise sein Leben erhält. Nun wird zwar in diesen bewohnten Gegenden der Feldbau mit allem nur ersinnlichen Fleiße betrieben; aber das hindert nicht, daß, bei einer so unverhältnißmäßigen Bevölkerung, der geringste Mißwachs nicht Tausenden von Menschen das Leben kosten müsse. Aus eben diesem Grunde können auch keine großen Magazine angelegt werden; und durch Zufuhren aus Indien oder Java dem Mangel vorzubeugen ist noch nie einem Mandarin in den Sinn

Conſtantin, ſeine Krone, ſeinen Zepter und ſein Pferdgeſchirr verfertigen können."

„Es iſt ſchon unzählige Mal wiederholt worden: nur freie Menſchen ſeyen in den ſchönen Künſten etwas zu leiſten im Stande; aber die eigentliche Urſache hiervon iſt nicht ſo bekannt, und vielleicht auch nicht ſo leicht zu entwickeln, als man vermuthen dürfte. Ich löſe mir dieſes Problem folgender Geſtalt auf."

„Die gebornen Sclaven ſind in zwei Claſſen zu vertheilen: Einige denken nie über ihr Unglück nach; einigen liegt es beſtändig im Sinn. Von jenen iſt es klar, daß es ihnen an Fähigkeit mangelt, und daß ſie mit nicht viel mehr Empfindung, als die häuslichen Thiere begabt ſind: nun mag man ſolche Leute unterweiſen wie man will, es iſt verlorne Mühe. Was die andern betrifft, welche die ganze Größe des Gutes empfinden, das ihnen Schickſal und Ungerechtigkeit entzogen; ſo iſt offenbar, daß die Vorſtellung ihres Unglücks ſie immerwährend drücken, und daß dieſer traurige Gedanke in ihnen die übrigen dermaßen verſchlingen muß, daß ſie zu dem Studium der Künſte, welches den ganzen Menſchen und eine glückliche Befreiung von Unruhe und Sorge erfordert, nicht jene anhaltende und hartnäckige Aufmerkſamkeit bringen können, die zu einem merklichen Fortgange in denſelben unentbehrlich iſt. Kurz, unſre Seele kann nicht zwei Bürden zugleich tragen, und für nachdenkende Sclaven iſt die Dienſtbarkeit unſtreitig von allen Bürden die ſchwerſte: eher würden ſie Philoſophen werden, wie Epictet, welche

die ſtrengſte Tugend umarmten, die allein ſie über den Verluſt der Freiheit tröſten könnte, als vortreffliche Maler oder große Dichter, deren Geiſt himmliſch, und deren Ausdruck ſtark und melodiſch ſeyn muß. Die Freilaſſung kann unter dieſer Gattung von Sclaven oft ſehr gute Wirkungen hervorbringen, wovon uns die alte Geſchichte verſchiedene Beiſpiele liefert: aber zum allergrößten Unglück kann man bei den Aſiaten die Freiheit nicht geben, wie man ſie bei den Griechen und Römern gab: zwar kann man einen Unglücklichen von den Ketten der häuslichen Sclaverei los machen, aber in der bürgerlichen Sclaverei bleibt er immer. Nach ſolchen Betrachtungen iſt es traurig, in unſern Tagen ſo viele Weltweiſe wegen der wiederholten Beſtrebungen der willkührlichen Macht, ſich in Europa feſtzuſetzen, bekümmert zu ſehen: ihren Vermuthungen zufolge würde unſer Welttheil, in weniger als drei Jahrhunderten, dem öſtlichen ähnlich ſeyn. Und hiebei iſt anzumerken, daß die Verheerung in Europa weit ſchneller um ſich greifen würde, als ſie vormals in Klein-Aſien that, wo die Menſchen weniger eigentliche und phyſiſche Bedürfniſſe hatten, ſo daß man ihnen vieles nehmen konnte, ehe ſie vor Hunger ſtarben, und dennoch ſtarben ſie vor Hunger. — Als die griechiſchen Kaiſer von Conſtantinopel, welche als ſchändliche und mit allen Verbrechen beladene Fürſten bekannt ſind, einen Tribut auf das Einathmen der Luft ſetzten, (pro haustu aëris) ſo war die Anzahl derer, welche noch in Jonien Luft ſchöpften, ſchon ſehr gering; und die

Finanzpachter, welche aufs neue die Einsammlung dieses Tributs übernahmen, gewannen damals nicht so viel, als sie unter Constantin gewonnen hatten. Eine Geschichte der Finanzen des Byzanzischen Reichs wäre ein sehr interessantes Stück, das aber kein rechtschaffener Mann würde lesen können, ohne Thränen zu vergießen."

An einem andern Orte wird der Wirkungen, welche in Japan die Einführung des Despotismus auf die Künste gehabt, insbesondere erwähnt:

„Die alte Regierung der Dairis," sagt unser Verfasser, „ob sie gleich lehnförmig, und daher sehr vielem Ungemach unterworfen war, scheint dennoch den Künsten und Wissenschaften weniger ungünstig gewesen zu seyn, als der strenge Despotismus des heutigen Regiments. Es wird versichert, man habe die von den verschiedenen Cubos erregten Unruhen nicht mehr ertragen können; aber diese Unruhen, welche wenigstens von Zeit zu Zeit unterbrochen wurden, waren immer der willkührlichen Gewalt, welche beständig dauert, vorzuziehen. Man betrachte die alten Griechen während ihrer häufigen innerlichen Zerrüttungen und Kriege, und dann die neuern Griechen, unter dem Ottomannischen Joch in Thiere verwandelt, so wird man über alles dieses eine vernünftige Meinung fassen können. So viel lehrt uns schon Kämpfer, daß es im achten Jahrhundert in Japan Bildhauer gab, deren Gedächtniß man sehr in Ehren hielt; seit der neuen Regierungsform hingegen wird niemandes Gedächtniß

mehr verehrt: denn Ehre und Despotismus laufen eben so sehr wider einander, als Verbrechen und Tugend."

Die hier geäußerte Meinung hat alle Geschichten zur Stütze, und der Hr. v. P... hätte sich kühn darauf berufen können, daß das lehnförmige Regiment, trotz aller seiner scheußlichen Gebrechen, der damit behafteten Gesellschaft nie diejenige Federkraft ganz benommen hat, welche den Menschen empor schwingt: dahingegen unter allen despotischen Regierungen der Mensch immer schlechter wird. Von letzteren giebt unter andern Colchis ein merkwürdiges Beispiel:

„Der äußerste Grad des Despotismus," sagt unser Verfasser*), „hat die Einwohner von Colchis in das wilde Leben zurück gestürzt; und mir ist keine andre Ursache bekannt, die vermögend wäre, ein schon poliziertes Volk wieder zu Wilden zu machen, als Despotismus: denn die berüchtigte schwarze Pest, und alle Verwüstungen der Hunnen, haben in Europa nichts ähnliches hervorbringen können."

„Das große Stück, welches ich Ihnen aus dem ersten Theile der Untersuchungen über die Aegyptier und Chineser übersetzt habe, ist eines der beredtesten im ganzen Werke: Sie werden aber keine Spur von Deklamation darin entdecken. Und so ist die Schreibart des Hrn. v. P... durchgehends: natürlich, ungeschmückt; aber deutlich, lebhaft und körnig. Da sind keine aus metaphorischem Dunst gebildete Phantome, die in Nebel zerfließen, wenn man sie haschen will; keine Zau-

*) Tom. II. p. 94.

berwürfe des Witzes, die ſich Weiſſagung nennen, und Trug und Thorheit ſind; es iſt ſimple Darſtellung von Ideen und Sachen, wie ſie in einem aufgeklärten Geiſte ſich ordnen und bilden.

Bei der erſten Durchleſung dieſer Schrift werden Sie vielleicht hie und da den Verfaſſer eines entſcheidenden, nicht durch hinlängliche Beweiſe gerechtfertigten Tons beſchuldigen; haben Sie ihn aber einmal bis zu Ende verfolgt, und ſich dabei Ihre ganze Beleſenheit gegenwärtig gemacht; ſo werden Sie ſich geſtehen müſſen, daß da, wo er wirklich entſcheidend iſt, auch faſt immer der Sache eine ſolche Gewißheit unterliege, daß es einem Manne, wie Hr. v. P... iſt, trivial und eckelhaft vorkommen müßte, ſich darüber in einen weitläufigen Beweis einzulaſſen. Dieſes gilt beſonders von der Widerlegung aller der Behauptungen, welche bisher ohne einigen Grund angenommen worden, und mir däucht, man könne es einem Gelehrten nicht verargen, wenn er, Kürze halber, ſich begnügt, nur gerade weg von gewiſſen Behauptungen zu ſagen: es ſey Thorheit ſie anzunehmen. Fontenelle ſagte: „will Vater Baldus durchaus glauben, es ſey der Teufel, der die Orakel reden gemacht, ſo kann es ihm niemand wehren.“

Doch hiemit genug von meinen vorläufigen Anmerkungen. Einige andre bekommen Sie nächſtens mit dem verſprochenen Auszuge, und die beſten werden Sie ſich ſelber machen.

Ich bin u. ſ. w.

Zweiter Brief.

Beinahe hätte ich Ihnen anſtatt des verſprochenen Auszuges eine recht gründliche Deduction, warum ich meinen Vorſatz, ihn zu machen, aufgeben müſſen, eingeſchickt: aber ich halte Wort. Die Materien werde ich dergeſtalt von einander trennen, und wieder zuſammen ordnen, daß Sie dasjenige, was jedwedes der beiden Völker betrifft, welche die Unterſuchungen des Hrn. v. P... zum Gegenſtande haben, in einer ununterbrochenen Folge beiſammen finden. Die Chineſer will ich zuerſt vornehmen.

Durch die plumpen Uebertreibungen einiger Miſſionarien und Reiſebeſchreiber, bei denen geſunde Vernunft weniger als das Wunderbare galt, und welche Erdichtungen für Geſchichte ausgaben, iſt China ſehr berühmt unter uns geworden. Ohne Zweifel wird man das handgreiflich Falſche in allem dieſem je mehr und mehr erkennen lernen, und den Chineſern ein ähnliches Schickſal mit den vorgeblichen Rieſen der Magellanica angedeihen laſſen, welche, zwei Jahrhunderte durch, zehn Fuß hoch waren, und nunmehr auf die gewöhnliche Menſchengröße herunter geſetzt ſind.

Es iſt ſchwer zu ſagen, warum die Europäer durchaus an den äußerſten Küſten von Aſien ein, ſie an Ein-

ſicht und Weisheit ſo ſehr übertreffendes, Volk haben finden wollen; denn durch Beweiſe hat ſie niemand von dem Daſeyn deſſelben überzeugt. Wir haben in der That kein Beiſpiel von einer ſo wunderlichen Verblendung, welche ſich, nicht blos über den großen Haufen, ſondern faſt über alle Gelehrten erſtreckt hätte. Gewöhnlich ſprechen dieſe nicht anders als mit Begeiſterung von den Wiſſenſchaften und dem Ackerbau des glücklichen China, wo ein Confucius lebte und lehrte, und in deſſen ungeheurem Umfange man, ihrer Meinung nach, keinen Zoll breit ungebautes Land antrifft; dann bejammern ſie Europens Zuſtand, wo ſich ſo viele Haiden und ſo viele ſchlechte Bücher aufzählen laſſen.

Dieß ſind die Vorurtheile; hier ſind die Facta:

Zuvörderſt beweiſt der Hr. v. P..., daß die Hälfte von China wenigſtens ungebaut liegt. So wie man dem Mittelpuncte der Provinzen näher kömmt, ſo ſieht man den Ackerbau abnehmen, und faſt in allen ſtößt man zuletzt auf vollkommene Wüſteneien. Die Jeſuiten ſelbſt geſtehen, daß wenn ſie nicht den Auftrag erhalten hätten, die Karte von China aufzunehmen, ſie nie erfahren haben würden, daß es in den mehrſten großen Landſchaften dieſes Reichs Diſtricte von 20 franzöſiſchen Meilen gebe, die wenig bevölkert und nicht ſelten ganz öde und unwirthbar ſeyen*). Faſt alle Reiſende, die bis zum Mittelpuncte von China durchge-

*) S. Description de l'empire de la Chine. Tom. I. p. 18. in 4to.

drungen, gestehen, man müsse sich des Nachts der Begleitung von Fackeln bedienen, um die Tiger und andre reißende Thiere zu verscheuchen. Es müssen also große Wildnisse vorhanden seyn, worin diese Thiere sich aufhalten und fortpflanzen. Noch weit beträchtlichere Strecken Landes nehmen die chinesischen Wilden, Maulao und Miaosse genannt, ein, welche von Raub und Viehzucht leben. Die Colonien, welche man zu verschiedenen Malen in die innern Landschaften gesandt, haben sich, wegen der immerwährenden Beunruhigungen von Räubern, nicht darin erhalten können. Daß die Menge der Räuber in China sehr groß seyn müsse, erhellet allein daraus, weil ihrer gewöhnlich alle Jahre an die Vierzigtausend in Verhaft genommen werden. Unter den vorigen Dynastien belagerten sie oft Städte, und selbst Pekin ist durch sie eingenommen und geplündert worden, obgleich eine Besatzung von sechstausend Mann darin lag. Das Volk drängt sich daher an den Ufern der Flüsse und in den Städten zusammen, wo der geringere Theil desselben auf die kümmerlichste Weise sein Leben erhält. Nun wird zwar in diesen bewohnten Gegenden der Feldbau mit allem nur ersinnlichen Fleiße betrieben; aber das hindert nicht, daß, bei einer so unverhältnißmäßigen Bevölkerung, der geringste Mißwachs nicht Tausenden von Menschen das Leben kosten müsse. Aus eben diesem Grunde können auch keine großen Magazine angelegt werden; und durch Zufuhren aus Indien oder Java dem Mangel vorzubeugen ist noch nie einem Mandarin in den Sinn

gekommen; weit minder noch wird an ſolche Mittel gedacht, die bis an die Wurzel des Uebels reichen.

Das Gerücht von der erſtaunlichen Bevölkerung des chineſiſchen Reichs läßt ſich, bei alle dem, leicht erklären. Den Reiſenden mußte dieſelbe ſechs bis ſiebenmal größer erſcheinen, als ſie in der That iſt. Denn, da dieſe nicht in die Einöden der Provinzen kamen, ſo urtheilten ſie von ganz China nach den Städten Nankin und Canton, welche die Handlung mit Indien, Japan und Europa ſehr blühend macht. Das iſt eben ſo, als wenn man von der Türkei nach den Städten Alep und Cairo urtheilen wollte. Was Pekin anbelangt, da dieſes die Hauptſtadt eines deſpotiſchen Reichs iſt, ſo muß ſie freilich ſehr bevölkert ſeyn, denn alle Hauptſtädte von Aſien ſind es: dieß iſt eine unausbleibliche Wirkung der willkührlichen Gewalt: alle Glieder des Körpers werden da erſchöpft, um das Haupt aufzuſchwellen.

Nichts kann unzuverläſſiger ſeyn, als die Nachrichten von der Anzahl der Einwohner des chineſiſchen Reichs. Man findet Abweichungen von hundert Millionen darin*). Um nur von einer einzelnen Stadt zu reden, ſo rechnet Du Halde auf Pekin drei Millionen Einwohner, und Le Cante nur zwei Millionen. Kann man von Leuten, die bei der Aufnahme einer einzelnen Stadt ſo ſehr von einander abweichen, wohl hoffen, daß ſie von dem Zuſtande der Bevölkerung eines ganzen

*) Man vergleiche die Ausrechnungen des P. Martini mit denen des P. Bartole.

Landes, und dazu eines so unregelmäßig bewohnten Landes, wie China, unterrichtet seyen? — In den Auszügen aus den chinesischen Kopfsteuerregistern, wovon man behauptet, sie seyen von den Chinesern selbst geliefert worden, findet man in der einen Provinz fünf Personen auf jede Familie gerechnet, und in der andern zehn. Die Tartaren zählten bei ihrem Eintritte in das chinesische Reich nur eilf Millionen, zwei und funfzig tausend, achthundert und zwei und siebenzig Familien auf, welches, zu fünf Personen auf die Familie gerechnet, noch keine sechzig Millionen Seelen ausmacht; indessen, wenn man auch, einigen Ausrechnungen zufolge, die Bevölkerung von China auf zwei und achtzig Millionen setzt, so wäre dennoch dieses Reich, in Rücksicht auf seine Größe, lange nicht so bevölkert, wie Teutschland.

In einem Lande von so gewaltigem Umfange, wie China, müßten sich 15 bis 16000 mit Mauern versehene Städte aufzählen lassen; es sind aber deren keine 4000 vorhanden, wenn man auch die Flecken mitzählt, welche in dem, 1744 zu Petersburg verfertigten, Atlas angemerkt worden. Rechnet man diejenigen kleinern Marktflecken, welche nur zwei oder drei Lys im Umfange haben, ab; so bleiben, selbst nach dem Geständnisse der Jesuiten, nur 1458 Städte übrig. Nun finden wir deren in Teutschland eine weit größere Anzahl, obgleich alles das, was zum teutschen Reiche gerechnet wird, kaum den sechsten Theil von China beträgt.

So viel ist gewiß, daß die angebauten Gegenden von China sehr bevölkert sind. Das Clima daselbst ist der Fortpflanzung in aller Absicht günstig. Die Erziehung eines Kindes bis zum Jünglingsalter bedarf nur eines sehr geringen Aufwandes: aber die Einwohner dieses Reichs sind theils in solchem Grade elend, theils so sehr dem Geiz ergeben, daß sie ihre Kinder in Menge umbringen, oder erwachsen zu Sclaven verkaufen. Der Kindermord wird bei den Chinesern auf verschiedene Weise begangen. „Entweder ersticken die Gebärmütter die Kinder in einem Becken heißen Wassers, und lassen sich dafür bezahlen; oder man wirft sie in den Fluß, nachdem man sie mit dem Rücken auf einen ausgehölten Kürbis geheftet*). Das Geschrei, welches sie alsdann von sich stoßen, würde in jeder andern Gegend die Menschheit schaudern machen; aber hier ist man gewohnt es zu hören, und niemand schaudert dabei. Die dritte Art, sie umzubringen, ist, daß man sie auf den Gassen aussetzt, wo alle Morgen, besonders zu Pekin, Schuttkarren durchfahren, welchen man die in der Nacht ausgesetzten Kinder aufladet, von da werden sie in einen Graben abgeworfen, und nicht mit Erde bedeckt, in Hoffnung, die Mohametaner möchten einige davon zu erretten kommen; aber oft geschieht es, daß vor Ankunft der Schuttkarren viele dieser Kinder von den Hunden, und besonders von den Schweinen, welche die Gassen von China erfüllen, schon lebendig

*) S. Toreens Reise nach China, fünfter Brief.

gefreſſen ſind. Die Jeſuiten verſichern, daß ſie, in einem Zeitlauf von drei Jahren, neun tauſend, ſieben hundert und zwei Kinder aufgezählt haben, die auf die angegebene Art dem Schindanger beſtimmt waren; aber diejenigen haben ſie nicht aufgezählt, welche zu Pekin unter den Füßen der Pferde und Maulthiere zertreten, in den Canälen erſäuft, gleich bei der Geburt erſtickt, von den Mahometanern aufgenommen, oder an allen den Orten umgebracht worden, wo keine Jeſuiten waren, um ſie zu zählen." Hiebei iſt noch anzumerken, daß die Chineſer meiſtens nur ihre Kinder weiblichen Geſchlechts ausſetzen; die Knaben können ſie theurer verkaufen, als die Erziehung derſelben ihnen zu ſtehen kommt; die Mädchen aber nicht.

Die Menge der Verſchnittenen in China iſt faſt unglaublich; unter der chineſiſchen Regierung, das iſt, ehe die Tartaren das Kaiſerthum eroberten, waren die Vicekönige und die Vorſteher der Gerichtshöfe lauter Verſchnittene. Die Geſchichte ihrer Verwaltung erweckt Abſcheu und Grauen. Der Kaiſer war jederzeit ihr Erbe, und erbte deſto mehr, je mehr ſie geraubt und erpreßt hatten. Sogar den Tartaren erweckten dieſe Mißbräuche Abſcheu; ſie ſetzten gegen das Jahr 1670 alle verſchnittenen Mandarinen aus ihren Bedienungen.

Nirgendwo iſt die untere Claſſe von Bürgern ſo elend, und von allen Bequemlichkeiten des Lebens ſo ganz entblößt, als in China. Die Urſache hievon liegt im Deſpotismus der Kaiſer und ihrer Vicekönige, in deren Händen alle die Gewalt iſt, welche den Geſetzen

mangelt. Die Gesetzgebung des chinesischen Reichs ist nicht viel mehr als eine Polizei-Ordnung. Alles wird daselbst durch den Prügel bewegt und regiert.

Der Landleute schont man aus dringenden Ursachen noch am mehrsten; aber sie werden darum nicht weniger, so wie es in den übrigen asiatischen Staaten üblich, zu unaufhörlichen Herrendiensten mit äußerster Strenge angehalten. Diese Classe von Menschen macht den achtungswürdigsten Theil der Nation aus. Man kann ihnen nicht, gleich dem Pöbel der Städte, Unredlichkeit, Betrügerei, Kindermord und die ausschweifende Lüderlichkeit vorwerfen; denn nichts geht über ihre Eingezogenheit, ihre Mäßigkeit und ihren unermüdeten Fleiß. Was man von der Ehre, die in China dem Bauerstande erwiesen werde, erzählt, ist ungegründet; er ist nur etwas weniger verachtet, als die Handwerker und Kaufleute, von welchen letztern der jetzt regierende Kaiser Kean-Louna sagt: es sey nicht einmal der Mühe werth, an sie zu denken*). Um sich von den Landleuten und Handwerkern zu unterscheiden, lassen die Mandarinen die Nägel an ihren Fingern wachsen, welches denn freilich ein herrliches Zeugniß für ihren Müßiggang, aber ein sehr schlimmes für ihre Einsichten ablegt.

Ein wichtiger und sehr ausführlich abgehandelter Artikel in den Untersuchungen über die Aegyptier und Chineser, ist derjenige, wo von dem Zustande der Ma-

*) Eloge de la ville de Mukden. p. 97. édit. de Paris.

lerei und Bildhauerkunst bei fast allen Völkern des mittägigen Asiens und eines Theils von Africa gehandelt wird. Die Indianer und Chineser, sagt der Hr. v. P..., sind unter allen orientalischen Völkern diejenigen, welche die härtesten und ungeschicktesten Arbeiten machen, und die am wenigsten sowohl von den Grundsätzen der Zeichnungskunst, als den Regeln, welchen die Abwechselung der Lichter unterworfen ist, wissen. Das Gefallen, so diese Sudler unaufhörlich an fantastischen Gestalten, Ungeheuern, Chimären und allegorischen Compositionen bezeugen, ist, nach unserm Verfasser, eine Wirkung der erhöhten Einbildungskraft jener Völker, die unter brennenden Himmelsstrichen wohnen, und deren Lebensgeister in einer immerwährenden Bewegung sind. Daher mangelt diesen Künstlern jene Stille des Geistes, jene Bedächtlichkeit und jenes Harren, welche das Studium der Natur, in die man allein durch anhaltendes Nachsinnen einzudringen fähig wird, erheischt. Auch sehen wir die Morgenländer beständig von der ungestümen Heftigkeit eines Geistes dahingerissen, welcher, indem er weder durch die Anfangsgründe der Kunst, noch die Kenntniß schöner Formen geleitet wird, lauter seltsame Gegenstände bildet, die in keinem Grade diejenige Zierlichkeit haben, welche aus der ungezwungenen Nachahmung wirklicher Dinge entspringt. Hiezu gesellen sich die Hindernisse, welche der asiatische Despotismus dem Fortgange der schönen Künste in den Weg legt, nebst noch andern physischen Ursachen, in welchen zusammen genommen

der Hr. v. P... die hinlängliche Urſache findet, warum das mittägige Aſien, in einem Zeitlauf von einigen tauſend Jahren, weder große Maler, noch ſolche Bildhauer, die mit den griechiſchen verglichen zu werden verdienten, hervorgebracht habe.

Es iſt ſonderbar, daß man in China, deſſen Einwohner ſich eines ſo hohen Alterthums rühmen, keine alten Denkmale antrifft; weder Münzen, noch Gräber, noch Bildſäulen, noch Inſchriften. Dieſes ſonderbare Factum wird durch den Brief ſelbſt beſtätiget, welchen die Miſſionarien zu Pekin an die königliche Geſellſchaft zu London geſchrieben, und wovon ſich Auszüge in dem 59ſten Theil der Philoſophiſchen Transactionen befinden. Die Urſachen, welche die Jeſuiten von dieſem Mangel anführen, ſind zu eitel, als daß ſie wiederholt zu werden verdienten.

Man hat bei den Chineſern keine nach Art der Aegyptier behandelten Bildhauerarbeiten angetroffen. Man hat bei ihnen keine Spur von jenen ſymboliſchen Gottheiten entdeckt, welche aus verſchiedenen, von den geheiligten Thieren entlehnten Theilen zuſammengeſetzt ſind. Der Hr. v. P... behauptet, es ſey eitel Verblendung, daß die Herren De Guignes und Steedham zwiſchen den chineſiſchen Schriftzeichen und den ägyptiſchen Hieroglyphen einige Gleichförmigkeit wahrzunehmen vermeint haben. Diejenigen Völker, welche ſich der Bilderſchrift bedienet, mußten nothwendig zuweilen auf ähnliche Züge und Figuren fallen. Es wird ſicher niemanden befremden, daß die Wandelungen des Mon-

des bei den Mexicanern durch eben die Umriſſe bezeichnet waren, deren man ſich in unſern Kalendern bedient: denn ſo bildete ſich dieſer Planet von jeher allen Erdbewohnern. Das Syſtem des Herrn De Guignes gründet ſich auf ein unbedeutendes Büchelchen des Grammatikers Orus, von dem man weiß, daß er unter der Regierung des Theodoſius lebte, da die Kenntniß der Hieroglyphen ſchon ſeit verſchiedenen Jahrhunderten gänzlich verloren war. Auch haben die Symbole, welche Orus anführt, oft gar keine Aehnlichkeit mit den Zügen, welche wir an den Obelisken wahrnehmen; und die gemeinſten Züge auf den Obelisken ſind eben diejenigen, von welchen Orus nicht ſpricht.

Dieſe und ähnliche Betrachtungen haben den Hrn. v. P... bewogen, die leeren Vermuthungen des Hrn. De Guignes zu verwerfen und ſich blos an Thatſachen zu halten, welche unwiderſprechlich darzuthun ſcheinen, daß die Aegyptier nichts mit den Chineſern, weder in ihren gottesdienſtlichen Gebräuchen, noch in ihrer Staatsverfaſſung, gemein gehabt haben. Ihre Gewohnheiten, Sitten und Ideen ſind in vielen wichtigen Stücken einander ganz entgegen geſetzt.

Was das urſprüngliche Vaterland der Chineſer betrifft, ſo behauptet unſer Verfaſſer, ſie ſeyen von jenen gewaltigen Höhen, welche man in der Gegend der Quellen des Selinga und Orka antrifft, herunter gekommen, und haben, bevor ſie regelmäßige Städte gebaut, unter Zelten oder beweglichen Hütten gelebt, wie jene Horden von Nomaden pflegen, welche wir

überhaupt Tartaren nennen, ſo wie die Alten ſie Scythen nannten. Ohne Grund iſt gegen den Hrn. v. P... der Argwohn geäußert worden, als wollte er dieſe Völker mit einander vermiſchen, da er ſich hierüber doch in dem zweiten Theile ſeiner Unterſuchungen auf eine Art erklärt, welche keinen Schatten von Zweideutigkeit übrig läßt. Wenn die alten Geſchichtſchreiber verſchiedener Gebräuche, welche den ſcythiſchen Völkerſchaften eigenthümlich waren, erwähnen, und wir eben dieſe Gebräuche heut zu Tage in China wiederfinden, als, das Sinnbild des Drachen in den Fahnen, den Trank der Unſterblichkeit, die Wahrſagerei aus Stäben und die gottesdienſtliche Verehrung der Todten; dann dürfen wir ſagen, daß die Chineſer merkliche Gleichförmigkeiten mit den Scythen haben; und dieſe Art ſich auszudrükken, zieht nicht die mindeſte Verwirrung nach ſich, obgleich die ſcythiſchen Nationen in verſchiedene Völkerſchaften vertheilt geweſen ſind, welche man nicht immer im Stande iſt, in den neuern Völkerſchaften wieder zu erkennen. Daß die nördlichen Provinzen des chineſiſchen Reichs vor den ſüdlichen geſittet geweſen, und daß in jenen das geſellſchaftliche Leben eigentlich ſeinen Anfang genommen, davon ſind unverwerfliche Zeugniſſe vorhanden. Einige dieſer tartariſchen Horden, welche frühzeitig jenſeit des gelben Fluſſes liefen, behielten dort länger die wilden Sitten des Hirtenlebens bei. Noch jetzo pflegen die Einwohner der nördlichen Provinzen die Einwohner der ſüdlichen mit dem Schimpfnamen Man-Dzy, (die Barbaren vom Mittag) zu

belegen*). Diese Folgen einer natürlichen Fortwanderung, dem Hange des Bodens nach, würden sich wohl schwerlich wahrnehmen lassen, wenn ein fremdes Volk dazwischen gekommen wäre.

Eine besondere Abhandlung über die Chemie, welche den ersten Theil der Untersuchungen über die Aegyptier und Chineser beschließt, enthält viel Merkwürdiges, den Trank der Unsterblichkeit betreffend, für welchen viele gravitätische Gelehrte in China noch sehr eingenommen sind. Diese durch die Lehre von der Seelenwanderung erzeugte Thorheit hat unter vielen scythischen Nationen geherrscht, besonders unter den großen und kleinen Geten, von den griechischen Schriftstellern die Unsterblichen oder die Apathanatizontes genannt. Es sind die Mönche von dem Orden Laokiums oder die Tao-sse, welche sich damit abgeben, albernen und abergläubischen Leuten starke Dosen von diesem sonderbaren Tranke zu reichen. Er hat einigen Kaisern in der Blüthe des Lebens den Tod gebracht. Und das ist nun im Grunde die ganze Sache, worauf der Uebertreiber Martini die Chineser zu so großen Alchymisten gemacht hat, daß alle europäische Goldmacher für Verzweiflung oder Scham darüber sterben müßten. Da man in den chinesischen Apotheken weder chemische Zubereitungen, noch Essenzen, noch geistige Wasser antrifft, so hat der Arzt Cleyer geschlossen, man kenne dort sogar

*) Quaestiones Petropolitanae de nominibus imperii Schinarum p. 35. Goettingae 1770.

den Gebrauch des Deſtillirkolbens nicht; aber die Art, wie man daſelbſt, zu Verfertigung des Sampſou, den Reis deſtillirt, beweiſet gerade das Gegentheil. Die Erfindung des Deſtillirkolbens, oder einer ähnlichen Maſchine, muß unter den Tartaren ſehr alt ſeyn; denn dieſe haben von jeher, nach der in den Reiſen des Herrn Pallas beſchriebenen Methode, Branntwein aus der Pferdemilch verfertiget.

Es iſt bekannt, was für ausnehmende Einſichten in die Aſtronomie, Geographie, und andere gründliche Wiſſenſchaften den Chineſern beigemeſſen werden; aber die Schrift des Hrn. v. P... ſtellt ſie in ihrer ganzen Blöße dar. Die Beweiſe, welche von ihrer Unwiſſenheit gegeben werden, ſind ſo augenſcheinlich, daß man, ohne hartnäckig zu ſeyn, ihnen nicht widerſtehen kann. Sonſt erhellet auch ſchon daraus, daß die Chineſer noch jetzt Europäer haben müſſen, um ihre Reichs-Kalender zu verfertigen, daß unter ihnen nicht ein Gelehrter iſt, der eine ſo leichte Arbeit übernehmen könnte. Denn vom Kalendermacher zum Aſtronom iſt noch viel weiter, als vom Maurer zum Baumeiſter.

Ueberhaupt iſt es nur blindes Lob, das man den chineſiſchen Schriften ertheilt: denn da ſie den Fehler haben, daß ſie ſich nicht leſen laſſen, ſo können ſie wohl ſogar vortrefflich nicht ſeyn. Wie viel europäiſche Gelehrte mag es wohl geben, welche ſich die Zeit mit den Moralitäten des Philoſophen Ment-ſe verdorben haben? Man lieſt ſogar nicht einmal den Confucius, und wirklich ſind ſeine Schriften ſo leer von Sachen, und

ſo voll nichtsbedeutender Denkſprüche, daß eine faſt übermenſchliche Geduld dazu gehört, ſie ganz durchzuleſen. Faſt alle diejenigen, welche ſich an dieſes Unternehmen gewagt, haben der Vollendung unterliegen müſſen, ſo muthig und hartnäckig ſie ſich auch ſonſt in den dürreſten und ermüdendſten Arbeiten gezeigt. Die chineſiſchen Schriften, welche neuerlich zu Paris herausgekommen, als der Chou-king und die Kriegskunſt, werden von dem Hrn. v. P... ſehr heruntergeſetzt. Zu dieſen iſt noch das Lob der Stadt Mukden zu rechnen, welches den jetztregierenden Kaiſer Kean-Louna oder Kien-long zum Verfaſſer hat. Man muß die Beſcheidenheit dieſes weiſen Fürſten bewundern, wenn man ihn behaupten ſieht, die Tartaren, wovon er abſtammt, ſeyen aus einer Jungfrau entſprungen, welche an den Ufern des Sees Poulkouri einen Sohn, Namens Aiſin-Chioro genannt, zur Welt gebracht*). Damit ſich ja niemand einfallen laſſe, über dieſen Urſprung des Kean-Louna einigen Zweifel zu hegen, ſo zeigen die Commentatoren an, man finde in den Jahrbüchern zwei Beiſpiele eines ähnlichen Wunders. Dennoch mag es wohl noch nicht ſo ganz entſchieden ſeyn, daß Geſchichtsbücher, worin dergleichen Wunder vorfallen, Jahrbücher genannt zu werden verdienen.

Mit Mißvergnügen nehme ich wahr, daß mein Brief bereits zu einer ungeheuern Länge angewachſen iſt, weil ich mich dadurch genöthigt ſehe, einige der

*) Eloge de la ville de Mukden, p. 15. édit. de Paris.

wichtigſten Artikel, die mir noch anzuzeigen übrig bleiben, ganz kurz abzufertigen.

Der Abſchnitt vom Zuſtande der Baukunſt, in den Unterſuchungen über die Aegyptier und Chineſer, enthält eine Menge wichtiger und vortrefflicher Beobachtungen. — Von Canton bis Pekin trifft man nicht ein Gebäude an, welches nur die entfernteſte Aehnlichkeit mit einer Pyramide, einem Labyrinth, oder einem ägyptiſchen Tempel hätte. Da die chineſiſchen Wohnungen nur aus einem unterſten Stockwerke beſtehen, ſo nehmen ihre Städte weit mehr Raum, als die europäiſchen, ein. Von weitem ſehen ſie einem Lager ähnlich, und der Hr. v. P... behauptet, daß ein Hirtenzelt das Modell zu dieſen niedrigen und ſchlecht gegründeten Häuſern gegeben habe. Die Dächer daran werden nicht von den Mauern, ſondern von dem inwendigen Zimmerwerk getragen. Eine mittelmäßige Erſchütterung wirft ſie zu Boden; und es iſt gar nicht der Erdbeben wegen, welche man in den japaniſchen und moluckiſchen Inſeln weit öfter und ſtärker hat, daß man ſie ſo niedrig baut. Zu Nankin ſank ein Glockenthurm blos vom Gewicht der Glocke ein.

Der große königliche Canal iſt kein Denkmal der chineſiſchen Induſtrie. Dieſes bewundernswürdige Kunſtwerk ward im dreizehnten Jahrhundert, unter der Regierung des Mongolen Koublai-kan, welcher eine Menge ausländiſcher Gelehrten und Künſtler nach China zog, zu Stande gebracht. Man trifft Leute an, die in der Meinung ſtehen, die große chineſiſche

Mauer ſey das einzige Bollwerk dieſer Art, das je auf unſerer Erde vorhanden geweſen; hier aber werden noch verſchiedene andere angezeigt, deren einige ſehr beträchtlich waren; als die Mauer von Seſoſtris, und diejenige, welche von dem caſpiſchen Meer bis an das ſchwarze Meer reichte; derjenigen Arbeiten dieſer Art nicht zu gedenken, welche von den Römern in verſchiedenen Gegenden von Europa angelegt worden. Nichts kann ausgemachter ſeyn, als die Unnützlichkeit dieſer entſetzlichen Bollwerke; denn ein Land läßt ſich nicht wie ein Caſtell befeſtigen.

Die in den Provinzen von China ſo häufigen Thürme von neun Stockwerken, haben eine Beziehung auf einen ganz wunderlichen Aberglauben. Man iſt in dieſer Gegend von Aſien überzeugt, die Zahl neun faſſe unausſprechliche Geheimniſſe in ſich: auch finden wir Spuren davon in einer unzähligen Menge von Gebräuchen und politiſchen Anordnungen. Daher die alte Eintheilung des Reichs in neun Kreiſe; die neun Gefäße, an die man das Schickſal des Staats gefeſſelt zu ſeyn glaubt; die neun Ordnungen der Mandarinen, die neun Grade der Verwandtſchaft; die neun Reverenzen, welche man dem Kaiſer macht; die neun Arten, den Feind anzugreifen, und die neun Arten von ihm wegzulaufen: denn es giebt dieſer eben ſo viel als jener, wie der Verfaſſer der chineſiſchen Kriegskunſt ſehr gravitätiſch verſichert. Man ſollte nicht glauben, daß ſelbſt Confucius von dieſen cabbaliſtiſchen Poſſen bethört geweſen; und doch iſt er es, der die mehrſten Regeln

fendſten und abergläubiſchſten Leute beſchrieben findet. In der That unterwerfen ſie ſich allen Gebräuchen (pratiques) Bonzen; ſie glauben an die Sterndeutung, an Geſpenſter, an den Trank der Unſterblichkeit; an gewiſſen Tagen faſten ſie, fanatiſcher Weiſe, um den Geiſt des Confucius auf einen mit Opferſpeiſen bedeckten Tiſch herunter zu locken. Gewiß wird durch Faſten das Andenken eines Philoſophen ſchlecht geehrt; denn die größte Verehrung, die man ihm erweiſen kann, iſt, wenn man den Laſtern entſagt, und ſeinen Tugenden nachfolgt. Folgten die chineſiſchen Mandarinen dieſem Lehrſatz, ſo würde man ſie nicht in allen Reiſebeſchreibungen, beſonders in der vom Lord Anſon, ſo ſehr verſchrieen finden. Mich däucht, die Chineſer könnten nicht beſſer und kürzer charakteriſirt werden, als es von dieſem großen Manne geſchehen iſt, wenn er ſagt: ſie ſeyen zu nichts im Stande, was wahre Größe oder Leben verriethe *).

Wenn es große Weisheit iſt, in einem Lande eine ungeheure Menge von Mönchen zu ernähren, ſo müſſen die Chineſer ein ſehr weiſes Volk ſeyn, denn der Haufe ihrer Bonzen iſt unzählig. Zuweilen hat man ſie angegriffen; aber ſie haben allezeit geſiegt.

Jugend gemeiniglich mit Leſen zu, den Ueberreſt ihrer Tage aber entweder mit Beobachtung ihrer Amtsgeſchäfte, oder mit Abfaſſung zierlicher akademiſcher Reden. Du Halde Beſchreibung des chineſiſchen Reichs. III. Theil. I. Abſchnitt §. 97.

*) Anſons Reiſe. Cap. XVIII.

Da die Chineſer weder ſehr freigebig, noch ſehr mildthätig ſind, ſo müſſen die bettelnden Bonzen zu tauſend Kunſtſtücken ihre Zuflucht nehmen, um ihnen Almoſen abzuzwingen. In andern Ländern ſind einige Geißelſchläge nebſt zwei oder drei Gebeten, hinlänglich, einem Bonzen ſein Mittagsmahl zu verdienen; in China hingegen muß ein Bonze ſich den ganzen Leib blutrünſtig machen, wenn er eine Schüſſel Reis erlangen will. Demunerachtet mögen dieſe Elenden ſich lieber ſchlagen als arbeiten.

In dem Werke ſelbſt muß man alles dasjenige leſen, was die Lehrſätze der alten chineſiſchen Religion betrifft, welche nie die Unſterblichkeit der Seele verworfen hat, wie verſchiedene Gelehrte vorgeben, nachdem ſie die Kings oder die canoniſchen Bücher geleſen hatten, worin weder von einem Paradieſe, noch von einem Fegefeuer, welches einige aſiatiſche Theologen die Hölle nennen, geredet wird. Das gänzliche Stillſchweigen der Kings von beſondren, zur Belohnung der Guten und Reinigung der Böſen beſtimmten Orten, beweiſt nichts für den Materialismus der Chineſer, welche gewiß glauben, daß die Seele den Körper überlebt, und auf dieſen Glauben die Verehrung gründen, die man in dem ganzen Reiche den Schatten der Vorfahren erweiſt.

In dem letzten Abſchnitte ſcheint der Verfaſſer die unter den europäiſchen Politikern ſo oft beſtrittene Frage zu entſcheiden, ob China, in der ſtrengſten Bedeutung des Worts, eine Monarchie, oder ein blos deſpotiſcher

Staat sey, welcher keine andere Triebfeder, als die Kriegsmacht hat?

Die Regierungsform in China ist nicht deswegen monarchisch, weil Gerichtshöfe da sind; denn alle Despoten von Asien haben Gerichtshöfe, oder Divans. Dieses bestimmt nicht den Unterschied zwischen einer eingeschränkten und willkührlichen Macht. Es kömmt darauf an, ob der Fürst gewisse Grundgesetze, die mächtiger als er sind, erkennt? Von solchen erkennt er in China kein einziges. Wenn der Pater Frigault gesagt hat, daß in diesem Lande jede neue Dynastie eine neue Gesetzgebung mit sich führe, so hat er geirrt: denn mit dem Tode eines jeden Kaisers verlieren die während seiner Regierung gemachten Verordnungen ihre Kraft.

In denjenigen Zeiten, wo China in eine große Anzahl kleiner unabhängiger Staaten vertheilt war, sind manche sehr weise Anordnungen und Gesetze gemacht worden, welche man nachher verändert und in die allgemeine Staatsverfassung umgegossen hat. Verschiedene dieser unabhängigen Fürsten waren wirklich ehrwürdige Männer, welche die Tugend liebten und ausübten. Damals war Confucius erster Minister im Königreiche Lou; stünd er nun wieder auf, er würde vielleicht kaum zum Mandarin der neunten Ordnung erhoben werden. Denn je unumschränkter die Regierung eines Staates wird, je abhängiger vom Ungefähr wird die Erhebung der einzelnen Glieder derselben.

Das Wort Vaterland konnte in jenen Zeiten noch einen Sinn haben; aber in einem so ungeheuer großen

Staate, wie das heutige China, läßt ſich die Liebe zum Vaterlande nicht gedenken: man kann nicht lieben, was man nicht kennt. Der Einwohner von Pekin verſteht nicht einmal die Sprache des Einwohners von Canton, und wie ſollten Leute, die ſich unter einander nicht verſtehen, ſich für Landesleute halten? Was die heutigen Chineſer an das Land, wo ſie geboren worden, heftet, iſt allein der abergläubiſche Dienſt der Vorfahren, deren Gräber ſie oft beſuchen.

Da die großen Reiche des Orients, ungeachtet der merklichen Fehler ihrer politiſchen Einrichtungen beſtehen, ſo muß man ſich nicht darüber wundern, daß auch China ſich erhalten könne. Leute, welche ſich mit dem Stock oder der Peitſche regieren laſſen, bedürfen nur eines Fürſten, und es wäre ſehr wunderbar, wenn ſich in China keiner hiezu finden wollte. Wenn eine Dynaſtie oder eine kaiſerliche Familie vom Thron geſtoßen iſt, ſo melden ſich Schuſter und Köche, um ihn zu beſteigen. Man weiß, daß im Jahr 1644 ſogar ein Räuber ſich meldete, welcher es ohne die Tartaren durchgeſetzt hätte; aber dieſe waren ſtärkere oder glücklichere Räuber, als er.

Und nun noch ein Wort von den berühmten chineſiſchen Moraliſten. Was von ihnen zu halten ſey, läßt ſich aus dem vorhergegangenen zuſammen genommen von ſelbſt ſchließen. In einem Lande, wo die Vielweiberei ſo ſehr im Schwange iſt; wo die wirkliche und perſönliche Leibeigenſchaft ſtatt findet; wo man, wie an den Küſten von Africa, einen öffentlichen Sclaven-

handel treibt; wo man die Menschen mit dem Stock und der Peitsche regiert; da kann die Sittenlehre noch keine große Schritte gethan haben, weil die Gesetzgebung daselbst noch so äußerst mangelhaft ist. Nie hat ein chinesischer Philosoph daran gedacht, die Grenzen der väterlichen Gewalt, und die Rechte der Menschheit aus einander zu setzen, vielmehr predigen sie ohne Maß und Ende den Kindern gegen ihre Väter, den Weibern gegen ihre Männer, und den Unterthanen gegen ihre Fürsten eine schrankenlose Unterwürfigkeit. Und wo Gewalt die durchgängige Triebfeder ist und seyn soll, woher entsprängen da lautere Begriffe von Recht? Was sollte da Moral, deren erstes Element Freiheit ist? In einem solchen Lande, wo nämlich die häusliche Sclaverei der politischen die Hand reicht, darf freilich auch der Despot des Volkes Vater heißen: aber thöricht, ja wahnwitzig wär' es, aus diesem Grunde ein solches Regiment mit dem Namen eines patriarchalischen zu belegen.

Zum Beschluß dieses Briefes will ich eine Stelle aus unserm Verfasser anführen, die eine Wahrheit enthält, welche nicht zu oft wiederholt werden kann: „Die chinesische Sittenlehre, sagt der Hr. v. P..., ist mehr dahin gerichtet, eine äußerliche Handlungsweise anzuordnen, als die Sitten zu beherrschen. Sie verzehrt ihre Kraft an kleinen Dingen, und wird ohnmächtig bei den großen. Wenn man eitle Meinungen, Ceremonien und Gebräuche mit den wesentlichsten Pflichten

des Menſchen vermengt, ſo ſchwächt man in ihm die Gewiſſensbiſſe und das Gefühl, welches ſie erweckt.

Wahrſcheinlicher Weiſe werden die Unterſuchungen des Hrn. v. P... viele Leſer belehren, daß man nicht, wie man gethan hat, mit einer kindiſchen und lächerlichen Leichtgläubigkeit alles annehmen müſſe, was man in den Nachrichten von China erzählt, deren vornehmſter Fehler darin beſteht, daß ſich ihre Verfaſſer einer den andern ausſchreiben, und folglich dieſelbigen Lügen zwanzigmal wieder gedruckt werden.

Und hiermit, mein Freund, beurlaube ich mich von den Chineſern und von Ihnen. Nächſtens treffen wir uns in Aegypten wieder.

Dritter Brief.

Meinem Verſprechen zufolge habe ich Sie heute von einer ſehr ſeltſamen Gattung Menſchen, von den Aegyptiern zu unterhalten. Die ganze Weltgeſchichte wird uns ſchwerlich ein andres eben ſo kleines Volk darbieten, welches ſich in eben dem Grade berühmt gemacht hätte. Wahrſcheinlicher Weiſe hat ihre Anzahl ſich nie über fünf Millionen belaufen. Den Ausrechnungen einiger Engländer zufolge, enthält Aegypten 46900 Quadratmeilen, 20 Meilen auf einen Grad gerechnet; aber kaum 3000 dieſer Meilen ſind wirklich fruchtbar: der Reſt beſteht in Sandmeeren, nackten Felſen oder dürren Ländereien, welche zu hoch liegen, als daß man ſie mit irgend einer von den hydrauliſchen Maſchinen, welche bei den Alten im Gebrauch waren, hätte befeuchten können. Der Hr. v. P... vermuthet, dieſes lange Thal ſey urſprünglich durch Colonien, welche von den Höhen Aethiopiens heruntergekommen, bevölkert worden; und dieſe Meinung hat nicht nur die Beſchaffenheit der Lage für ſich, ſondern auch die Ueberlieferung der Aethiopier ſelbſt, welche beſtändig die Abſtammung der Aegyptier von ihnen behauptet haben; und man findet nicht, daß die Prieſter zu The-

ben und Memphis ihnen jemals widersprochen hätten.

Da zwei Ketten parallel laufender Gebirge die Ufer des Nils einschließen, so hat die Luft dort keinen freien Umlauf: die Hitze ist entsetzlich; und selbst der Wind, wenn er nicht aus Norden kömmt, brennend. Die in Stillstand gerathenen Gewässer faulen schnell. Diese Ursachen zusammen genommen erzeugen sehr grausame Krankheiten, worunter das Augenweh, die Pest und der Aussatz die bekanntesten sind. Um diesen Uebeln zu begegnen, hatten die alten Einwohner Aegyptens eine ganz besondere Lebensart erfunden, welche unser Verfasser ihre diätetische Anordnung nennt, und derselben wesentlichste Theile ausführlich abhandelt.

Die Aegyptier waren fast alle der Vorzüge, welche die körperliche Schönheit ausmachen, beraubt. Ihr ernsthafter und finsterer Charakter artete leicht in Melancholie aus, welches zusammen einen sehr merklichen Einfluß in ihre Gesetze, ihre Religion und Gebräuche gehabt hat. Der Hr. v. P... führt viele merkwürdige Facta gegen die durch den Herodotus, Diodorus Siculus und Mela erzeugte Meinung von dem unumschränkten Ansehen oder der zügellosen Freiheit, welche die ägyptischen Weiber genossen, an. Was man hierüber in den angeführten Schriftstellern liest, betrifft vermuthlich nur die Sitten des damaligen Pöbels. Aus dem, was wir von der Lebensart und den Gebräuchen der vornehmern Aegyptier wissen, läßt sich vermuthen, daß ihre Weiber, wie bei den übrigen

Orientalen, ſogar eingeſchloſſen geweſen. Am königlichen Hofe haben ſich immer Verſchnittene befunden, und, wie bekannt, wurde ſchon Pharao Ammamenes das Opfer einer von den Vornehmſten unter ihnen angeſponnenen Verſchwörung. Daß die Aegyptier ſehr eiferſüchtig geweſen, iſt außer Zweifel; und ſie ſind es noch, wie unter andern d'Arvieux und Maillet bezeugen. Plutarch erzählt, den ägyptiſchen Weibern ſey verboten geweſen, Schuhe zu tragen; welcher Gebrauch nachher in ein bürgerliches Geſetz verwandelt ward, und zwar unter dem Kalifat des Hakim, Stifters der Religion der Druſen, welche wir jetzt eine ſo große Rolle in den ſyriſchen Unruhen ſpielen ſehen, und die noch immer das unter dem Titel, Kitab-al-Machaid, bekannte heilige Buch aufbewahren. Dieſes Buch, worin ſich das zur Unterſtützung des Zeugniſſes des Plutarch angeführte Geſetz befindet, iſt von dem Hrn. Petit de la Croix aus einer arabiſchen Handſchrift ins Franzöſiſche überſetzt worden, weßwegen man ſich dann ein wenig zu verwundern hat, daß ſeine Exiſtenz gewiſſen gelehrten Männern unbekannt geblieben iſt.

Unſer Verfaſſer glaubt nicht, daß es den Aegyptiern erlaubt geweſen ſey, ihre Schweſtern zu heirathen; denn er hat bei ihnen kein Beiſpiel einer ähnlichen Heirath vor dem Jahrhundert des Alexanders angetroffen, und vermuthet daher, dieſe Art von Verbindungen ſey erſt nach der Eroberung der Griechen eingeführt worden, bei welchen das macedoniſche Recht ſie gut hieß. Zu-

folge dieſes Rechts haben die Ptolomäer, welche macedoniſchen Urſprungs waren, vielfältig ihre Schweſtern geheirathet, ohne daß ſich daher in ihrem Geſchlecht eine phyſiſche Ausartung hätte verſpüren laſſen.

Obgleich die Aegyptier in verſchiedene Zünfte, der gewöhnlichen Vermuthung nach, 12 an der Zahl, vertheilt waren; ſo machten ſie in der That doch nur 3 abgeſonderte politiſche Körper aus: nämlich das Volk, die Soldaten und die Prieſter, in den Händen der letztern waren alle obrigkeitliche Würden, und ſie ſtanden den wichtigſten Regierungsgeſchäften vor. Die Cleriſei der alten Aegyptier kann daher mit keiner Cleriſei irgend eines europäiſchen Staats verglichen werden, woſelbſt die Geiſtlichen gar keine Verrichtungen der bürgerlichen Obrigkeit thun. Gewiſſermaßen waren die ägyptiſchen Prieſter das, was man in der Türkei die Geſetzkundigen nennt, aus welchen man ohne Unterſchied Cadis und Imans wählt.

Da weder die Prieſter noch die Kriegsleute ſich mit mechaniſchen Arbeiten beſchäftigten, ſo wurden dieſe insgeſammt von den übrigen Zünften verrichtet; daß aber die Künſte in den Familien zugleich erblich geweſen, wird von unſerm Verfaſſer bezweifelt, welcher ganz andre Urſachen von dem geringen Fortgange der Maler- Bildhauer- und Steinſchneiderkunſt bei den Aegyptiern angiebt.

Daß die Aegyptier nie beträchtliche Aenderungen, weder in der Theorie noch in der Ausübung ihrer Künſte vorgenommen, und in allen ihren Werken eine ſo große

Einförmigkeit geherrſcht, leitet der Hr. v. P... hauptſächlich aus ihrem ſymboliſchen Gottesdienſte und ihren damit zuſammenſtimmenden bürgerlichen Anordnungen her. „Die Mythologie der Aegyptier, ſagt er, ſcheint auf Speculationen gegründet geweſen zu ſeyn, welche den bildenden Künſten keinen fruchtbaren Stoff darboten. Ihre Maler und Bildhauer hatten lauter räthſelhafte, geheimnißvolle Sújets zu bearbeiten, worin wenige Geſchöpfe ihre natürliche Geſtalt behalten durften; die wirklichen Dinge mußten decomponirt, und die Ungeheuer vervielfältigt werden: ſo geſchah es, daß man die Natur nicht mehr zu Rathe zog, um die Fehler der Zeichnung zu verbeſſern, und ihre Rauhigkeit zu mildern. Man zeichnete, ohne Urbild, fantaſtiſche Geſtalten, welche einer von der unſrigen ganz verſchiedenen Welt anzugehören ſchienen*). „Ferner iſt zu bemerken, daß die ägyptiſchen Künſtler in beſonderer Abhängigkeit von den Prieſtern ſtanden, welche dafür zu ſorgen hatten, daß der Sinn der allegoriſchen Figuren nicht verloren gehe; und alſo jede willkührliche Neuerung in derſelben Abbildungen verhindern mußten. Dieſe Furcht vor Irrungen, welche mit der Zeit unvermeidlich geworden wären, legte den Künſtlern den Zwang auf, immerwährend nur eine kleine Anzahl gegebner Modelle zu bearbeiten.

Mit den angeführten Urſachen laſſen ſich aber nicht alle Mängel der ägyptiſchen Kunſtwerke entſchuldigen,

*) Tom. I. p. 234.

ſondern verſchiedene derſelben müſſen geradezu denjenigen eigenthümlichen Beſchaffenheiten des ägyptiſchen Geiſtes, welche in dem dortigen Clima ihren Grund haben, zugeſchrieben werden. So viel und nicht mehr leitet unſer Verfaſſer in dem gegenwärtigen Falle aus dem phyſiſchen Einfluſſe der Elemente her, ob man ihm gleich das Gegentheil vorgeworfen; weßwegen ich dann noch beſonders erinnern will, daß derſelbe an mehr als einem Orte ſeiner Schrift ausdrücklich behauptet, man müſſe nothwendig, bei den philoſophiſchen Unterſuchungen über eine Nation, allemal die moraliſchen Urſachen mit den phyſiſchen zuſammen nehmen.

Mit den Ideen des Hrn. v. P... über das Genie der Aegyptier und der Morgenländer überhaupt, ſtimmt ſehr genau überein, was Winkelmann in ſeiner Geſchichte der Kunſt über eben dieſen Gegenſtand vorgetragen. „Bei den Morgenländern und mittägigen Völkern, ſagt Winkelmann, ſind die figürlichen Ausdrücke ſo warm, als das Clima, welches ſie bewohnen, und der Flug ihrer Gedanken überſteigt vielmals die Grenzen der Möglichkeit. In ſolchen Gehirnen bildeten ſich die abenteuerlichen Figuren der Aegyptier und der Perſer, welche ganz verſchiedene Naturen und Geſchlechter der Geſchöpfe in eine Geſtalt vereinigten, und die Abſicht ihrer Künſtler ging mehr auf das Außerordentliche, als das Schöne.“ Zum Gegenſatz giebt eben dieſer Verfaſſer, als ein unterſcheidendes Merkmal des griechiſchen Clima an, daß bei deſſelben Bewohnern die

Einbildung nicht übertrieben gewesen. Und ein gleiches behauptet er von den glücklichern Gegenden Italiens, besonders von Sicilien, wo man bei den Künstlern zwar eine sehr feurige, aber keine aufgebrachte und aufwallende Einbildung antreffe; und die Natur ein glückliches Phlegma am häufigsten wirke.

Der gelehrte und scharfsinnige Hr. Leibarzt Zimmermann leitet aus dem mehrentheils sehr heißen und trocknen Clima von Asien und Africa, die Unwirksamkeit sehr vieler Völker dieser Welttheile, besonders der Aegyptier, ihre wenige Neugier, ihr Kleben an alten Sitten und Gewohnheiten; ihren Müßiggang, ihre Unterwürfigkeit, ihren Hang zur Ruhe und zur Einsamkeit her. Zugleich aber bemerkt derselbe, daß diese Schwachheit, Trägheit und Unwirksamkeit nicht schwerfällig sey, und die Empfindlichkeit ausschließe, sondern mit sehr viel Gefühl und der stärksten Einbildungskraft sich vergesellschafte. Aber diese Einbildungskraft sey auch oft in Verwirrung, und versteige sich bis zu den heftigsten Ausbrüchen des Aberglaubens und der zügellosesten Schwärmerei. Wie gemäß ein so widersinnig scheinendes Phänomen der menschlichen Natur sey, lasse sich aus der Hypochondrie, der Melancholie, und andern Nervenkrankheiten abnehmen, wo man die äußerste Schwachheit, Trägheit und Unwirksamkeit mit der äußersten Empfindlichkeit verbunden antreffe *).

*) Zimmermann von der Einsamkeit, S. 77—89.

Aus den angeführten Urſachen zuſammen genommen, läßt ſich das Finſtere und Geheimnißvolle der ägyptiſchen Lehrart, das Abenteuerliche verſchiedener religiöſen und bürgerlichen Inſtitute dieſer Nation, und ihr entſchiedener Geſchmack am Räthſelhaften und Verborgenen ziemlich gut erklären. Ihre Prieſter, welche, um dem Nachdenken obzuliegen, ſich ſogar in Höhlen und unterirdiſche Gemächer einſperrten, ſcheinen ihre Mitbürger im Hang zum Finſtern und Melancholiſchen noch übertroffen zu haben. Die Urſache der ſorgfältigen Verbergung ihrer heiligen Bücher haben gewiſſe Gelehrte in dem Gebrauche der Hieroglyphen finden wollen: aber wie unwahrſcheinlich! Eben weil ſie ſich der hieroglyphiſchen Schreibart bedienten, hätten ſie nicht nöthig gehabt, ihre Bücher ſo ängſtlich zu verſtecken, wie die Prieſter Griechenlands und Italiens, welche ſich gemeiner Lettern bedienten. Dieſe Schrift war jedem lesbar, jene hingegen ſchützte ihre eigene Natur, nach dem Ausdrucke des Apulejus, vor der Neugierde der Unheiligen.

Die ägyptiſche Baukunſt iſt, gleich den übrigen Künſten, weit unter der Vollkommenheit geblieben. Bevor die Aegyptier ſich zu einer Nation formirt hatten, lebten ſie vermuthlich, als Troglodyten, in den Höhlen Aethiopiens; und daher ſcheint auch das erſte Muſter ihrer Gebäude eine ſolche Felſenhöhle, und nicht wie bei den Griechen, wo Clima und Boden ganz anders waren, eine Bauernhütte, oder wie bei den Chineſern, ein Zelt geweſen zu ſeyn. Sie blieben beſtändig fort

große Liebhaber von unterirdischen Gängen und Gemächern, und das Ansehen vieler ihrer Gebäude ist wie von erkünstelten Felsen. Von der Bauart der Aegyptier ist die Bauart der Chineser ganz und gar unterschieden; am wesentlichsten aber wohl dadurch, daß jene das Dauerhafte, das Unzerstörbare, und gleichsam das Ewige beäugten; diese im Gegentheil alles sehr zerbrechlich anlegen.

Die Obelisken und Pyramiden waren dem Wesen, welches diese Welt beleuchet, zu Ehren errichtet; und nur um deßwillen, sagt der Hr. v. P..., seyen ihre vier Seiten von den Priestern gerade nach den vier Hauptgegenden des Himmels gerichtet worden. Er verwirft aus sehr annehmlichen Gründen die Meinung, daß die Obelisken zu Sonnenzeigern, und die Spitzsäulen zu Andeutung der Wendung der Sonne im Thierkreise gedient haben. Eben so wenig sollen letztere zu Grabstätten für Könige bestimmt gewesen seyn; welches unter andern auch Schaw bestritten, und sich darzuthun bemüht hat, der marmorne Kasten in der großen Pyramide sey kein eigentlicher Sarcophag. Den Muthmaßungen des Hrn. von P... zufolge, stellte dieser Kasten die Grabstätte des Osiris vor, wie man denn in Aegypten mehrere dergleichen gehabt, und das vorgebliche Grabmahl des Osymandyas — ein aus Osiris und Mendes sichtbarlich zusammengesetzter Name — ebenfalls wohl nichts anders gewesen seyn möge.

Die Urſache, welche man angiebt, warum Cheops nicht in der Pyramide beigeſetzt worden, welche er zu dieſem Ende hatte errichten laſſen, hält unſer Verfaſſer für eine Fabel. Wäre es bei dem ägyptiſchen Volk üblich geweſen, ſo ernſtlich über dem Geſetze, welches den böſen Regenten das Begräbniß verſagte, zu halten, ſo müßte man es als eine unbegreifliche Ungereimtheit dieſer Fürſten anſehen, daß ſie ſich Grabmahle erbauet hätten, wovon ſie mit Gewißheit vorherſehen gekonnt, daß ſie ihnen dazu nicht dienen würden. Aber die Verordnungen, welche in den alten ägyptiſchen Büchern ſtanden, waren ja nicht alle im Schwange; ſonſt hätten uns die Prieſter ſelbſt keine ſo lange Folge träger Könige hererzählt, welche in ihren Palläſten ſich der Weichlichkeit überließen, und denen doch das Volk das Begräbniß nicht ſtreitig machte. Der deſpotiſche Apries war äußerſt gehaßt, und wurde, nach ſeiner Niederlage, durch den Amaſis dem Volke überliefert: man erdroſſelte ihn, und trug ihn nachher in das Grabmahl ſeiner Väter, am Eingange des Tempels der Minerva zu Sais, wo alle Pharaonen von der Saitiſchen Völkerſchaft ruheten.

Die Obelisken müſſen nicht mit den Hermes-Säulen verwechſelt werden. Auf dieſen waren die Inſchriften weſentlich; auf jenen aber, deren man verſchiedene nackende hat, nicht. Das Wort Säule, im ſtrengſten Verſtande, gebührt den Hermetiſchen nicht; es waren eigentlich nur Gedächtnißſteine oder

Tafeln. Manethon zog die in den unterirdischen Gängen errichteten Hermes-Säulen, bei Verfertigung seiner ägyptischen Geschichte, zu Rathe. Diese Gedenksteine waren, nach dem Zeugniß eben dieses Manethon und anderer Schriftsteller des Alterthums, in dem geheimsten Theile des Tempels, Adytum genannt, und selbst in den Kellern, wohin sich die Priester zum Studiren begaben, eingeschlossen. Daß Hermes selbst, (Mercurius Trismegistus, Thot,) ein bloßes mythologisches Hirngespinnst gewesen, hat Jablonski unwidersprechlich dargethan. Unter dem Namen Hermes oder Thot gaben die großen Collegia alle Werke, welche die Landes-Religion angingen, heraus: denn kein Priester und kein Particulier schrieb in seinem eigenen Namen über dergleichen Materien. Von Büchern, welche die Aegyptier für höhere Eingebung gehalten, weiß man nichts; aber für heilig galten dem Volk alle diejenigen überhaupt, welche die Rechtsgelehrsamkeit, die Geschichte und Astrologie betrafen; vornämlich wenn sie von den Pharaonen selbst waren nachgesehen und berichtiget worden. Dem Hrn. v. P... zufolge, ist die ganze Zeit, während welcher die ägyptischen Priester ihre Hieroglyphen auf Steine gruben, die Zeit des ersten Hermes: die nachfolgenden Jahrhunderte, während welcher sie sich der Blätter von Papyrus bedienten (denn sie durften kein Pergament anrühren) gehören dem zweiten Hermes zu.

Die Kunst, worin die Aegyptier es am weitesten

gebracht, ist unstreitig das Glasmachen; und vielleicht haben die heimlichen Mittel und Handgriffe ihrer Künstler, kostbare Steine nachzuahmen und Cristalle zu färben, das Mährchen von der Verwandlung der Metalle veranlaßt; eine Wissenschaft, welche von einigen Träumern den ägyptischen Priestern zugeschrieben worden, denen doch sogar der Name der Hermetischen Philosophie nicht einmal bekannt gewesen ist.

Eh' ich die Materie von den Künsten und Handwerkern verlasse, muß ich einer Meinung des Hrn. v. P... erwähnen, betreffend den an den Höfen aller asiatischen Despoten eingeführten höchst schädlichen Gebrauch, eigne große Arbeitshäuser im Pallaste zu besitzen, worin fast alles, was in den großen, sich immer erneurenden Kreis ihrer Bedürfnisse gehört, verfertigt wird. Nach vielem Forschen glaubt der Hr. v. P... die Quelle dieses Gebrauchs in dem Geiste oder Zweck eines Justinianischen Gesetzes gefunden zu haben.

„Die Kaiser von Constantinopel (schreibt unser Verf.) nachdem sie ihren Unterthanen verboten hatten, purpurne Kleider zu tragen, achteten dieses Gesetz für so wichtig, daß jedermann in die Unmöglichkeit gesetzt werden müsse, es zu überschreiten. In dieser Absicht verboten sie ferner, im ganzen Umfange ihres Reichs purpurne Zeuge zu verfertigen, wonächst ihnen selbst dann kein andres Mittel übrig blieb, sich dergleichen zu verschaffen, als eigne Arbeiter dafür in

ihrem Pallaſte zu halten. Man etablirte alſo im Pallaſt Färber und Dintenmacher zu Unterzeichnung der Diplome, Patente und Reſcripte: denn dieſe Dinte war auch purpurfarben, und wir haben noch das Geſetz; dem zufolge es einem jeden Particulier unterſagt iſt, ſie zu machen und zu gebrauchen."

„Da endlich die Schwachheit und Unruhe dieſer Fürſten in gleichem Grade mit ihrer Tyrannei immer höher ſtieg, ſo bildeten ſie ſich ein, ihre Sicherheit erfordere, daß alle kaiſerliche Zierrathen gleichfalls im Pallaſt zu Conſtantinopel verfertigt würden; und da nun zur Verfertigung dieſer Zierrathen eine Menge verſchiedener Gattungen von Arbeitern gehörte, ſo ſetzte man am Hofe, außer den Färbern, auch Goldarbeiter, Demantſchneider, Weber, Schuſter, Gürtler, Sattler, u. ſ. w. nieder."

Hier ſind die eigentlichen Worte des von dem Kaiſer Juſtinian gegebenen Geſetzes:

„Was zum königlichen Staat gehört, muß von den Hofarbeitern an meinem Hofe ſelbſt gemacht; und nicht hie und da in Werkſtätten verfertigt werden."

„Ornamenta enim regia intra aulam meam fieri a palatinis artificibus debent, non passim in privatis domibus aut officinis parari"*).

*) Lib. XI. Tit. 9. Nulli prorsus liceat. S. auch die Geſetze unter den Titeln: de Murilegulis und de vestibus holoberis.

Die Besorgniß dieses Fürsten wegen der Art, wie man seinem Gesetze ausweichen könne, ist nicht minder merkwürdig, als das Gesetz selbst. „Die Particuliere, sagt er, welche kaiserliche Zierrathen, unter dem Vorwande, mir ein Geschenk damit machen zu wollen, verfertigen lassen, sollen mit dem Tode bestraft werden*)."

Diese aus einem einzelnen Falle abgeleitete Erklärung des Ursprunges eines so allgemeinen Instituts, als die Werkhäuser an den despotischen Höfen, will mir aus verschiedenen Ursachen nicht recht einleuchten. Die Sache, däucht mir, läßt sich natürlicher aus der wesentlichen Oekonomie der persönlichen Sklaverei und den Folgen des Despotismus begreifen. In allen Ländern, wo die häusliche Sklaverei im Schwange war, selbst in den Freistaaten, hatte jeder freie Bürger Werkstätten in seinem Hause. Dieser Gebrauch hat unter einem willkührlichen Regiment, durch den Zusammenfluß verschiedener dieser Verfassung eigenthümlichen Mittel, sich nach und nach dergestalt modificiren müssen, daß die geschickteren Arbeiter endlich dem Publico, hiernächst den Großen und Reichen, und zuletzt sogar den Fürsten selbst mangeln mußten. Fügen Sie noch hinzu, daß es in dem Charakter des Despoten ist, thörichter Weise dahin zu streben, von seinen Unterthanen ganz unabhängig zu seyn, und besonders keines freien Menschen zu bedürfen.

Betrachtungen, welche mit diesen Ideen in genauer

*) Tom. I. p. 293—295.

ihrem Pallaſte zu halten. Man etablirte alſo im Pallaſt Färber und Dintenmacher zu Unterzeichnung der Diplome, Patente und Reſcripte: denn dieſe Dinte war auch purpurfarben, und wir haben noch das Geſetz, dem zufolge es einem jeden Particulier unterſagt iſt, ſie zu machen und zu gebrauchen."

„Da endlich die Schwachheit und Unruhe dieſer Fürſten in gleichem Grade mit ihrer Tyrannei immer höher ſtieg, ſo bildeten ſie ſich ein, ihre Sicherheit erfordere, daß alle kaiſerliche Zierrathen gleichfalls im Pallaſt zu Conſtantinopel verfertigt würden; und da nun zur Verfertigung dieſer Zierrathen eine Menge verſchiedener Gattungen von Arbeitern gehörte, ſo ſetzte man am Hofe, außer den Färbern, auch Goldarbeiter, Demantſchneider, Weber, Schuſter, Gürtler, Sattler, u. ſ. w. nieder."

Hier ſind die eigentlichen Worte des von dem Kaiſer Juſtinian gegebenen Geſetzes:

„Was zum königlichen Staat gehört, muß von den Hofarbeitern an meinem Hofe ſelbſt gemacht; und nicht hie und da in Werkſtätten verfertigt werden."

„Ornamenta enim regia intra aulam meam fieri a palatinis artificibus debent, non passim in privatis domibus aut officinis parari"*).

*) Lib. XI. Tit. 9. Nulli prorsus liceat. S. auch die Geſetze unter den Titeln: de Murilegulis und de vestibus holoberis.

Die Besorgniß dieses Fürsten wegen der Art, wie man seinem Gesetze ausweichen könne, ist nicht minder merkwürdig, als das Gesetz selbst. „Die Particuliere, sagt er, welche kaiserliche Zierrathen, unter dem Vorwande, mir ein Geschenk damit machen zu wollen, verfertigen lassen, sollen mit dem Tode bestraft werden*)."

Diese aus einem einzelnen Falle abgeleitete Erklärung des Ursprunges eines so allgemeinen Instituts, als die Werkhäuser an den despotischen Höfen, will mir aus verschiedenen Ursachen nicht recht einleuchten. Die Sache, däucht mir, läßt sich natürlicher aus der wesentlichen Oekonomie der persönlichen Sklaverei und den Folgen des Despotismus begreifen. In allen Ländern, wo die häusliche Sklaverei im Schwange war, selbst in den Freistaaten, hatte jeder freie Bürger Werkstätten in seinem Hause. Dieser Gebrauch hat unter einem willkührlichen Regiment, durch den Zusammenfluß verschiedener dieser Verfassung eigenthümlichen Mittel, sich nach und nach dergestalt modificiren müssen, daß die geschickteren Arbeiter endlich dem Publico, hiernächst den Großen und Reichen, und zuletzt sogar den Fürsten selbst mangeln mußten. Fügen Sie noch hinzu, daß es in dem Charakter des Despoten ist, thörichter Weise dahin zu streben, von seinen Unterthanen ganz unabhängig zu seyn, und besonders keines freien Menschen zu bedürfen.

Betrachtungen, welche mit diesen Ideen in genauer

*) Tom. I. p. 293—295.

so leicht nicht, ihnen ihre Beute abzujagen. Was sie nach ihrem Tode zurückließen, erbte allemal der Kaiser, und er hatte nicht zu befürchten, daß es einem von ihnen jemals einfallen möchte, selbst Kaiser seyn zu wollen. Weil aber alles seine Grenzen hat, so brachten diese Leute, durch ihren unbegreiflichen Uebermuth, und ihre schrankenlosen Ausschweifungen es doch endlich dahin, daß sie zweimal aus den Gerichtshöfen verbannt wurden; aber beidemal drangen sie auch wieder hinein, und setzten sich fester als jemals, so daß die Reichen selbst anfingen, ihre Kinder entmannen zu lassen, um ihnen den Weg zu Bedienungen zu öffnen. Zwar haben die Tartaren, nach ihrer Eroberung von China im Jahre 1644. alle verschnittene Mandarinen zum drittenmal abgesetzt; aber Chung-tchi, Stifter der gegenwärtigen Dynastie, behielt deren dennoch 6000 für seinen Hof; und wahrscheinlicher Weise werden nach und nach die alten Mißbräuche wieder Raum gewinnen, und die Verschnittenen sich aufs neue zu einer allgemeinen Herrschaft emporschwingen.

Es bleiben mir, die Aegyptier betreffend, noch zwei sehr interessante Gegenstände, ihre Religion und ihre Staatsverfassung, abzuhandeln übrig. In meinem nächsten Briefe werde ich Sie davon unterhalten, und nachdem ich mich schließlich noch einiger kritischen und revisorischen Anmerkungen entledigt, Sie mit des Hrn. v. P... Werk selbst allein lassen.

Ich bin ꝛc.

Vierter Brief.

Gelehrte und Ungelehrte pflegen zu verſtummen, wenn ſie an die Geſchichte der alten abgöttiſchen Religionen kommen; ſie begreifen nicht, wie dergleichen ungereimte Begriffe mit vernünftigen ſich paaren, und in irgend einem aufgeklärten Kopfe friedlich bei einander wohnen konnten. — „Ich würde zum Narren," denkt ein jedweder, „wenn ich das glauben ſollte;" — und kann nicht fertig damit werden, daß bei allem dem, ausgemachter Weiſe, die Aegyptier, Griechen und Römer dennoch keine Narren waren.

Ich glaubte, die Sache gehört nicht zu den Geheimniſſen, ſondern nur zu den Räthſeln, und ſtütze mich, bei dieſer Meinung, auf das, was noch kürzlich Hr. Leſſing von Leibnitz erinnert hat, nämlich: „es ſey dieſer große Mann in der feſten Ueberzeugung geſtanden, daß keine Meinung angenommen ſeyn könne, die nicht von einer gewiſſen Seite, in einem gewiſſen Verſtande wahr ſey, weßwegen er dann oft die Gefälligkeit gehabt hätte, dieſe Meinung ſo lange zu drehen, bis es ihm gelungen, dieſe gewiſſe Seite ſichtbar, dieſen gewiſſen Verſtand begreiflich zu machen*)." Und das

*) Zur Geſchichte und Literatur, erſter Beitrag, S. 215.

Urſprung ſich entfernen, und bloß durch den Unterſchied von Zeit und Ort, durch das Verſchwinden der gelegentlichen Urſachen, erſcheint was vorhin Wahrheit geweſen, nun als der gröbſte Irrthum. Die Religion eines Volkes muß in dem vollſtändigſten Zuſammenhang mit der natürlichen, bürgerlichen, politiſchen und gelehrten Geſchichte deſſelben ſtudirt werden können, ſonſt iſt kein wahrer Begriff von ihr möglich. Sie aus dieſem Zuſammenhange herausreißen, eine iſolirte Kenntniß davon erhaſchen wollen, heißt die unfruchtbarſte aller Bemühungen unternehmen.

Zu mehrerer Aufklärung des Ebengeſagten, und zur Vorbereitung auf das Nachfolgende, will ich für einen Augenblick annehmen, es wäre möglich, und die Vorſehung könnte es zulaſſen, daß unſere heutigen chriſtlichen Reiche, ſo wie vormals die Griechiſchen und Römiſchen, von einer unbekannten Nation völlig zerſtört würden. Unterdeſſen wilde Horden auf unſern Trümmern ſich feſtſetzten, verſchlänge ein Erdbeben ganze Gegenden, mit den anſehnlichſten Städten. Nach einigen Jahrhunderten hätte das wilde Volk ſich gebildet, und entdeckte nunmehr die zerſtreuten Ueberbleibſel unſrer Wiſſenſchaften und Künſte. Ich will annehmen, die beſten unſrer philoſophiſchen Schriften würden wiedergefunden und ſtudirt. Auch die vortrefflichſten unſrer Geſchichtsbücher, die Werke eines Robertſon, eines de Thou, ſollen gerettet worden ſeyn; aber zugleich auch die Arbeiten unſrer Theologen, unſere Lehrbücher, Streitſchriften, Predigten, Legenden, heilige Gedichte

und Lieder. Ferner zöge man eine Menge von allen Gattungen derjenigen Bilder, welche in den verschiedenen Gegenden von Europa der Andacht gewidmet gewesen, aus dem Schutt hervor. Man fände unter der Erde, fast unversehrt, ganze Kirchen mit ihren Altären, Statuen, Gemälden, Geräthen und Reliquienschätzen: und nun machten die Philosophen sich auf, und suchten die Religion der alten Europäer in ein Ganzes zu ordnen. — Wem die Gabe nachzudenken nicht ganz versagt ist, der denke hier nach und entscheide, ob diese Philosophen, alle der Leitfäden, die ich ihnen übrig gelassen, ungeachtet, wohl die göttliche und vernünftige Religion der Christen, so wie sie in den aufgeklärten Köpfen unter ihnen existirt, entdecken würden. Gewiß würden viele mit dem Scharfsinn eines Bayle unter ihnen auftreten, welcher von den Polytheisten aus dem Hesiodus, dem Homer, und den zerstreuten Nachrichten ihrer gottesdienstlichen Gebräuche bewies, daß sie auch nicht den mindesten erträglichen Begriff von der Gottheit gehabt; daß ihre Religion, anstatt eine Triebfeder guter Handlungen zu seyn, zur Verwüstung aller Moralität abgezielt, kurz, daß sie schlimmer, als selbst der Atheismus gewesen: — viele Sophisten, behaupte ich, würden auftreten, und gegen unser theologisches System ähnliche Lästerungen erklügeln. An Scheingründen hätten sie keinen Mangel. Was fänden sie nicht alles in der Geschichte unserer Mißbräuche und Irrthümer, denen sie ihre rechte Stelle anzuweisen nicht im Stande seyn würden; in den Nachrichten ver-

schiedener Gebräuche, z. B. des vom Eselsfeste; der Autos sacramentales*); der unter dem Namen My-

*) In dem Dictionnaire historique des cultes religieux, welches zu Paris mit vorgedruckter Genehmigung der Sorbonne erschienen ist, befindet sich folgende Beschreibung der Autos sacramentales: „Diese sacramentlichen Handlungen sind eine Art geistlicher Trauerspiele, welche in Spanien um die Zeit des Frohnleichnam-Festes zur Ehre des h. Abendmahls aufgeführt werden. Sie machen einen Theil des Gottesdienstes und der Andachtsübungen bei den Spaniern aus; und sind von den in Frankreich vormals aufgeführt wordenen Geheimnissen (Mystères) darin unterschieden, daß sie autorisirt, und als ein frommer und erbaulicher Gebrauch gut geheißen sind, dahingegen bei den Franzosen jene Geheimnisse, von den Prälaten und allen vernünftigen Leuten, als gottlose Farcen verdammt wurden. Aus dem Inhalt eines dieser Autos, den die Frau von Aunot aufgezeichnet hat, kann der Leser von diesen frommen Schauspielen sich einigen Begriff machen.

„Unser Heiland tritt vor der Versammlung der Ritter St. Jacobs auf, und bittet, sie möchten ihn in ihren Orden aufnehmen. Verschiedene der Ritter sind es zufrieden; die ältesten darunter aber stellen den übrigen vor, wie nachtheilig es ihrer Ehre seyn würde, einen Bürgerlichen unter sich zu dulden: St. Joseph sey nur ein armer Zimmermann, und die h. Jungfrau ernähre sich mit Nähen. Unser Heiland erwartet voll Unruhe ihre Entscheidung. Endlich beschließt man, wiewohl etwas ungerne, ihn abzuweisen. Ueberdem geschieht der Vorschlag, den Orden Christi zu stiften, durch welches Mittel dann jedermann seine Befriedigung erhält."

„Die Autos werden auf freier Straße, bei Fackeln, obgleich am hellen Tage vorgestellt. Sie dauern einen Monat durch."

sterien in vielen Kirchen aufgeführten heiligen Farcen; — was lieferten nicht die Dichter, der älteren zu geschweigen, ein Dante, ein Tasso, und eine Menge Andrer — und die Astrologen, Zauberer, Hexen, mit allen Träumereien des Aberglaubens? Welchen Text zu kräftigen Deklamationen wider uns gäbe nicht unsere Kirchengeschichte, nebst der politischen bis zur Erneuerung der Wissenschaften?

Ihr falsches Urtheil über uns würden sie nicht wenig bestätigt glauben, wenn sie, unter den wiedergefundenen Schriften des laufendes Jahrhunderts, die Spöttereien unsrer Freigeister entdeckten. Voltaire, der bis an den Rand des Grabes gegen die christliche Religion zu streiten fortfährt, wäre ihnen eben das, was uns Lucian ist; denn hat nicht jener unzählige Kunstgriffe daran verschwendet, um den Himmel der Christen eben so lächerlich zu machen, als beim Lucian der Himmel der Alten ist?

Wenn man diese Vorstellungen verfolgt, und ihnen die nöthige Ausführung zu geben weiß, so muß dadurch die Richtigkeit meiner Behauptung sehr auffallend werden, daß die entschiedenste und erhabenste Wahrheit, unter sichern Modificationen, und durch ein gewisses Medium von Zeit und Umständen gesehen, als der gröbste Irrthum erscheinen müsse, und daß insbesondere die Religion eines Volkes in ihrer ganzen lebendigen Continuität müsse betrachtet, und bis auf ihren Keim entwickelt werden können, wenn ein richtiger Begriff von ihr möglich seyn soll.

Unter denjenigen Gelehrten, welche sich mit dem Beweise beschäftiget, daß die heidnischen Völker, sogar in den finsterſten Zeiten, im Grunde nur ein einziges, höchstes Wesen geglaubt, ist der französische Abbé Batteux der jüngste; und dieser fromme Geistliche, gegen dessen Rechtgläubigkeit, nach den Grundsätzen der römischen Kirche, niemand, der ihn gelesen, auch nur den kleinsten Zweifel hegen kann, sagt mit ausdrücklichen Worten: „Glauben, daß Böcke, Hunde, Katzen, Scarabeen, Kieselsteinchen von einer gewissen Gestalt, goldene oder messingene Bilder, den höchsten Grad der Gottheit, Königin und Beherrscherin des Weltalls, bei irgend einem gebildeten Volke vorgestellt haben, oder vorstellen konnten, dieß ist ein unmöglicher Irrthum, eine Ungereimtheit, die sich in gar keinem Kopfe, denkend oder nicht denkend, aufhalten kann. Kurz, diese Götter waren bloß was unter uns die Schutzheiligen der Provinzen, Städte und Marktflecken, was die Reliquien, was die Personen sind, deren Namen durch die Frömmigkeit eingeweiht worden.“

Daß die Vielgötterei nicht, wie Hume behauptet, ein ursprünglicher, sondern ein ausgearteter, verdorbener Lehrbegriff gewesen, dieß bezeugen nicht allein die ältesten Nachrichten, sondern kann auch aus den innerlichen Beschaffenheiten dieses Lehrbegriffs selbst sehr wahrscheinlich gefolgert werden. Die große, obgleich verworrene Idee einer allwaltenden Kraft, eines Wesens aller Wesen, war natürlicher Weise die erste Folge

der auf den Menſchen von allen Seiten der Natur zuſammenſtrömenden Gefühle ſeiner Abhängigkeit. Dieſem Weſen konnte er nicht weniger, als alle diejenigen Eigenſchaften beilegen, welche er an ſich und andern, als die vorzüglichſten achtete: Stärke, Klugheit, Großmuth. Aber eben dieſe inſtinktmäßige Folgerung, aus dem Bewußtſeyn ſeines eigenen vernünftigen Denkens auf die Intelligenz des Allgebärers, verführte ihn nach und nach, allen denjenigen Dingen Empfindung und Willkühr beizulegen, deren Kräfte, Bewegungen, Wirkungen und Urſprung er phyſiſch zu entwickeln nicht im Stande war. Die Pracht der Sonne, die Regelmäßigkeit ihrer Bewegungen, die Uebereinſtimmungen dieſer Bewegungen mit den Abwechslungen der Jahrszeiten, und überhaupt ihr mannigfaltiger und mächtiger Einfluß auf unſere Erde, zogen ihr zuerſt die Verehrung der Menſchen, als dem ſichtbaren, unmittelbaren Vorſteher unſers Planeten, zu. Die Erde ſelbſt, der Mond, die übrigen Planeten, und die Geſtirne wurden aus bekannten und leicht zu entwickelnden Gründen gleichfalls zu göttlichen Weſen erhoben. Nicht lange, ſo war die ganze Natur mit Geiſtern oder Genien bevölkert. Unter den vergötterten Elementen genoß das Feuer eines entſchiedenen Vorzugs, theils für ſich, als eine der reinſten und edelſten Naturkräfte, und theils als Symbol der Sonne; auch finden wir, daß Feuer bei allen gottesdienſtlichen Handlungen unentbehrlich war. Dem Mächtigen, der im Himmel der Himmel thronte, blieb die Regierung des großen Alls;

wo dieſe Aufheiterung noch nicht Statt gefunden hat, kann ſogar die reinſte Lehre nicht rein bleiben. Letzteres iſt aus der Geſchichte der barbariſchen Jahrhunderte des Chriſtenthums offenbar, und Erſteres aus der Geſchichte der verfeinerten Zeiten des Heidenthums, wo wir die Finſterniſſe des polytheiſtiſchen Aberglaubens nach und nach ſich zertheilen ſehen. „Als Chriſtus zur Welt kam," ſagt der bereits angeführte Abbe' Batteux, „verſtand ſelbſt das Volk über den Punkt der Götter Scherz. Es glaubte nur noch daran aus Gewohnheit, ſo wie die Fürſten aus Politik, und die Prieſter aus Eigennutz. Man leſe den Cicero, den Macrob, die ſämmtlichen ältern und neuern Platoniker, alle Peripatetiker, alle Dichter jener Zeit: alle, ohne Ausnahme, ſetzen die Einheit einer verſtändigen erſten Urſache feſt. Es giebt keine Eigenſchaft Gottes, welche nicht durch dieſen oder jenen unter ihnen, mit eben ſo vieler Stärke und Präciſion angegeben wäre, als nachher nur immer durch unſre Theologen hat geſchehen können. Dieß iſt durch das einhellige Zeugniß aller geiſtlichen Schriftſteller, welche jene angeführt haben, bewahrheitet*)."

Wie ſehr hat man ſich alſo nicht über den ſo oft wiederholten Ausſpruch zu verwundern: der geringſte Handwerksmann unter uns habe richtigere Begriffe von Gott und den menſchlichen Pflichten, als man ſie bei den auserleſenſten heidniſchen Philoſophen antreffe?

*) Histoire des causes premières, pag. 144.

Eine so ungeheure Behauptung läßt sich bei ihrem Urheber durch nichts, und bei seinen Nachbetern — in der That weiß ich auch nicht, womit bei diesen? entschuldigen; denn die allergröbste Unwissenheit des Alterthums will nicht zureichen.

Es ist so wenig wahr, daß der gemeine Mann unter uns Christen eine reelle Erkenntniß von göttlichen Dingen habe, und aus seiner Religion die ächtesten Bewegungsgründe zu einem tugendhaften Leben schöpfe, daß man dieses nicht einmal gewöhnlich bei Leuten, welche eine sorgfältigere, und oft gelehrte Erziehung genossen, anzutreffen pflegt. Wozu nutzt es, das Gedächtniß mit Worten, welche die erhabensten Wahrheiten bezeichnen, angefüllt zu haben, wenn der Verstand, dessen Einsicht allein reelle Erkenntniß gebiert, sie nicht begreift. Es fällt nur zu sehr in die Augen, daß unser große Haufe im Grunde noch immer Gott als einen eigensinnigen Despoten betrachtet, dessen Rechte über die Menschen sich allein auf seine Macht gründen, und dessen willkührliche Gesetze man nur darum befolgen müsse, weil er, nach eigenem Gefallen, Gutes und Böses austheilen könne. Ideen dieser Art stecken den edelsten Theil der Seele, die lautere Empfindung des Wahren und Guten, mit einem tödtlichen Gifte an. Alsdenn sieht man die Anbeter der weisesten Güte eben das werden, was ein Schmeichler in dem Vorzimmer eines Tyrannen ist; — dieser Abergläubige kennt weder Tugend noch Laster mehr; er will nur den Mächtigen gewinnen; und wo ist eine Thorheit, wo

ein Gräuel, der nicht Wurzel faßte in diesem Boden, und Früchte brächte tausendfältig? —

Die vorhergehende Betrachtung, mein Freund, so kurz und zusammengedrängt sie auch in Rücksicht auf die Materie ihres Inhalts ist, würde doch in einem critischen Briefe, als bloße Einleitung, viel zu weitläuftig scheinen, wenn ich Ihnen dieselbe nicht als eine Vorbereitung zu dem ganzen Hauptstücke von der Religion der Aegyptier, in dem Werke des Hrn. v. P... gäbe. Da eine deutsche Uebersetzung der Untersuchungen über die Aegyptier und Chineser erschienen ist, wie ich aus dem letzten leipziger Meßcatalogus ersehen; so können Sie dieselbe nunmehr mit aller Bequemlichkeit in Ihrer Muttersprache lesen. Der Mühe, Ihnen einen Auszug von dem, was diese Schrift von der Religion und der Staatsverfassung der Aegyptier enthält, zu verfertigen, darf ich mich um so mehr entschlagen, da diese Materien nicht, wie die bereits abgehandelten, durch das ganze Buch zerstreuet, und mit dem Wesen der Chineser vermischt sind; sondern zwei besondere, nicht gar zu lange Capitel ausmachen. Von dem hauptsächlichsten Inhalte derselben will ich Ihnen dennoch, um allen Vorwürfen zu entgehen, ein Paar Worte hersetzen.

Die Religion der Aegyptier ist ein unermeßliches Ding. Sie hat so vielerlei Seiten, so mancherlei Gestalten, daß es unmöglich ist, zu allen diesen den wahren Standpunkt zu finden.

Ihre älteſten gottesdienſtlichen Gebräuche ſtammten aus Aethiopien, und ſo waren auch die Gymnoſophiſten dieſes Landes ihre erſten Prieſter. Alles was uns mit einiger Gewißheit von den Lehrſätzen dieſer Gymnoſophiſten bekannt geworden, iſt, daß ſie einen Gott als Schöpfer der Welt annahmen, ſeiner Natur nach unbegreiflich, aber ſichtbar in ſeinen Werken, welche insgeſammt ihnen von ſeinem Geiſte gleich belebt ſchienen. Aus dieſer Lehre floß der ſymboliſche Gottesdienſt, der dem Geiſte der Afrikaner recht angemeſſen zu ſeyn ſcheint. Die glühende Einbildungskraft der Bewohner dieſes Welttheils will durch ſichtbare Gegenſtände oder Fetiſchen fixirt, und ihre Unruhe wegen der Zukunft, durch Wahrſagereien, welche ſie aus dieſen Fetiſchen ſelbſt ziehen, befriedigt ſeyn. So hatte der Stier Apis, außer ſeinen ſymboliſchen Eigenſchaften, auch noch die, daß er über die zukünftige Ueberſchwemmung des Nils Anzeigen gab; und ſelbſt das Wort Apis, nach Weiſe der Aegyptier ausgeſprochen, hat eine offenbare Beziehung auf das in die Höhe ſteigen des Waſſers auf den Graden des Nilmeſſers. Auch von den Crocodilen wurden Vorbedeutungen genommen, und wahrſcheinlicher Weiſe eben ſo von vielen andern Thieren.

Viele Thiere waren, ihrer Nützlichkeit wegen, geheiligt und der Beſchützung des Aberglaubens empfohlen, als: Katzen, Wieſel, Ichneumons, Sperber, Geier, Eulen, Störche und Ibis, welche mit Recht die Reiniger Aegyptens genannt worden ſind. Dieſes

Land wäre ohne ſie nicht zu bewohnen. Da bei den Engländern die Geſetze verbieten, um London und in den weſtindiſchen Colonien die Geier zu tödten, ſo hat man ſich nicht zu wundern, daß die Aegyptier ganz ähnlichen Geſetzen eine weit größere Kraft zu geben geſucht haben. Die Alten ſchonten überhaupt faſt aller der Gattungen Raubvögel, welche man des Wildes halben, mit ſo großer Sorgfalt, in den mehrſten Gegenden Europens zerſtört. Nichts deſto weniger bleibt der Grundſatz richtig, daß dem Vortheile der Jagd der Vortheil des Ackerbaues nie aufgeopfert werden müſſe; und für dieſen giebt es keine ſchlimmere Plage, als die Caninchen, die Mäuſe, die Sperlinge und die Schnekken, wovon die Raubvögel die Ländereien reinigen, ohne nur ein Gräschen zu beſchädigen.

Einige Thiere ſcheinen bloß in Beziehung auf gewiſſe nützliche Arbeiten, welche ihre Verehrung nothwendig machte, geheiligt worden zu ſeyn. Der natürliche Hang zur Trägheit bei dieſem Volke wurde auf dieſe Weiſe durch ſeinen noch ſtärkern Hang zum Aberglauben beſtritten und überwunden. Hieraus leitet der Herr v. P... auch die Verehrung der Crocodile her. Die Städte, wo dieſer Dienſt am mehrſten im Schwange war, lagen weit vom Nil ab, und die Crocodile hätten nie bis zu ihnen gelangen können, wenn ihre Canäle ſchlecht unterhalten oder verſtopft geweſen wären. Ueberall ſieht die Staatsklugheit unter dem geheimnißvollen Schleier des Fanatismus hervor.

Die diätetiſchen Anordnungen der Aegyptier bezogen

ſich auf ihr Clima, und ihre mehrſten Feſte auf den Ackerbau, die Ueberſchwemmung des Nils und die Aſtronomie.

„Sie erkannten ein verſtändiges, von der Materie unterſchiedenes Weſen, welches ſie Phtha nannten; es war der Erſchaffer des Weltalls, der lebendige Gott, deſſen Weisheit ſie unter dem Namen Neith, als eine Weibsperſon, die aus dem Körper eines Löwen hervorgeht, perſonificirt hatten. . . . Die letzte von den Aegyptiern perſonificirte Eigenſchaft des höchſten Weſens war die göttliche Güte, die ſie Cnuph nannten, ein in den Abraxen berühmtes Wort. . . . Ihre Athor bedeutete in einem gewiſſen Verſtande das Chaos, und in einem andern die Unbegreiflichkeit Gottes und ſeinen Zuſtand vor der Schöpfung.“

Es iſt ſchwer zu erklären, wie Jablonski ſich ſelbſt hat überreden können, daß die ägyptiſchen Prieſter wirkliche Gotteslängner in dem ſtrengſten Sinne geweſen wären. Mich däucht, man darf, als einen unumſtößlichen Grundſatz ſicher feſtſetzen, daß diejenigen, welche ganze Geſellſchaften, oder wohl gar Nationen des Atheismus beſchuldigen, ſich allemal gröblich irren. Denn es iſt unmöglich, aus dem Herzen ſo vieler Menſchen Hoffnung und Furcht zu reißen, und nachher ihren Geiſt mit einem Lehrſatze zu Boden zu drücken, der mehr Leichtgläubigkeit erfordert, als alle andere Lehrſätze miteinander. Es gehört ein unendlich höherer Grad von Glauben dazu, um ein Atheiſt, als um keiner zu ſeyn.

Die ägyptiſche Religion behauptete ſich, mitten unter den entſetzlichſten Revolutionen, eine lange Reihe von Jahrhunderten durch, bis ſie endlich unter der Regierung des Theodoſius ſo häufige und ſo ſtarke Stöße erlitt, daß ſie gänzlich untergehen mußte. Alsdann ward Aegypten, welches die Tyrannei der conſtantinopolitaniſchen Kaiſer ſchon ſehr herunter gebracht hatte, einer Legion von Mönchen gleichſam zum Raube gelaſſen. Die Städte entvölkerten ſich; man vergaß, bis zum Namen, die Künſte, und es kam endlich dahin, daß man auf den Ruinen der blühendſten Städte in Strohhütten wohnte.

Die politiſche Verfaſſung der Aegyptier betreffend, ſo warnt der Hr. v. P... ſeine Leſer, nicht alles buchſtäblich zu glauben, was man bei den Griechen davon aufgezeichnet findet; denn dieſe haben Geſetze bewundert, die nur in den Büchern vorhanden waren; Polizeianordnungen gelobt, die man nicht beobachtete, oder wenigſtens anders beobachtete, als ſie meinten; zum Beweiſe führt er das Beiſpiel des mit den Räubern gemachten Vergleichs an, welcher ſeiner Meinung nach nur die Araber und nicht die eingebornen Aegyptier anging.

Ihre Regierung war, der Grundverfaſſung nach, wirklich monarchiſch; denn der Gewalt des Oberherrn waren Schranken geſetzt; die Ordnung der Thronfolge in der königlichen Familie war beſtimmt, und die Verwaltung der Gerechtigkeit einer beſondern Geſellſchaft anvertraut, deren Einfluß dem Anſehen der Pharaonen

die Wage halten konnte. Dieſe hatten nie das Recht in einer bürgerlichen Sache zu entſcheiden. Die Richter legten ſogar, beim Antritt ihres Amts, einen entſetzlichen Eid ab, der ſie verband, dem Könige nicht zu gehorchen, im Fall er ihnen beföhle, einen ungerechten Spruch zu thun. Man glaubt mit vielem Grunde, daß das Recht, die Steuern auszuſchlagen, oder die Abgaben zu vertheilen, allein in den Händen der Abgeordneten der Provinzen und der großen Prieſtercollegien geweſen ſey, deren Hauptverſammlung im Labyrinth geſchah.

Der Verfall des ägyptiſchen Reichs, und alle Uebel, die daraus entſprungen, werden der Vereinigung der zeitlichen Macht mit der geiſtlichen, auf den Kopf eines einzigen Mannes, Sethon genannt, zugeſchrieben. Wenn neuere Schriftſteller, wie z. B. Rouſſeau, behauptet haben, dieſe beiden Mächte müßten immer vereinigt ſeyn, ſo haben ſie mehr beäuget, was einer Republik, als was einem monarchiſchen Staate zuträglich iſt. In dieſem iſt der Oberherr für ſich ſchon eine ſehr wichtige Perſon; macht man ihn nun überdieß noch zum Prieſter, ſo hat man einen Deſpoten; wie denn China, Perſien, die Türkei, und ſelbſt Judäa hievon das Beiſpiel gegeben haben.

Die reviſoriſchen Anmerkungen, welche ich Ihnen in meinem jüngſten Briefe verſprach, bekommen Sie nicht, weil ſeit dem der Materialien zuviel geworden ſind, und verſchiedene darunter vor dem Caduceo des Gottes Merkur, der ein weiſer und friedliebender

Land wäre ohne sie nicht zu bewohnen. Da bei den Engländern die Gesetze verbieten, um London und in den westindischen Colonien die Geier zu tödten, so hat man sich nicht zu wundern, daß die Aegyptier ganz ähnlichen Gesetzen eine weit größere Kraft zu geben gesucht haben. Die Alten schonten überhaupt fast aller der Gattungen Raubvögel, welche man des Wildes halben, mit so großer Sorgfalt, in den mehrsten Gegenden Europens zerstört. Nichts desto weniger bleibt der Grundsatz richtig, daß dem Vortheile der Jagd der Vortheil des Ackerbaues nie aufgeopfert werden müsse; und für diesen giebt es keine schlimmere Plage, als die Caninchen, die Mäuse, die Sperlinge und die Schnekken, wovon die Raubvögel die Ländereien reinigen, ohne nur ein Gräschen zu beschädigen.

Einige Thiere scheinen bloß in Beziehung auf gewisse nützliche Arbeiten, welche ihre Verehrung nothwendig machte, geheiligt worden zu seyn. Der natürliche Hang zur Trägheit bei diesem Volke wurde auf diese Weise durch seinen noch stärkern Hang zum Aberglauben bestritten und überwunden. Hieraus leitet der Herr v. P... auch die Verehrung der Crocodile her. Die Städte, wo dieser Dienst am mehrsten im Schwange war, lagen weit vom Nil ab, und die Crocodile hätten nie bis zu ihnen gelangen können, wenn ihre Canäle schlecht unterhalten oder verstopft gewesen wären. Ueberall sieht die Staatsklugheit unter dem geheimnißvollen Schleier des Fanatismus hervor.

Die diätetischen Anordnungen der Aegyptier bezogen

ſich auf ihr Clima, und ihre mehrſten Feſte auf den Ackerbau, die Ueberſchwemmung des Nils und die Aſtronomie.

„Sie erkannten ein verſtändiges, von der Materie unterſchiedenes Weſen, welches ſie Phtha nannten; es war der Erſchaffer des Weltalls, der lebendige Gott, deſſen Weisheit ſie unter dem Namen Neith, als eine Weibsperſon, die aus dem Körper eines Löwen hervorgeht, perſonificirt hatten. . . . Die letzte von den Aegyptiern perſonificirte Eigenſchaft des höchſten Weſens war die göttliche Güte, die ſie Cnuph nannten, ein in den Abraxen berühmtes Wort. . . . Ihre Athor bedeutete in einem gewiſſen Verſtande das Chaos, und in einem andern die Unbegreiflichkeit Gottes und ſeinen Zuſtand vor der Schöpfung.“

Es iſt ſchwer zu erklären, wie Jablonski ſich ſelbſt hat überreden können, daß die ägyptiſchen Prieſter wirkliche Gotteslängner in dem ſtrengſten Sinne geweſen wären. Mich däucht, man darf, als einen unumſtößlichen Grundſatz ſicher feſtſetzen, daß diejenigen, welche ganze Geſellſchaften, oder wohl gar Nationen des Atheismus beſchuldigen, ſich allemal gröblich irren. Denn es iſt unmöglich, aus dem Herzen ſo vieler Menſchen Hoffnung und Furcht zu reißen, und nachher ihren Geiſt mit einem Lehrſatze zu Boden zu drücken, der mehr Leichtgläubigkeit erfordert, als alle andere Lehrſätze miteinander. Es gehört ein unendlich höherer Grad von Glauben dazu, um ein Atheiſt, als um keiner zu ſeyn.

Gott ist, nicht abgehandelt werden dürfen. — Sonst bin ich, meines Ortes, der ketzerischen Meinung, Uneinigkeit sey das Salz der Erde. Gleich einem Ei schwimmt Kampf im Plane des Ganzen umher, woraus, wie ehemals das Universum, eine Welt voll neuer Kenntnisse, gleich einem Huhne, hervorkömmt. Dieses Huhn müssen wir von Gott und Rechtswegen in unsre Küche zu bekommen suchen; weil aber, via naturae, kein Huhn ohne Ei wird, so ist das Ei zur Existenz des Huhns: — so ist der Kampf nothwendig.

Da ich mir keine revisorischen Anmerkungen erlaube, so werde ich auch keine critischen machen. Herr de Guignes will eine weitläuftige Widerlegung der Untersuchungen über die Aegyptier und Chineser schreiben, und hat einstweilen in dem Journal des savans einen Brief gegen den Verfasser drucken lassen, der ihn zum Verbrennen qualificirt. Weidlich und laut geschimpft ist er in Deutschland worden. Ganz still ausgeschrieben zugleich.

Ich schließe mit der Versicherung, daß ich gegenwärtig über die Schrift des Hrn. v. P... im Ganzen genommen, noch eben so vortheilhaft denke, als da ich Ihnen meinen ersten Brief schrieb. Daß sie ihre Schwächen habe, wie alles Menschliche, erinnerte ich auch schon damals. — Aber daß jener Brief an einigen Stellen weissagende Satyre gewesen, ist wunderbar. Leben Sie wohl.

Eine politische

Rhapsodie.

Aus einem Aktenstock entwendet.

tung gemäßen Stufenfolge ſich immer erneuern und vermehren.

Ein wildes Volk, welches von Jagd, Fiſcherei, oder den freiwilligen Früchten der Erde lebt, kann ſich nur bis auf einen gewiſſen Grad vermehren; hernach müſſen die Eltern ſich entſchließen, einige ihrer Kinder in der Wiege umzubringen, die Kinder, ihre gebrechlich gewordenen Alten zu ermorden, oder ein Theil dieſes Volkes muß in andere Gegenden entfliehen: Vermehrung der Menſchen kann alſo nicht ohne Vermehrung der Lebensmittel gedacht werden.

Die Lebensmittel können nicht anders vermehrt werden, als durch jene künſtliche Bearbeitung der Erde, welche wir Agrikultur nennen.

Die Agrikultur ſetzt die Feſtſetzung des Eigenthums voraus, ferner eine beſchützende Macht, welche die Beibehaltung dieſes Eigenthums verſichert. Schon in ihrer erſten roheſten Geſtalt erfordert die Agrikultur eine gewiſſe Anlage. Der halbgeſittete Wilde, der den erſten Kartoffel pflanzte, mußte dieſen Kartoffel beſitzen, und dran geben, und daneben auch die Zeit und Mühe aufopfern, welche er zu Aufſuchung mehrerer hätte verwenden können; er vertauſchte an die Erde ein gegenwärtiges Nahrungsmittel, nebſt ſeiner Zeit und Mühe, gegen die zukünftige Erſtattung eben dieſes Nahrungsmittels in vervielfältigtem Maße. Würde dieſer Menſch, ohne die Gewißheit zu ernten, wohl

gepflanzt haben? — Das erste Bedürfniß der Gesellschaft ist demnach eine obere Gewalt, welche ein jedes Glied derselben bei dem Eigenthum seiner Person und der Früchte seiner Bemühungen gegen innerliche und äußerliche Angriffe schütze; woraus dann zugleich die natürliche und nothwendige Pflicht für die Gesellschaft entspringt, ihren Oberherrn, nebst seinen Soldaten und Civilbedienten, ohne anderweitiges Entgeld, zu unterhalten.

In den mehrsten Gegenden von Europa reicht eine mäßige Arbeit von 25 Familien hin, um, außer ihrer Obrigkeit, noch 75 andere Familien mit allen Bedürfnissen und verschiedenen Bequemlichkeiten des Lebens zu versehen; die 25 Familien aber würden nur für sich und die sie beschützende Gewalt arbeiten, ohne sich um das Daseyn der übrigen 75 zu bekümmern, wenn nicht eine Ursache vorhanden wäre, die sie zum Gegentheil bewegte. Diese Bewegursache bringt die Industrie hervor.

Der Handwerker und Künstler giebt den rohen Materialien eine andre Form. Will nun der Eigenthümer der rohen Materialien sie in dieser veränderten Form besitzen, so muß er nicht nur die rohen Materialien zum Grundstoffe, sondern noch darüber den Unterhalt für denjenigen, der sie transmutirt, und den Unterhalt für seine Familie während der Zeit, die auf ihre Bearbeitung verwendet wird, hervorbringen: die Classe der Grund-Eigenthümer verwendet diesemnach

mehr Unkoſten, Arbeit und Zeit auf Hervorbringen einer größern Menge Produkte, um ihren Ueberfluß gegen die Arbeiten der induſtriöſen Claſſe zu vertauſchen.

Eine freiwillige Vertauſchung verſchiedener Dinge gegen einander macht das Weſen des Commerzes, im allgemeinſten Verſtande genommen, aus.

Das erſte Bedürfniß des Commerzes, ſein unentbehrlich Nothwendiges, ſeine einzige Materie, iſt das Ueberflüſſige, denn niemand vertauſcht, was er nicht entbehren will.

Ueberfluß wird nicht eher erzeugt, bis eine Abſicht oder Ausſicht vorhanden iſt, dieſen Ueberfluß dem Bedürfniſſe eines andern gegen Erſatz zu überlaſſen. Einzig und allein die Begierde zu einem vervielfältigten Genuſſe, und die Möglichkeit, die Mittel zu demſelben gegen unſren Ueberfluß einzutauſchen, treibt uns an, dieſen Ueberfluß zu erarbeiten.

Indem ein Ding gegen ein anderes umgetauſcht wird, wird ihr beiderſeitiger verhältnißmäßiger Werth in dem gegenwärtigen Falle feſtgeſetzt. Eine Sache, wenn ſie auch zu denjenigen gehört, deren Genuß dem Menſchen am unentbehrlichſten iſt, hat, an und für ſich betrachtet, keinen beſtimmbaren Werth; was davon zum unmittelbaren Gebrauch angewendet wird, iſt ein Gut für denjenigen, der es gebraucht; aber ihre Anhäufung, ihr Ueberfluß darf nicht Reichthum genannt werden. Wollte man die bloße Menge, den

bloßen Ueberfluß ſelbſt der unentbehrlichſten Güter des Lebens Reichthum nennen, ſo müßte man vor allen Dingen Luft und Waſſer mit dieſem Prädikat belegen. Der Ueberfluß darf alſo nicht allgemein und gleich ſeyn; es muß ihm allemal ein Bedürfniß auf der andern Seite entſprechen, wenn nämlich jener Ueberfluß in Nothdurft verwandelt werden, und einen beſtimmbaren feilen Werth (valorem venalem) erhalten ſoll. Dieſes zu bewerkſtelligen, nämlich den Ueberfluß in Nothdurft zu verwandeln, iſt der eigentliche Gegenſtand des Commerzes.

Ein Menſch, welcher ſich an den nothwendigſten Bedürfniſſen des Lebens begnügte, ſie ſelbſt hervorbrächte und allein verzehrte, könnte eben ſo wenig ein Glied derjenigen Geſellſchaft, in deren Mitte er ſich aufhielte, genannt werden, als der Ochſe, der an ſeiner Hütte graſet. Man muß ausgeben und erwerben, man muß in das allgemeine Commerz verwickelt ſeyn, um nicht in der bürgerlichen Geſellſchaft noch weniger als ein Thier zu gelten: alſo iſt das Commerz eben ſo gewiß das eigentliche wahre Band der Geſellſchaft, als die Feſtſetzung des Eigenthums ihr erſtes nothwendigſtes Bedingniß war.

Aus den bis hiehin auseinander gefolgerten Grundſätzen zuſammen genommen, erhellet unwiderſprechlich, daß die Wohlfahrt eines Staats in eben

dem Maße zunimmt, wie ſein Commerz anwächſt.

Hiebei iſt aber vor allen Dingen nicht außer Acht zu laſſen, daß der einſeitige Gewinnſt, welchen diejenige Claſſe von Bürgern, die man im eigentlichſten Verſtande Kaufleute nennt, aus ihrem Gewerbe ziehet, durchaus von den Vortheilen unterſchieden ſey, welche das Commerz, nach dem allgemeinen und fruchtbaren Sinne, in welchem es in dem gegenwärtigen Aufſatze genommen worden, über den ganzen Staat ergießt. Was hierüber anzumerken iſt, wird ſich bei einer kurzen Betrachtung über die verſchiedenen Modificationen des Commerzes von ſelbſt darſtellen.

Die Erde iſt bekanntermaßen die einzige Quelle aller Reichthümer. Der Landeigenthümer vermehrt die Güter, welche ſie hervorbringt, entweder durch eigne Arbeit, oder in der Perſon ſeiner Pachter und Ackersleute. Der Handwerker und Künſtler hingegen, weit entfernt die Produkte zu vermehren, hilft ſie nur vernichten, indem er dieſelben zum Theil durch die Veränderung, welche er mit ihnen vornimmt, zur Reproduktion untüchtig macht, und zum Theil an Lohn für ſeine Arbeit verzehrt; er kann alſo nicht anders als auf die vorhin beſchriebene Weiſe im Dienſt und Solde der Grundeigenthümer exiſtiren, und ſein einziges Verdienſt um die Bereicherung des Staats iſt, daß er die Grundeigenthümer zu einem ſtärkern Anbau reizt. Alle und jede Menſchen alſo, welche nicht Grundeigenthümer ſind, leben auf Unkoſten der Grundeigenthümer. —

Das Leben auf Unkosten der inländischen Grundeigenthümer, ist inländisches Commerz; das Leben auf Unkosten ausländischer Grundeigenthümer, ist ausländisches Commerz.

Diesemnach ist es augenscheinlich, daß in einem fruchtbaren Lande sich alles auf die Agrikultur stützt, und das Interesse der produktiven Classe das wahre Interesse des Staats ist. Es wäre also sehr thöricht gehandelt, wenn man um Manufakturen in einem solchen Lande zu begünstigen, durch ein Verbot der Ausfuhr dieses oder jenes Produktes seinen Preis zu erniedrigen trachten wollte. Durch eine solche Anstalt gewinnt allein der fremde Staat, der einen solchen verarbeiteten Artikel kauft, und der Staat, worin er fabricirt wird, verliert. Colbert verbot die Ausfuhr der Landfrüchte aus Frankreich, damit die Manufakturisten desto wohlfeiler arbeiten könnten. Er berechnete den erhöhten Werth der ersten Materialien in einem gewürkten Seidenzeuge, und sah lauter Nutzen. Hätte er die Subsistenz der Arbeiter, welche sie in dieses Zeug gleichsam einwebten, mit in Betrachtung gezogen, und hernach die Summe überschlagen, die, bei einer freien Ausfuhr, aus diesen Produkten hätte können gewonnen werden, so würde sich ein ganz entgegengesetztes Resultat dargeboten haben. Es giebt einige Fälle, wo die Prohibition der Ausfuhr sehr scheinbare Gründe für sich hat, wenn nämlich die Herunterſetzung des Preises eines gewissen einheimischen Produkts von geringerem

Ertrage die Erhöhung eines andern gleichfalls einheimischen Produkts von höherem Ertrage befördern soll: z. B. man verböte die Ausfuhr der Wolle, damit sie im Lande verarbeitet, und durch die Consumtion der Arbeiter der Werth der Lebensmittel ins Steigen gebracht würde. Allein fürs erste zeigt sich gemeiniglich bei einer genauen und ausführlichen Auseinandersetzung des besondern Falles eine klare Mißrechnung; und fürs andre wird der vorgehabte Zweck niemals erreicht; denn die Cultivirung des eingekerkerten Produkts wird alsbald vernächlässiget, weil niemand nur ein einziges Schaf anzieht, um seine Wolle auf die Wagschale des Projektmachers zu legen: nachher, so wie das Produkt an Menge abnimmt, so steigt es auch wieder im Preise; ja es ist öfters kurz nach dem Verbote der Ausfuhr theurer als zuvor. Da nun zugleich die Lebensmittel durch die eingeführte Colonie der Manufakturisten erhöhet worden, so kann die Fabrik nicht mehr bestehen; der ganze innerliche ökonomische Zustand geräth alsdann in Verwirrung, und die blühendste Provinz geht zu Grunde. Die Abwege, worauf die Staatsmänner über diesen Punkt gerathen, entspringen größtentheils aus dem irrigen Begriffe von der Population, indem sie die Population als die Quelle der Wohlfahrt eines Staats annehmen, da sie doch nur eine Folge, ein Symptom derselben ist. Ein Mensch, der dem Staat nicht nützt, schadet dem Staate, weil er die zu seiner Subsistenz erforderlichen Mittel, der Reproduktion entzieht, und sie schlechterdings vernichtiget.

Die Prohibition oder Erschwerung der Einfuhr fremder Manufaktur-Artikel, in der Absicht, die inländischen Fabriken zu begünstigen, ist zwar nicht in eben dem Grade verderblich, als die Hemmung der freien Ausfuhr, aber sie richtet doch immer einigen und nicht selten beträchtlichen Schaden an. Sind die im Lande fabricirten Waaren bei gleicher Güte auch eben so wohlfeil, als die ausländischen, so bedürfen sie keiner gewaltthätigen Begünstigung; und sind sie es nicht, so subsistiren die Fabrikanten auf Unkosten der übrigen Einwohner; eben so gut könnte man eine Kopfsteuer ausschlagen, oder einen Impost auf den eingehenden Manufaktur-Artikel legen, um einen Haufen Müssiggänger davon zu ernähren, denn mehr als Müssiggänger nützen solche Fabrikanten dem Staate nicht. Aber, sagt man, das Geld bleibt dann doch im Lande! O ja, was man an einheimische Bettler giebt, bleibt auch im Lande; aber was für einen Gewinn zieht der Staat davon? — Und die Furcht, das Geld aus dem Lande zu verlieren, was hat es doch eigentlich wohl damit zu bedeuten? — Ist das Geld nicht so gut eine Waare als andre Waaren, und giebt es wohl jemand umsonst weg? — Man hat sich angewöhnt, das Geld als die Quintessenz aller Reichthümer anzusehen, weil es seines innern Werthes halber, als Metall, — seiner Incorruptibilität wegen — weil es nichts zu verwahren kostet — und noch um verschiedener andrer Bequemlichkeiten willen, zufolge einer durchgängigen Convention, zum Repräsentanten aller Be-

dürfnisse, zum Makler aller Gesuche, kurz zum allgemeinen Mittel des Tausches angenommen worden ist; im Grunde aber sind die geprägten Metalle doch nichts anders, als überall gültige Unterpfände oder Zeichen; deswegen definirt der Abbe' Morellet ein Stück Geld, z. E. von dem Werthe eines Ochsen, einen Ochsen in abstracto (un boeuf abstrait). Wir sehen auch, daß in unzähligen Fällen Wechsel, Schuldscheine, Promessen, den vollkommenen Dienst des Geldes leisten. Wo verkäufliche Dinge vorhanden sind, da ist auch immer hinlänglich Geld vorhanden; ja, man kann darthun, daß je größer der Wohlstand eines Landes ist, es desto weniger Geld, nach Proportion seiner Größe und Population, bedarf. In einem solchen Lande entspricht jedem Ueberflusse ein Bedürfniß; alle seine Produkte und Arbeiten sind gefodert, gesucht, haben einen currenten Werth, gehen schnell von Hand zu Hand, werden genossen und erneuern sich in vervielfältigtem Maße; und diese regelmäßige und schleunige Circulation bringt allemal das Phänomen des Geld-Ueberflusses hervor. Denn, wenn alle Dinge eben so einen bestimmten Geld-Werth repräsentiren, wie das Geld ihren Werth repräsentirt, so muß von beiden gleich viel vorhanden zu seyn scheinen. Ein Beispiel kann hier die Stelle einer weitläuftigern Entwicklung vertreten. Ich setze den Fall, ich hätte gestern Morgen bei einem Fruchthändler für 50 Rthlr. Haber einkaufen lassen; der Fruchthändler hätte mit diesen 50 Rthlr. sogleich Leinwand einge-

kauft; der Leinwandhändler hätte sie augenblicklich wieder verwendet; so daß sie, nachdem sie durch 24 Hände gegangen, den folgenden Morgen an einen Bauer gelangten, der sie mir für verfallne Pacht bezahlte: eben die 50 Rthlr., die gestern auf meinem Tische lagen, liegen also heute wieder darauf; während dieser Zeit haben sie 1200 Rthlr. repräsentirt, und in den folgenden 24 Stunden können sie eben diese Dienste wieder leisten. Wäre die Circulation dieser 50 Rthlr. langsamer von statten gegangen, so hätten sie entweder 24 mal wirklich da seyn müssen, oder 24 Menschen hätten über Geldmangel geklagt. Aus dergleichen Betrachtungen läßt sich folgern, daß in einer großen Stadt, wie Paris zum Exempel, in einem halben Jahre mehr Geld ausgegeben werden müsse, als in den vier Welttheilen zusammen genommen, auf einmal aufgebracht werden könnte; ferner, daß das Phänomen des Geldüberflusses, welches allemal ein Symptom der Prosperität ist, etwas ganz anders sey, als die vorhandene Menge von gemünztem Gold und Silber. In einem verdorbenen oder sinkenden Staat wird sich immer Geldmangel äußern, wenn auch unter einer großen Anzahl seiner Mitglieder Crösus Schätze vertheilt wären.

Ich wiederhole nunmehr die Frage, von der ich ausging, was bedeuten die Worte: man muß verhüten, daß das Geld nicht aus dem Lande gehe, man muß suchen, das Geld im Lande zu halten? und glaube ihren Sinn, in so fern sie

nämlich einen wahren Sinn haben, folgender Geſtalt entwickeln zu können. Es iſt erwieſen, daß jeder von den Menſchen durch willkührliche Arbeit hervorgebrachte Ueberfluß, und die Ausbreitung der Geſellſchaft nach Maßgabe dieſes Ueberfluſſes, ſich nothwendig auf eine Vervielfältigung der Bedürfniſſe in dieſer Geſellſchaft ſtützen müſſe, und daß das Vermögen, die Mittel zu Befriedigung aller dieſer Bedürfniſſe hervorzubringen, und ihre ununterbrochene wechſelſeitige Erneuerung, die Dauer und Stärke der politiſchen Geſellſchaft ausmache. Wenn nun jemand ſich einen Ueberfluß an einer Sache erwirbt, in der Abſicht, dagegen ein anderes Mittel zu Befriedigung eines gewiſſen Bedürfniſſes einzutauſchen, ſo muß, wenn der Zweck erfolgen ſoll, auf der andern Seite ſich ebenfalls jemand befinden, der die begehrte Sache aus ähnlichen Abſichten in einem gewiſſen Ueberfluſſe bewirkt hat: woraus dann ferner folgt, daß, wenn beide Perſonen Bürger Eines Staates ſind, ihre gegenſeitigen Bedürfniſſe alsdann im Staate ſelbſt einen zwiefachen Ueberfluß wechſelſeitig erzeugen. In dieſem Falle werden alſo zwei Quellen des Reichthums im Staate eröffnet, da im entgegengeſetzten Falle nur eine flöſſe, welches allerdings ein Vortheil iſt. Daß aber durch eine gewaltſame Begünſtigung inländiſcher Fabriken keine zweite Quelle des Reichthums im Staat ſich eröffne, iſt leicht zu erweiſen. Man frage kurz: giebt das Land die rohen Materialien

zu Fabricirung der Waare selbst her, oder muß es sie von außen ziehen? — Hat es sie in sich, so muß der Vortheil, den es durch den Verkauf im rohen gezogen hätte, abgerechnet werden, weil diesen ohnehin schon das Land genoß; hat es sie nicht in sich selbst, so muß wiederum der Vortheil an den rohen Materialien abgerechnet werden, weil diesen, der einheimischen Fabricirung ungeachtet, der Ausländer genießt: in beiden Fällen müßte also der ganze Vortheil allein aus dem Arbeitslohn entspringen, und in allen nur erſinnlichen Modificationen kann es in der That zuletzt auf nichts mehr hinauslaufen. Daß die Verzehrung dieses Arbeitslohns nicht reiner Nutzen für das Land sey, verſteht sich von selbst, denn, wenn die Bauern und Handwerker ihre Waaren diesen Manufakturiſten nur 5 pr. Cent. unter dem gewöhnlichen Preis verkaufen sollten, so würden sie eine solche Consumtion verwünschen. Folglich ist der überſchießende Gewinnſt an dem verzehrt werdenden Taglohn der einzige Vortheil für das Land. Wenn man nun den geringen Erſatz, welcher einem Theil der Bürger durch die Consumtion dieſer Art Manufakturiſten zuwächſt, gegen den vollen Schaden der übrigen hält, welche die einheimiſche Waare theurer eintauſchen müſſen, als mit der auswärtigen geſchehen könnte, so ist das klare Reſultat, Schaden und — Ungerechtigkeit.

In einem fruchtbaren Lande, worin ſich alles auf Agrikultur ſtützt, und von der Claſſe der einheimiſchen

nämlich einen wahren Sinn haben, folgender Gestalt entwickeln zu können. Es ist erwiesen, daß jeder von den Menschen durch willkührliche Arbeit hervorgebrachte Ueberfluß, und die Ausbreitung der Gesellschaft nach Maßgabe dieses Ueberflusses, sich nothwendig auf eine Vervielfältigung der Bedürfnisse in dieser Gesellschaft stützen müsse, und daß das Vermögen, die Mittel zu Befriedigung aller dieser Bedürfnisse hervorzubringen, und ihre ununterbrochene wechselseitige Erneuerung, die Dauer und Stärke der politischen Gesellschaft ausmache. Wenn nun jemand sich einen Ueberfluß an einer Sache erwirbt, in der Absicht, dagegen ein anderes Mittel zu Befriedigung eines gewissen Bedürfnisses einzutauschen, so muß, wenn der Zweck erfolgen soll, auf der andern Seite sich ebenfalls jemand befinden, der die begehrte Sache aus ähnlichen Absichten in einem gewissen Ueberflusse bewirkt hat: woraus dann ferner folgt, daß, wenn beide Personen Bürger Eines Staates sind, ihre gegenseitigen Bedürfnisse alsdann im Staate selbst einen zwiefachen Ueberfluß wechselseitig erzeugen. In diesem Falle werden also zwei Quellen des Reichthums im Staate eröffnet, da im entgegengesetzten Falle nur eine flösse, welches allerdings ein Vortheil ist. Daß aber durch eine gewaltsame Begünstigung inländischer Fabriken keine zweite Quelle des Reichthums im Staat sich eröffne, ist leicht zu erweisen. Man frage kurz: giebt das Land die rohen Materialien

zu Fabricirung der Waare selbst her, oder muß es sie von außen ziehen? — Hat es sie in sich, so muß der Vortheil, den es durch den Verkauf im rohen gezogen hätte, abgerechnet werden, weil diesen ohnehin schon das Land genoß; hat es sie nicht in sich selbst, so muß wiederum der Vortheil an den rohen Materialien abgerechnet werden, weil diesen, der einheimischen Fabricirung ungeachtet, der Ausländer genießt: in beiden Fällen müßte also der ganze Vortheil allein aus dem Arbeitslohn entspringen, und in allen nur ersinnlichen Modificationen kann es in der That zuletzt auf nichts mehr hinauslaufen. Daß die Verzehrung dieses Arbeitslohns nicht reiner Nutzen für das Land sey, versteht sich von selbst, denn, wenn die Bauern und Handwerker ihre Waaren diesen Manufakturisten nur 5 pr. Cent. unter dem gewöhnlichen Preis verkaufen sollten, so würden sie eine solche Consumtion verwünschen. Folglich ist der überschießende Gewinnst an dem verzehrt werdenden Taglohn der einzige Vortheil für das Land. Wenn man nun den geringen Ersatz, welcher einem Theil der Bürger durch die Consumtion dieser Art Manufakturisten zuwächst, gegen den vollen Schaden der übrigen hält, welche die einheimische Waare theurer eintauschen müssen, als mit der auswärtigen geschehen könnte, so ist das klare Resultat, Schaden und — Ungerechtigkeit.

In einem fruchtbaren Lande, worin sich alles auf Agrikultur stützt, und von der Classe der einheimischen

Grundeigenthümer alle übrige Classen der Bürger leben müssen, — in einem solchen Lande sind diejenigen, welche ausschließungsweise Handelsleute genennt werden, eigentlich nichts anders, als Fuhrmänner oder Fuhrwerks-Entrepreneurs. Der Kaufmann holt die Mittel zur Erhaltung und Verschönerung des Lebens an den Orten ihrer Erzeugung, um sie nach den Orten ihrer Consumtion hinzubringen; er kauft bloß in der Absicht, um wieder zu verkaufen, und dadurch unterscheidet er sich von allen übrigen Classen der im Commerz stehenden Glieder der Gesellschaft. Sein Gewerbe ist ein öffentlicher Dienst, welchen er dem Publiko leistet, und es ist billig, daß das Publikum ihn dafür besolde; nichts destoweniger gehört seine Existenz zu den Unkosten des Landes, und fällt den reproduktiven Quellen seines Reichthums zur Last. Diese Art Unkosten möglichst zu vermindern, kann nicht anders als Gewinn für den Staat seyn.

In einem Staate, worin die Einwohner hauptsächlich auf Unkosten auswärtiger Grundeigenthümer leben, spielt der Kaufmann eine ansehnlichere Rolle; denn dort stellt er den abwesenden Grundeigenthümer vor, dessen Schätze er distribuirt; er zieht gewissermaßen das Land, welches in einer Entfernung von einigen hundert Meilen vielleicht, zum Lohn für seine Industrie befruchtet wird, auf den Boden, worauf er lebt; er ladet halbe Provinzen aus seinen Schiffen, oder läßt sie durch die Hände seiner Arbeiter herbeizaubern: — aber bei all dem ist dieser Han-

delsmann, so viel Talente, Fleiß, Geschicklichkeit und Vermögen sein Gewerbe auch erfordern mag, so verdient er sich auch dadurch um den Staat, und vorzüglich um die Menschheit macht, der wesentlichen Grundbeschaffenheit seines Dienstes nach, dennoch nichts anders, als entweder ein Fuhrwerks-Entrepreneur, oder ein Aufseher über Tagelöhner; und sobald man aufhört ihm Fracht zu geben und zu bestellen, oder anfängt seiner Fabrik eine schicklichere vorzuziehen, so verschwinden, gleich bunten Seifenblasen, jene glänzenden Reichthümer. Keine Lage ist so vortheilhaft, keine Anordnungen können so weise seyn, daß sie gegen dergleichen Widerwärtigkeiten immer schützten. Die Manufakturen gehen gemeiniglich an dem Orte ihrer Stiftung zuletzt durch ihre eigene Prosperität zu Grunde, und fliehen aus den bereicherten Ländern in ärmere, wo die Abwesenheit von Population und Luxus die Mittel zur Erhaltung des Lebens in niedrigern Preisen darbietet. In unseren aufgeklärten Zeiten, wo die Geheimnisse aller Künste offenbar sind, und überall die Industrie aufgeweckt und aufgeschreckt wird, — müssen, der wesentlichen Natur der Dinge zufolge, die Manufakturisten nebst ihren Aufsehern wohlfeil und äußerst mäßig leben können; es sey denn, daß die Administration, wie in Frankreich geschehen ist, die Ackersleute zu Sklaven der Handwerker mache. Was aber eine solche Staats-Oeconomie für Wirkungen hervorbringe, liegt am Tage.

Ius constituit necessitas; die Nothwendigkeit macht das Geſetz. Was alſo ſchlechterdings nothwendig iſt, muß auch ſchlechterdings gerecht ſeyn. Nun iſt es ſchlechterdings nothwendig für jeden Menſchen, daß er für ſeine Erhaltung ſorge, denn die Natur hat Schmerz und Tod zur Strafe darauf geſetzt, im Fall er es unterlaſſen wollte: es muß alſo ein allgemeines und abſolutes Recht ſeyn, daß jedweder für ſeine Erhaltung ſorge. Iſt es nun ſchlechterdings nothwendig, daß jeder Menſch ein abſolutes Recht habe, für ſeine Erhaltung zu ſorgen, ſo iſt es wiederum ſchlechterdings nothwendig, daß niemand das Recht habe, ihn daran zu hindern. Jeder Menſch iſt alſo vermöge einer abſoluten Nothwendigkeit ausſchließlicher Eigenthümer ſeiner Perſon und der Früchte ſeiner Bemühungen.

Jedes Recht ſetzt eine Pflicht voraus. Eine Pflicht, wie ſie Namen haben mag, greift in das Eigenthum der Perſon ein, welches ausſchließlich ſeyn ſoll; ſie iſt alſo mit dieſem Eigenthum weſentlich incompatibel, wenn ſie ihm nicht nützlich iſt. Es iſt augenſcheinlich, daß wenn dieſe Pflicht läſtig wäre, ohne nützlich zu ſeyn, derjenige, der damit behaftet wäre, alsdann nicht mehr ausſchließlicher Eigenthümer ſeiner Perſon ſeyn würde: folglich könnte dieſe Pflicht, in-

dem sie der natürlichen und selbstständigen Gerechtigkeit zuwider liese, nicht mehr erfüllt werden, als in so ferne eine höhere Gewalt dazu nöthigte. In diesem Zustande würde physische Stärke an die Stelle des Rechts treten, und die Bande der Gesellschaft würden sich auflösen.

Die Idee einer Pflicht, welche durchaus lästig wäre, enthält einen auffallenden Widerspruch; denn sie supponirt auf der einen Seite eine Pflicht, und auf der andern kein Recht sie zu fodern. In der That, ein Recht, welches die Gewalt allein behauptet, und welches die Gewalt auf der andern Seite zerstört, ist kein Recht unter Menschen. Dennoch wäre dieß der einzige Anmaßungs-Grund derer, welche einen Menschen Pflichten unterwerfen wollten, die von gar keinem Nutzen für ihn wären, und folglich seine Eigenthums-Rechte vernichteten.

Im Wege der Natur sind also die Pflichten nothwendiger Weise nützlich, sind die Quelle und das Maß unsrer Rechte. Unsere Rechte, wie wir bemerkt haben, sind Besitzthümer, die ihrem Wesen nach, ausschießlich seyn müssen; wollte man sie mit irgend einer Pflicht befangen, die ihnen nicht vortheilhaft wäre, so würde man sie theilen und folglich zerstören. Jene Rechte können sich also mit keinen andern Pflichten vertragen, als die dem Interesse jenes ausschließlichen Eigenthums gemäß und vortheilhaft sind. Wir können also das schlechterdings Gerechte in ein einzi-

ges Axioma zusammen fassen: kein Recht ohne Pflicht, und keine Pflicht ohne Recht.

Bevor sich besondere Gesellschaften gebildet hatten, schränkte sich das Recht eines jeden Menschen darauf ein, von allen andern Menschen unabhängig zu seyn; seine Pflicht hingegen darauf, niemanden abhängig von ihm zu machen. Ganz anders verhält sich die Sache in besondern Gesellschaften: in diesen bildet sich eine Kette gegenseitiger Abhängigkeiten, welche zu gegenseitigen Rechten und Vortheilen werden. Jeder Mensch hat da die Pflicht auf sich, das Eigenthum der übrigen zu versichern: und diese Pflicht ertheilt ihm ein Recht, welches die andern verbindet, die Versicherung des seinigen zu übernehmen. So vermehrt sich auf eine natürliche Weise ihre Gewalt und ihr Vermögen; und indem sie neue Pflichten übernehmen, so erwerben sie neue Rechte, welche nothwendig ihren Zustand in jeder Rücksicht verbessern müssen.

Dieses Gleichgewicht gegenseitiger ebenmäßiger Pflichten und Rechte, welches unter allen Gliedern einer Gesellschaft statt finden muß, muß auch in Absicht der Obrigkeit und der Unterthanen statt finden. Wenn die Obrigkeit das Recht hat, von den übrigen Menschen Gehorsam zu fodern, so hat sie dagegen auch die Pflicht, die übrigen Menschen bei ihrem Eigenthum zu schützen: darum weil sie uns Schutz und Sicherheit schuldig ist, sind wir ihr Gehorsam und Abgaben schuldig. Ueberall werden wir die Wahrheit unsers Axioms

wieder finden: Keine Rechte ohne Pflichten, und keine Pflichten ohne Rechte.

Leider aber wird dieſe offenbare Wahrheit von ſo manchen Politikern alle Augenblicke ſowohl im Denken als im Anordnen und Handeln auf die unbegreiflichſte Weiſe vergeſſen. Sie vergeſſen — können vergeſſen, daß man das heilige Recht des Eigenthums an keinem Ende angreifen kann, ohne es in ſeinem ganzen Umfange zu verletzen; vergeſſen — können vergeſſen, daß ſich auf die Unverletzlichkeit des Eigenthums alle geſellige Verbindung, alle Rechte und alle Pflichten gründen; und dürfen den Frevel wagen, dem einen zu rauben und dem andern zu geben, damit, wie ſie ſagen, das Ganze gewinne.

Der Unſinn eines ſolchen Syſtems iſt ſchon mehrmals auf die bündigſte Weiſe dargethan worden. Ich wiederhole nicht gern, und es fehlte zu einer ſolchen Wiederholung auch der Raum. Nur an einem einzigen Beiſpiele will ich die Nichtigkeit der Vortheile zeigen, die man durch gewaltthätige Eingriffe in die Rechte des Eigenthums zu erhaſchen glaubt; und will mit Fleiß dasjenige Beiſpiel wählen, welches den Sophiſten, die ich beſtreite, am vortheilhafteſten iſt, und die mehrſten Beſchönigungen zuläßt: den Getraide-Handel nämlich.

Wo man einer freien Vertauſchung der Früchte des Fleißes durch Geſetze Hinderniſſe in den Weg zu legen ſucht, da hat man jederzeit die Abſicht, einem ſolchen Artikel eine erzwunge Wohlfeile zu verſchaffen.

Ob eine solche Absicht in irgend einem Falle vernünftig seyn könne, lasse ich dahin gestellt seyn; ich will nur untersuchen, ob es möglich sey, sie durch dergleichen Gesetze zu erreichen.

Es wird auf die Beantwortung der Frage ankommen, wodurch der Preis eines jeden verkäuflichen Dinges überall festgesetzt wird.

Der Preis, der für eine Waare gegeben wird, muß dem Werthe der Unkosten, die auf seine Erzielung verwendet worden, gleich seyn. Der Landmann, welcher Getraide und Vieh erzielet, muß nothwendig auf dem Markte den Ersatz der Zinse des Kapitals seiner Anlage, der Zinse und Abschleifung seiner todten und lebendigen Fahrniß, den Ersatz für seinen und der Seinigen Unterhalt während der Zeit, da er die Produkte erzeugte, den Ersatz der Landes- und Herrschaftlichen Abgaben, kurz den Ersatz aller seiner Vorschüsse finden; oder er wird, wenn er den Ersatz seiner sämmtlichen Vorschüsse nicht erhält, außer Stand gesetzt, die nämliche Quantität von Produkten für das folgende Jahr zu erneuern.

Es giebt demnach einen nothwendigen Preis, unter welchem niemand verkaufen kann, ohne sein Kapital zu vermindern, folglich sein Verderben anzutreten, somit, den Quellen der Reichthümer des Staates einen fortdaurenden und wachsenden Abbruch zu thun.

Aber eben so, wie es, dem vorhergehenden zufolge, einen nothwendigen Preis giebt, unter welchem der Produzent bei Strafe seiner allmähligen Vernichtung nicht verkaufen kann; eben so giebt es auch einen

nothwendigen Preis, über welchen er nicht hinauszugehen im Stande ist. Diesen letzten Preis bestimmt die Concurrenz. Nicht nur alle Handarbeit, alle rohe Produkte, sondern auch diejenigen Manufaktur-Artikel, welche in großer Anzahl verfertiget werden, und einen allgemeinen Gebrauch zulassen, kommen sehr geschwinde auf einen currenten einförmigen Preis, welcher allemal, nach Maßgabe der Umstände, aus den vorhin angeführten Gesetzen der Nothwendigkeit, das ist, des unumgänglichen Ersatzes der Vorschüsse, entspringt, und sobald man die erforderlichen Data hat, algebraisch ausgerechnet werden kann.

Hat es nun hiemit, wiewohl schwerlich jemand läugnen wird, seine unwidersprechliche Richtigkeit, so folgt daraus, daß ein jedes Verbot, irgend ein Produkt auszuführen, den Preis dieses Produkts niemals, sondern nur die Erzeugung desselben oder seine Quantität vermindern könne. Diejenigen Erzieler, welche mit einem geringen Vermögen, nur zu ihrem kümmerlichen Unterhalt, das gehemmte Produkt im kleinsten Maß hervorbrachten, müssen unmittelbar nach dem Verbot zu Grunde gehen; die Vermögenderen schränken die vorhin an dieses Produkt gewendeten Ausgaben verhältnißmäßig ein, bis die Quantität desselben auf den Grad vermindert ist, daß sie den nothwendigen Preis der Erzielung dafür wieder erhalten. Es hat sich daher immer ergeben, daß der Preis eines Produktes, dessen Ausfuhr man verboten, kurze Zeit nach dem Verbot höher als vorhin war. Was aber für ein entsetzlicher

Abbruch hiedurch dem Landesvermögen und der Bevölkerung geschehe, ist so sehr in die Augen fallend, daß es keiner Entwicklung bedarf. Jedem nur halbwege aufmerksamen Kopfe muß sich hier die fürchterlichste Progression darstellen.

Es vertragen diese Grundsätze eine durchgängige Anwendung, und sie werden sich überall gleich wahr befinden. Am auffallendsten aber erscheinen sie, wenn man sie bei denjenigen Produkten in Erwägung zieht, welche zu den unmittelbarsten Bedürfnissen des Lebens gehören; vorzüglich beim Getraide. In jedem nur mäßig fruchtbaren Lande beschäftigt der Getraidebau und die damit verbundene Viehzucht, weit das größte Capital der Gesellschaft. Jede Verordnung also, welche auf die Vernichtung dieses Capitals abzielt, oder die nur desselben durchgängige Benutzung hindert, seiner Anwendung im Wege steht, muß im höchsten Grade ungereimt seyn. Ferner hat das Getraide, als ein allgemeines nothwendiges Bedürfniß, die besondere Eigenschaft, daß es den Werth aller übrigen Waaren überall bestimmt. Die Natur hat ihm einen reellen Werth aufgeprägt, den keine menschliche Anstalt ändern kann. Keine Prämie auf die Ausfuhr, kein Monopol auf dem einheimischen Markte, kann ihn jemals höher treiben; die freieste Mitwerbung kann ihn nicht unter denselben erniedrigen: durch die ganze Welt ist dieser Werth des Getraides der Arbeit gleich, die es ernähren kann. Wollen- oder leinene Tücher sind nicht die Maßstabs-Waaren, nach welchen der reelle Werth aller

andern Dinge gemeſſen und beſtimmt werden muß: Korn iſt's! Folglich muß es auch am Ende den reellen Werth des Goldes und Silbers beſtimmen, der, wie jedermann weiß, ſehr veränderlich, und, ſeit der Entdeckung von Amerika, über 200 pr. Cent. gefallen iſt.

Dieſe Wahrheit, daß der Preis des Korns den Preis aller übrigen Dinge beſtimme, iſt von verſchiedenen dunkel eingeſehen worden, und eben deßwegen haben ſie den Kornpreis durch Einſchränkung des Handels mit dieſem Produkt, zu erniedrigen geſucht. Sie begriffen nicht, daß die Conſumtion in jedem Falle das Maß der Reproduktion iſt, und daß kein Ueberfluß zu erzwingen iſt, der keinen Erſatz für die Unkoſten ſeiner Hervorbringung findet; ſie begriffen nicht, daß der Preis eines Dinges, das einen eigenthümlichen, nothwendigen, eſſentiellen Werth hat, auf keine Weiſe dauerhaft vermindert werden könne, und daß jeder Verſuch ihn zu vermindern, nur die Sache ſelbſt, das iſt, ihre Quantität vermindern könne.

Aber ſie hätten denn doch wenigſtens einſehen ſollen, daß, wenn auch das Unmögliche möglich wäre, und der Kornpreis erniedriget werden könnte, der Staat nie dabei gedeihen werde, wenn der Bauer verliert, was der Bürger gewinnt; zumal da jeder Verluſt des Bauers wenigſtens ein dreifacher Verluſt iſt. Sie hätten berechnen ſollen, daß, wenn auch ſogar dieß noch möglich wäre, daß durch dergleichen Anſtalten Manufakturen in die Höhe gebracht würden, daß es nie für den Staat erſprießlich ſeyn werde, wenn ſeine Einwoh-

ner, anstatt vorhin an 2 Millionen Gulden 10 pr. Cent. zu gewinnen, jetzt an 100000 Gulden 20 oder 25 pr. Cent., das ist, 20 oder 25000 Gulden gewinnen. Der Fall ist aber gewöhnlich umgekehrt. Man giebt dummer Weise einen Gewinn von 20, 30, 60 pr. Cent. an 2, 3, 4 Millionen auf, um einen armseligen Gewinn von 10 pr. Cent. an zwei, drei, vierhunderttausend Gulden zu erhaschen. Wenn ein genaues Gewinn- und Verlustkonto für den Staat, von welcher Fabrik es wäre, die durch gewaltsame Begünstigungen hervorgekommen, gezogen würde; so würden bei Erblickung des Resultats jedwedem die Haare zu Berge stehen.

Aber, wird man mir sagen, wenn wir Ihnen dieses alles nun zugeben, so werden Sie doch auch nach ihren eigenen Grundsätzen eingestehen müssen, daß eine ganz uneingeschränkte Freiheit des Getraidehandels einem Lande nicht erspriesslich seyn könne. Es müsse zum wenigsten gesorgt werden, daß durch Kauderer der Markt nicht vertheuert werde; es müßte durch den Zwang der Märkte, und die Untersagung an den Häusern zu verkaufen, den Schlichen der Monopolisten begegnet, und endlich, wenn das Korn einmal zu einem gewissen Preise gestiegen ist, durch weise Polizeianstalten einer Hungersnoth zuvorgekommen werden. Man wird hinzufügen, die Gesetze, welche das Getraide und überhaupt die unmittelbarsten Bedürfnisse des Lebens betreffen, seyen mit den Gesetzen, welche die Religion betreffen, zu vergleichen. Das Volk fühle sich in allem, was sich entweder auf seinen Unterhalt in diesem, oder

auf seine Glückseligkeit im zukünftigen Leben beziehe, so stark interessirt, daß die Regierung seinen Vorurtheilen nachgeben, und zur Erhaltung der öffentlichen Ruhe demselben schmeicheln müsse; weßwegen denn auch nirgendwo ein ganz vernünftiges System, das Getraide betreffend, eingeführt worden, noch einzuführen seyn werde.

Ich antworte hierauf: daß ich die pöbelhafte Furcht vor dem Kornaufkaufe und dem Kornwucher nicht gern mit den Vorurtheilen in der Religion (dieß Wort ist mir selbst in seinem Mißbrauche zu heilig) vergleichen möchte; wohl aber mit dem pöbelhaften Schrecken und Verdachte der Hexerei. In der That waren die Unglücklichen, welche dieses letzten Verbrechens beschuldiget wurden, eben so unschuldig an dem Unheil, das man ihnen Schuld gab, als diejenigen, welche des Kornwuchers beschuldiget werden. Das Gesetz, welches allen Hexenprocessen und Verfolgungen ein Ende machte, und niemanden verstattete, seine eigne Bosheit dadurch zu vergnügen, daß er seinen Nächsten dieses eingebildeten Verbrechens beschuldigte, scheint auch dergleichen Furcht und Argwohn durch Aufhebung der Haupturſache, die sie veranlaßte und unterstützte, nachdrücklich abgeschafft zu haben. Das Gesetz, welches dem inländischen Kornhandel seine ganze Freiheit wiedergäbe, würde vermuthlich der pöbelhaften Furcht vor dem Kornwucher und dem Kornaufkaufe, eben so zuverlässig ein Ende machen.

Ein jeder, der die Geschichten der Theurungen oder

Hungersnöthe, welche irgend ein europäiſches Land während des jetzigen, oder der zwei letztvergangenen Jahrhunderte heimgeſucht haben, aufmerkſam unterſucht, (denn von verſchiedenen derſelben haben wir ziemlich zuverläſſige Nachrichten,) der wird vermuthlich finden, daß Theurung niemals aus einer Verbindung der einheimiſchen Kornhändler mit einander, noch aus irgend einer andern Urſache, als einem wirklichen Mangel, entſtanden iſt, der bisweilen, und in einigen beſondern Gegenden, vielleicht von den Verheerungen des Krieges, in den allermeiſten Fällen aber von irgend einem Mißwachſe, oder einem andern Unglücksfalle, z. E. Wetterſchaden u. ſ. w., veranlaßt wurde: und daß eine Hungersnoth niemals aus irgend einer andern Urſache, als der Gewaltthätigkeit der Regierung entſtanden, die es verſuchte, durch untaugliche Mittel den Beſchwerlichkeiten einer Theurung abzuhelfen.

Das Intereſſe eines inländiſchen Kornhändlers, und das Intereſſe des Volks überhaupt, ſind, ſo verſchieden und einander entgegengeſetzt ſie auch beim erſten Anblicke zu ſeyn ſcheinen dürften, doch, und ſogar in Jahren des größten Mangels, aufs genaueſte einerlei. Sein Intereſſe iſt, den Preis ſeines Getraides ſo hoch zu treiben, als der wirkliche Mangel der Zeit es erfodert; und niemals kann es ſein Intereſſe ſeyn, ihn noch höher zu treiben. Durch die Erhöhung des Preiſes erſchwert und ſchränkt er die Conſumtion ein, und nöthigt er jedermann mehr oder weniger, insbeſondere aber die niedrigern Stände des Volks, zur Sparſam-

keit und guten Haushaltung. Treibt er hingegen den Preis seines Getraides zu hoch, so vermindert er die Consumtion desselben so sehr, daß der Vorrath des theuern Jahres wahrscheinlicher Weise länger, als die Theurung aushalten, und einige Zeitlang dauern dürfte, nachdem die nächste Ernte schon anfängt, eingeerntet zu werden: dadurch läuft er demnach Gefahr, nicht nur einen großen Theil seines Getraides durch natürliche Ursachen zu verlieren, sondern auch genöthigt zu werden, den Ueberrest desselben viel wohlfeiler zu verkaufen, als er ihn schon einige Monate vorher hätte verkaufen können. Steigert er hingegen den Preis nicht hoch genug, so vermindert er die Consumtion so wenig, daß der jährliche Vorrath die jährliche Consumtion vermuthlich nicht aushalten wird, und er nicht nur einen Theil des Gewinnstes, den er sonst hätte machen können, einbüßt, sondern auch das Volk der Gefahr aussetzt, vor dem Ende des Jahrs anstatt der Beschwerlichkeiten der Theurung die fürchterlichen Schrecken der Hungersnoth zu leiden. Das Interesse des Volkes ist, daß seine tägliche, wöchentliche und monatliche Consumtion dem Vorrathe der Jahreszeit so genau als möglich proportionirt werden möge. Das Interesse des inländischen Kornhändlers ist das nämliche. Wenn er das Volk, so genau er urtheilen kann, mit dieser Proportion versieht, wird er wahrscheinlicher Weise sein sämmtliches Getraide um den höchsten Preis und mit dem größten Gewinnste verkaufen; und seine Kenntniß der Beschaffenheit der Ernte, und seiner täglichen, wöchentlichen

und monatlichen Verkäufe, ſetzt ihn in den Stand, mit einiger Zuverläſſigkeit zu muthmaßen, in wiefern das Volk wirklich auf dieſe Art verſehen iſt. Ohne ſich den Vortheil des Volkes vorzuſetzen, wird er durch ſeine Aufmerkſamkeit auf ſeinen eigenen Vortheil bewogen, es auch in Jahren des Mangels ungefähr auf die nämliche Art zu behandeln, wie ein vorſichtiger Seefahrer bisweilen ſeine Schiffsleute behandeln muß: da er, wenn er vorausſieht, daß die Lebensmittel ausgehen dürften, ihnen von ihrer täglichen Koſt abbricht.

Wär es in der That einer großen Kaufmanns-Geſellſchaft möglich, ſich in den Beſitz der ganzen Ernte eines weitläufigen Landes zu ſetzen, ſo könnte es vielleicht ihr Vortheil ſeyn, damit ſo zu verfahren, wie, der Sage nach, die Holländer mit den molukiſchen Specereien verfahren: einen großen Theil davon zu zerſtören oder wegzuwerfen, um den Preis des übrigen deſto höher ſteigern zu können. Allein der Gewaltthätigkeit des Geſetzes ſelbſt iſt es ſchwerlich möglich, in Anſehung des Getraides, ein ſo weitläufiges Monopol einzuführen; und allenthalben, wo die Regierung den Getraid-Handel frei läßt, kann das Getraide unter allen Waaren am wenigſten durch das Vermögen einiger wenigen großen Capitaliſten, die den größten Theil davon aufkauften, unter ein Monopol gerathen. Denn es überſteigt nicht nur am Werthe bei weitem die Kräfte einiger wenigen Privatcapitaliſten, es aufzukaufen; ſondern auch, wenn ſie es gleich aufkaufen könnten, würde doch die Art des Getraidebaues ein ſolches Aufkaufen ſchlechterdings

unmöglich machen. Wie es in jedem civiliſirten Lande diejenige Waare iſt, wovon man jährlich am meiſten verbraucht, ſo wird auch jährlich auf den Getraidebau eine weit größere Quantität Arbeit, als auf das Erzielen irgend einer andern Waare verwendet. Wenn es aus dem Felde kömmt, wird es auch nothwendig unter eine weit größere Anzahl Eigner, als irgend eine andre Waare, vertheilt; und dieſe Eigner können niemals wie eine Menge unabhängiger Manufakturiſten in einem Platze verſammelt ſeyn, ſondern müſſen nothwendig in allen verſchiedenen Gegenden des Landes zerſtreuet wohnen. Dieſe erſten Eigner des Getraides veräußern es entweder unmittelbar an die Conſumenten ihrer eigenen Gegend, oder an andre inländiſche Kornhändler, die es hernach an dieſe Conſumenten verkaufen. Die inländiſchen Kornhändler, worunter ſowohl der Müller als der Bäcker mitbegriffen ſind, müſſen daher nothwendig weit zahlreicher ſeyn, als diejenigen, die mit irgend einer andern Waare handeln; und ihre zerſtreuten Wohnungen machen es ihnen ſchlechterdings unmöglich, ſich in irgend eine allgemeine Verbindung mit einander einzulaſſen. Sollten demnach einige unter ihnen in einem Jahre des Mangels bemerken, daß ſie viel mehr Getraide vorräthig hätten, als ſie um den damaligen Preis vor dem Ende deſſelben Jahres hoffen könnten zu verkaufen, ſo könnten ſie ſich nimmermehr einfallen laſſen, das Getraide zu ihrem eigenen Schaden und bloß zum Vortheil ihrer Mitwerber im nämlichen Preiſe zu erhalten; ſondern ſie würden den Preis ſogleich erniedrigen, um

ihren Vorrath deſto eher und gewiſſer vor der bevorſtehenden Ernte verkaufen zu können. Die nämlichen Beweggründe und eben der Eigennutz, die ſolchergeſtalt das Betragen irgend eines Kornhändlers vorſchreiben und leiten würden, würden auch das eines jeden andern lenken, und ſie alle insgeſammt nöthigen, ihr Getraide für denjenigen Preis zu verkaufen, der dem Mangel oder dem Vorrathe der jedesmaligen Jahreszeit am gemäßeſten iſt.

Wenn die Regierung, um den Beſchwerlichkeiten einer Theurung abzuhelfen, allen Kornhändlern befiehlt, ihr Getraide für den ſogenannten billigen Preis zu verkaufen, ſo hindert ſie dieſelben entweder es zu Markte zu bringen; welches bisweilen ſchon im Anfange der Jahreszeit eine Hungersnoth verurſachen kann: oder, wenn ſie es ja dahinbringt, ſo ſetzt ſie das Volk in den Stand und ermuntert ſie es eben dadurch, es ſobald aufzuzehren, daß vor dem Ausgange der Jahreszeit nothwendig eine Hungersnoth daraus entſtehen muß. Wie die ganz uneingeſchränkte Freiheit des Kornhandels das einzige zuverläſſige Mittel iſt, dem Jammer einer Hungersnoth vorzubeugen, ſo iſt ſie auch die beſte Palliativcur der Beſchwerlichkeiten einer Theurung: denn gegen die Beſchwerlichkeiten einer wirklichen Theurung finden nur Palliativ- und keine vollkommenen Mittel ſtatt. Kein Handel verdient und erfodert auch den ganzen Schutz der Regierung ſo ſehr als der Kornhandel, weil kein andrer Handel dem Haſſe des Volkes ſo ſehr ausgeſetzt iſt.

In Jahren des Mangels geben die niedrigeren Stände des Volks ihre Noth dem Geitz des Kornhändlers Schuld, der ein Gegenstand ihres Hasses und ihrer Entrüstung wird. Anstatt in solchen Gelegenheiten etwas zu gewinnen, läuft er demnach oft Gefahr, durch die Plünderung und Zerstörung seiner Kornmagazine und andre Gewaltthätigkeiten ganz zu Grunde gerichtet zu werden. Und doch sind es eben dergleichen Jahre des Mangels, da das Getraide theuer ist, worin der Getraidehändler am meisten zu gewinnen hofft und zu gewinnen berechtigt ist *). Gemeiniglich steht er mit eini-

*) Der Bauer gewiß nicht minder: denn was ist billiger, als daß ihm der Gewinn des einen Jahres den Verlust des andern ersetze. Von dem, was die Gerechtigkeit befiehlt, will ich nicht einmal reden. Billig also ist es, daß, wenn man dem Bauer in einem sehr fruchtbaren Jahre, wo er sein Getraide nicht los werden kann, und er an seiner Ernte im Ganzen verliert; billig ist es, sag' ich, daß, wenn in diesem Falle niemand daran denkt, ihm den mindesten Ersatz zu leisten, man ihm wenigstens in Jahren der Theurung nicht noch einmal verderbe. Wenn ihm eine schlechte Ernte nicht die Hälfte der Früchte eines Mitteljahres gewährt, muß er denn nicht sein Getraide noch einmal so theuer wie gewöhnlich verkaufen, bloß um seine Nothdurft zu erschwingen? Es ist entsetzlich, den nützlichsten Stand der Gesellschaft in dem Fall zu sehen, vor dem Segen des Himmels, so wie vor seiner Strenge zittern zu müssen; vor der Gewaltthätigkeit der Menschen, wie vor der Macht der Elemente; und immer elend und immer voll Angst! Es ist schrecklich, daß derjenige Stand, der uns alle ernährt, sein eigen Leben nur wie einen Raub davon tragen — kein Eigenthum, keinen Frieden haben soll! Denn derjenige hat weder Eigenthum

nigen Pachtern in einem Vertrage, daß sie ihm eine gewisse Anzahl Jahre über, eine gewisse Quantität Getraides, für einen gewissen gesetzten Preis liefern. Dieser Contraktpreis richtet sich nach dem vermeintlich mäßigen und billigen, das ist, dem gewöhnlichen oder mittleren Preise. In theuren Jahren kauft der Kornhändler also gleichfalls einen großen Theil seines Getraides für den gewöhnlichen Preis, und verkauft ihn für einen viel höheren. Daß aber dieser außerordentliche Gewinn nicht mehr als hinreichend ist, um seinen Handel andern Gewerben billigermaßen gleich zu machen, und die vielen Einbußen zu vergüten, die er in andern Gelegenheiten sowohl wegen der vergänglichen Beschaffenheit der Waare selber, als wegen des öfteren und unerwarteten Schwankens ihres Preises leidet, scheinet aus diesem einzigen Umstande, daß man in diesem Gewerbe eben so selten, als in irgend einem andern, ein großes Glück macht, deutlich genug zu erhellen. Allein der Haß des Pöbels, der es in theuren Jahren, den einzigen, worin es einigen sehr beträchtlichen Gewinn eintragen kann, zu begleiten pflegt, macht Leute von Charakter und Vermögen ungeneigt, sich damit abzugeben. Es wird daher niedrigen Gewerbsleuten überlassen;

---

noch Friede; ist ein Sklave, — der die Früchte seines Fleißes nicht ungekränkt genießen darf; dessen Schweiß ich unfruchtbar und zur Thorheit machen kann, und dessen Leben ich in der Hand halte. — Ich wünschte, jedwedem die Empfindungen ans Herz legen zu können, die mich bei diesen Gedanken ergreifen.

und Müller, Bäcker, Mehlhändler, nebst einer Menge elender kleiner Kornhändler sind beinahe die einzigen Mittelspersonen, die man auf dem einheimischen Markte zwischen dem Pachter und dem Consumenten findet.

Die ehemalige europäische Polizei scheint, anstatt diesen pöbelhaften Haß gegen ein dem Publikum so nützliches Gewerbe zu dämpfen, ihn vielmehr noch bekräftigt und begünstigt zu haben.

Unsre Vorfahren scheinen in der Einbildung gestanden zu seyn, das Volk würde sein Getraide vom Pachter wohlfeiler als vom Kornhändler kaufen, der, wie sie befürchteten, über den Preis, der dem Pachter bezahlt wird, auch noch einen Wuchergewinnst für sich selber fodern würde. Sie bestrebten sich daher, sein Gewerbe ganz und gar zu vernichten. Sie bemühten sich sogar, soviel möglich zu verhüten, daß gar keine Mittelsperson von irgend einer Art sich zwischen dem Pachter und dem Consumenten aufwerfen möchte; und dieses war die Absicht so vieler Einschränkungen, die sie den sogenannten Kiebers oder Kornhändlern auferlegten: ein Gewerbe, das niemand ohne eine besondere Erlaubniß und ein Zeugniß, daß er ein ehrlicher, rechtschaffener Mann sey, treiben durfte.

Solchergestalt bestrebte sich die alte europäische Polizei, den Feldbau, das große Gewerb auf dem Lande, nach Grundsätzen anzuordnen, welche von denjenigen, die sie in Ansehung der Manufakturen, des großen Gewerbes der Städte, einführte, ganz verschieden waren. Da sie dem Pachter keine anderen Kunden ließ, als ent-

weder den Consumenten, oder seine unmittelbaren Faktoren, die Kornführer, so wollte sie ihn zwingen, nicht nur das Gewerbe eines Pachters, sondern auch das eines Kornhändlers zu treiben. Dem Manufakturisten hingegen verbot sie in vielen Fällen das Krämergewerbe, oder den Verkauf seiner eigenen Waaren im Kleinen. Durch das eine Gesetz wollte sie das allgemeine Interesse des Landes befördern und das Getraide wohlfeil machen, ohne daß man vielleicht wußte, auf welche Art dieß am besten geschehen könne: durch das andre Gesetz wollte sie das besondre Interesse einer gewissen Klasse von Leuten, der Krämer, befördern; weil man glaubte, die Manufakturisten würden ihre Waaren so viel wohlfeiler verkaufen, daß das Krämergewerbe darüber ganz zu Grunde ginge, wenn man jenen einen Kleinhandel verstattete.

Hätte man aber auch dem Manufakturisten erlaubt, einen Laden zu halten, und seine eigenen Waaren im Kleinen zu verkaufen, so hätte er sie doch nicht wohlfeiler geben können, als der gemeine Krämer. Welchen Theil seines Capitals er auch in seinem Laden verwendet haben möchte, so hätte er ihn doch allemal seiner Manufaktur entziehen müssen. Um sein Gewerbe eben so vortheilhaft als andre das ihrige treiben zu können, hätte er eines Theils den Gewinn eines Manufakturisten, und andern Theils den eines Krämers erhalten müssen. Gesetzt, z. B., in der einen Stadt, wo er wohnte, seyen 10 vom Hundert der gewöhnliche Gewinnst, sowohl an den Capitalien, die auf Manufakturen, als an denen,

die in einem Kramladen verwendet würden; so hätte er in diesem Fall auf jedes Stück seiner eigenen Waaren, die er in seinem eigenen Laden verkauft hätte, einen Gewinn von 20. im hundert schlagen müssen. Er hätte sie, sobald er solche aus seinem Waarenlager in seinen Kramladen gebracht haben würde, auf den nämlichen Preis schätzen müssen, für welchen er sie an einen Krämer, der sie in Quantitäten ankaufte, hätte verkaufen können. Hätte er sie wohlfeiler angerechnet, so hätte er einen Theil des Gewinnstes an seinem Manufakturkapital verloren. Verkaufte er sie hingegen aus seinem Laden, ohne den nämlichen Preis dafür zu erhalten, für den sie ein Krämer verkauft haben könnte; so büßte er dabei einen Theil des Gewinnstes an seinem Krämer-Capitale ein. Ungeachtet es demnach scheinen dürfte, als ob er aus der nämlichen Waare einen doppelten Gewinnst zöge, so würde er doch, weil diese Güter nach einander einen Theil von zwei verschiedenen Capitalien ausmachen, aus dem ganzen daran gewendeten Capitale eigentlich nur einen einfachen Gewinnst ziehen; und zöge er weniger als diesen Gewinn, so müßte er daran einbüßen, oder er würde sein ganzes Capital nicht eben so vortheilhaft benutzen, als seine meisten Nachbaren das ihrige. Was aber dem Manufakturisten verboten wurde, das wurde dem Pachter gewissermaßen anbefohlen, daß er nämlich sein Capital zwischen zweierlei Gewerben vertheilen, und den einen Theil davon in seinen Kornspeichern und Scheunen, zur Besorgung des gelegentlichen Absatzes auf dem Markte, behalten, den andern

Theil aber auf ſeinen Feldbau wenden ſollte. Da er aber dieſen letztern für nicht weniger als den gewöhnlichen Gewinn an Pachtercapitalien benutzen konnte, ſo konnte er eben ſo wenig jenen erſtern für weniger, als den gewöhnlichen Gewinn an Handelscapitalien anwenden. Das Capital, das wirklich das Gewerbe eines Kornhändlers betrieb, mochte aber nun einem ſogenannten Pachter, oder einem ſogenannten Kornhändler zugehören, ſo wurde doch in beiden Fällen ein gleicher Gewinn erfordert, um deſſen Eigner für die Anwendung deſſelben auf dieſe Art ſchadlos zu halten, um ſein Gewerbe andern ähnlichen Gewerben gleich zu machen, und zu verhindern, daß ihn ſein Intereſſe nicht nöthigte, es ſobald als möglich für irgend ein anderes zu vertauſchen. Der Pachter, der alſo genöthigt wurde, zugleich das Gewerbe eines Kornhändlers zu treiben, konnte demnach ſein Getraide nicht wohlfeiler verkaufen, als irgend ein andrer Kornhändler, im Fall einer freien Mitwerbung, es hätte verkaufen müſſen.

Derjenige, der ſein ganzes Capital auf einen einzigen Zweig eines Gewerbes anwenden kann, genießt den nämlichen Vortheil als der Arbeiter, deſſen ganze Arbeit ſich mit einer einzigen Verrichtung beſchäftigt. Wie dieſer eine Geſchicklichkeit erwirbt, die ihn in den Stand ſetzt, mit den nämlichen zwei Händen eine weit größere Quantität Arbeit zu verfertigen, ſo erwirbt jener eine eben ſo leichte und fertige Art, ſein Gewerbe im Einkaufen und Verkaufen ſeiner Waaren zu betreiben, daß er mit dem nämlichen Capitale einen viel grö-

traide im Kleinen verkaufen mußte, so mußte er einen großen Theil seines Capitals das Jahr über in seinen Scheunen und Speichern behalten, und konnte er demnach das Feld nicht so wohl bauen als er es sonst hätte bauen können. Einen noch größern Verlust verursacht ihm die Zeit, die er einbüßt, indem er sein Getraide selbst zu Markte bringen muß, die Abschleifung seines Geschirrs, die Abschindung seines Zugviehes, und eine Menge anderer Einbußen, welche der Getraidehändler, der bloß Getraidehändler ist, theils umgehen, theils mit einem weit geringeren Schaden ertragen kann. Dieses Gesetz mußte demnach nothwendig die Aufnahme des Feldbaues hindern, und anstatt das Getraide wohlfeiler zu machen, den Vorrath an demselben geringer und folglich auch theurer machen, als er sonst gewesen seyn würde.

Nach dem Gewerbe des Pachters ist in der That das des Kornhändlers dasjenige, das, gehörig begünstigt und befördert, das meiste zur Aufnahme des Feldbaues beitragen würde. Alsdann würde das Gewerbe des Kornhändlers das Gewerbe des Pachters auf die nämliche Art unterstützen, wie das Gewerbe des Großierers das des Manufakturisten unterstützt.

Indem der Großierer einem Manufakturisten einen nahen Markt gewährt, ihm seine Waaren so geschwind, als er sie verfertigen kann, abnimmt, und ihm bisweilen den Preis derselben sogar vorschießt, ehe sie noch fertig sind, so setzt er ihn in den Stand, sein ganzes,

und bisweilen sogar mehr als sein ganzes eigenes Capital auf die Manufakturarbeit anzuwenden, und folglich eine weit größere Quantität Waaren zu liefern, als er liefern könnte, wenn er sie selber an die unmittelbaren Consumenten, oder auch nur an die Kleinhändler verkaufen müßte. Wie auch das Capital des Großierers gemeiniglich zur Wiedererstattung der Capitalien vieler Manufakturisten zugleich hinreicht, so macht dieser Verkehr zwischen ihm und ihnen, den Besitzer eines großen Capitals geneigt, die Besitzer einer großen Anzahl kleiner Capitalien zu unterstützen, und sie in denjenigen Einbußen und Unglücksfällen, die sie sonst zu Grunde richten könnten, aufrecht zu erhalten.

Ein ähnlicher Verkehr, der durchgehends zwischen den Pachtern und Getraidehändlern eingeführt würde, dürfte den Pachtern eben so nützlich seyn. Er würde sie in den Stand setzen, ihr ganzes und sogar mehr als ihr ganzes eigenes Capital beständig auf den Feldbau anzuwenden. In irgend einem von jenen Fällen, denen kein Gewerbe so sehr ausgesetzt ist als das ihrige, würden sie an ihren gewöhnlichen Kunden, den reichen Getraidehändlern, allezeit jemand finden, der sowohl geneigt als fähig wäre, sie zu unterstützen; und alsdann würde ihr Schicksal in solchen Fällen nicht ganz von der Nachsicht des Gutsherrn oder der Gnade seines Verwalters abhängen. Wäre es möglich, wie es vielleicht nicht ist, diesen Verkehr durchgehends und auf einmal einzuführen, und das ganze Pachtercapital im

hunderten, mit solchen Auflagen beschwert, daß sie so gut als gänzlich verboten ist*).

Wenn ich die Gründe anführen wollte, warum ich sowohl die Begünstigung der Ausfuhr des Getraides durch so hohe Prämien, als die Behinderung der Einfuhr desselben durch so schwere Auflagen, für eine schlechte Politik halte, so würde mir leichtlich jedermann beifallen. Würde ich aber nachher eben diese Grundsätze auf andere Gegenstände des Handels anwenden, wo sie noch weit treffender und beweisender wären, so würde man mir dennoch die Folge nicht zugestehen. Es giebt der Menschen nur allzu viele, die majorem und minorem, alle Vordersätze, wie sie Namen haben mögen, eingehen, und dennoch am Ende die Conclusion läugnen; die in Erbitterung darüber gerathen, wenn man ihrem Glauben die Evidenz entgegen zu setzen weiß; die es als eine Gewaltthätigkeit ansehen, die man an dem ehrwürdigsten Theile ihres Selbstes, an ihrem Verstande ausüben will, und daher Gewalt mit Gewalt abzutreiben suchen.

*) Es ist merkwürdig, daß, obgleich die Einfuhr des Getraides in England so erschweret, und die Ausfuhr nicht nur durch Prämien, sondern auch durch beträchtliche, diesem Gewerbe vor dem inländischen Kornhandel ertheilte Freiheiten, dergestalt begünstigt wird, daß der Holländer englisches Getraide wohlfeiler erhält, als es der Engländer auf seinem eigenen Markte bezahlt, dennoch der Mittelpreis des Getraides, seit der Einführung dieser Prämien, das ist, seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts, um ein merkliches gefallen ist.

Alle dergleichen Anſtalten, welche dahin zielen, die Einfuhr dieſer oder jener Waare auf eine gewaltſame Weiſe zu verhindern, die Ausfuhr dieſer oder jener andern Waare auf eine natürliche Weiſe zu befördern, haben ihren erſten Urſprung aus der leeren Sorge, den Ausfluß des Geldes zu verhindern, und den Einfluß deſſelben zu befördern. Wir finden daher in älteren Zeiten das faſt allgemeine Verbot, baares Gold und Silber auszuführen. Die blutdürſtigen Geſetze, die darüber noch jetzt in Spanien und in Portugal wachen, ſind bekannt; und es iſt eben ſo bekannt, daß ſie gerade das Gegentheil von dem bewirken, was ſie zur Abſicht haben. Spanien war vor der Eroberung von Amerika das angebauteſte Land des damaligen Europa. Reich an Produkten, reich an Manufakturen, reich an Menſchen und Gewerbe. Die Thorheit, alles Geld und allen Handel allein haben zu wollen, hat es elend, menſchenleer und ohnmächtig gemacht. Es iſt nicht wahr, daß die Intoleranz, daß die Trägheit der Spanier ihrem Aufkommen im Wege ſteht: Geld und Commerzſchwindel iſts.

Die übrigen europäiſchen Staaten ſind die Thorheit des Verbots, baares Geld aus dem Lande zu führen, allmählig inne geworden. Sie haben begriffen, daß der gehemmte Canal zurückſtrömen, ſich ein anderes Bette graben, und ſeine bisherigen Ufer trocken laſſen mußte: daß es aber mit allen andern gewaltthätigen Mitteln, die frevelhafte Deſertion des vorhandenen Geldes zu verhindern, und das einkommende gefänglich

anzuhalten, das nämliche, daß es mit dieser Absicht an und für sich eine Thorheit sey, bis dieses auch noch überzeugend erkannt wird, werden leider mehrere Jahre verstreichen müssen.

Da das Gold, als das bequemste Mittel und das allgemeine Werkzeug des Tausches, gleichsam ein Zauberstab in unsrer Hand ist, mit dem wir in jedem Augenblick fast jeden Gegenstand unsrer Wünsche auf das schnelleste hervorbringen können, so vergessen wir seine wahre Eigenschaft, vermöge welcher es ein bloßes Zeichen, ein bloßes Pfand ist; machen das Ding aller Dinge daraus, und verfallen damit in den gefährlichsten Aberglauben, und in die dümmste Abgötterei.

Ferner wird unsre Imagination in Absicht des Geldes dadurch bethöret, daß, da der Werth alle Dinge vom Gelde her benannt ist, und im Handel und Wandel der Moment des Verkaufes der Moment des Gewinnes ist, wir mit jeder Geldeinnahme die Vorstellung von Gewinn verbinden, und darüber vergessen, daß, wer verkauft, nothwendig vorher eingekauft haben muß, und daß man das Geld in keiner andern Absicht begehren kann, als um es wieder auszugeben, es sey zum Genuß, oder zu neuem Erwerb.

Auch folgendes verleitet nicht wenig unsere Imagination, daß wir nämlich in blühenden Staaten einen Ueberfluß an Gelde wahrnehmen. Anstatt den Geldüberfluß dieser Staaten ihrem Ueberfluß an brauchbaren Dingen zuzuschreiben, schreiben wir ihren Ueberfluß an brauchbaren Dingen ihrem

Geldüberfluß zu: da es doch so offenbar ist, daß Geld nie die brauchbaren Dinge vermehren kann, wohl aber die brauchbaren Dinge das Geld. Viele sind, die Bevölkerung betreffend, auf einem ähnlichen Wege in einen ähnlichen Irrthum gerathen; da es doch nicht minder auffallend ist, daß die Menschen immer der Nahrung nachlaufen, nie aber die Nahrung den Menschen.

Jedoch war dieser Irrthum weit verzeihlicher, weil eine gewisse Volksmenge ein nothwendiges Ingredienz zur Glückseligkeit und Sicherheit eines Staats ist; Geld aber im Nothfall entbehrt werden könnte. Das große, mächtige, und sehr bevölkerte mexicanische Reich hatte keine geprägten Metalle; und wir sehen, daß der größte Handel, der Handel von Nation zu Nation, meistens ohne Versendung von baarem Gelde, daß er auf eine weit vortheilhaftere Weise, durch Hülfe des Credits, und einen Umlauf von Wechseln betrieben wird. Wenn es nun aber verschiedene Mittel giebt, welche die Stelle des Geldes vertreten können, hingegen kein Mittel, welches die Stelle der unmittelbar nothwendigen und brauchbaren Dinge vertreten kann, die wir durch Hülfe desselben eintauschen; so muß der wahre eigentliche Reichthum in dem Besitz der unmittelbaren Gegenstände des Genusses, er muß in dem Besitze desjenigen bestehen, das sich nicht ersetzen läßt; nicht in dem Besitze desjenigen, welches jenes nur repräsentirt, und sehr leicht ersetzt werden kann.

Das Geld, als Metall, ist eine Waare wie andere Waaren. Das Geld, als Geld, ist ein bloßes

Instrument, ein bloßes Werkzeug des Tausches, und es kann davon nicht mehr in einem Lande erforderlich seyn, als zum Umlauf der Gegenstände seines Gewerbes gehört. Würde eine größere Quantität davon angehäuft, so müßte dasselbe in der nämlichen Proportion, wie alle andere Dinge, wovon eine zu große Menge entsteht, von seinem Werthe verlieren. Wir haben bereits angemerkt, daß das Geld, seit der Entdeckung von Amerika, über 200 Procent von seinem vorigen Preise herabgesunken ist. Das ist, ich erhalte jetzt für einen Theil des Produkts der Industrie, des Talents, ungefähr drei Gulden, wofür ich ehemals nur einen Gulden erhalten hätte; ich kann aber auch hinwiederum für diese drei Gulden nicht mehr Produkte, Industrie, oder Talente eintauschen, als ich ehmals für einen Gulden würde eingetauscht haben. Es ist also im Ganzen weder Gewinn noch Verlust bei der Sache. Nur sind die Metalle dadurch etwas weniger tauglich zur Absicht des Geldes geworden, indem wir jetzt 30 Gulden in die Tasche stecken müssen, wo wir uns zuvor nur mit 10 zu beladen hatten.

Ich wiederhole: das Geld, als Geld, ist weiter nichts, als Instrument, und gehört in die Klasse des Geräthes. Nun würde es jedermann als etwas ungereimtes ausschreien, wenn einer z. E. mehr Küchengeschirr anschaffen wollte, als er bisher zum Kochen der Speisen, die er zu verzehren pflegte, nöthig hatte, in der Absicht, dadurch seine Nahrung zu vermehren. In der That aber ist der Versuch, den Reichthum eines Lan-

des entweder durch die Einfuhr, oder das Behalten einer überflüſſigen Quantität Goldes und Silbers in dem Lande, zu vermehren, eben ſo ungereimt, als wenn man es verſuchen wollte, die Koſt der Privatfamilien dadurch zu vermehren, daß man ſie nöthigte, eine überflüſſige Anzahl von Küchengeſchirr zu halten. Wie der Aufwand des Ankaufes dieſer überflüſſigen Geſchirre entweder die Quantität, oder die Güte der Koſt der Familien vermindern würde, anſtatt ſie zu vermehren, ſo müßte auch der Aufwand des Ankaufes einer überflüſſigen Quantität Goldes und Silbers in einem Lande eben ſo nothwendig den Reichthum vermindern, der das Volk mit Nahrung, Kleidern, Wohnung, kurz mit Unterhalt und Arbeit verſorgt.

Der Reichthum eines Landes kann ſich eigentlich und wahrhaft auf keine andere Weiſe vermehren, als durch die Vermehrung ſeiner rohen und verarbeiteten Produkte. Tauſend Millionen Gulden werden ewig tauſend Millionen Gulden bleiben, und ſich um keinen Heller vermehren, wenn man ſie nicht auf Agrikultur und Induſtrie verwendet. Geſetzt, es käme jemand mit einer Colonie und tauſend Millionen an baarem Geld in ein ödes Eiland; würde er nicht eilen müſſen, ſich ſeines baaren Geldes ſo geſchwind als möglich los zu machen, um dagegen, aus benachbarten Gegenden Saamen, Pflanzen, Handwerkszeug und Geräthe einzutauſchen; und würde ſich nicht der Wohlſtand dieſer Colonie deſto ſchleuniger vermehren, je

ſchleuniger ſie Anlaß und Mittel fände, Saamen, Pflanzen und Geräthe für baares Geld anzunehmen?

Aber, ſagt mir vielleicht einer der beſcheidenſten und klügſten aus der Secte, die ich beſtreite: wir verlangen nicht, daß man zu Erlangung nöthiger und nützlicher Dinge das Geld nicht aus dem Lande ſchicken ſolle; wir wollen nur verhindern, daß es für eitle und unnütze Dinge an Fremde vertauſcht, und ſo auf immer für uns aus dem Wege geräumt werde. Und ich antworte hierauf, daß gar kein Verluſt dabei iſt, wenn überflüſſiges Geld für unnütze Dinge aus dem Lande geht, ſintemal überflüſſiges Geld das unnützeſte aller Dinge iſt. Mehr als das überflüſſige Geld kann aber für dergleichen Dinge nicht aus dem Lande gehen, es müßte denn von dieſem oder jenem Verſchwender herkommen, der denjenigen Theil ſeiner Einkünfte, die zu Erhaltung ſeines Fundi erfoderlich ſind, dieſer Erhaltung entzöge, oder noch unmittelbarer ſein Capital angriffe, um ſeine Lüſte zu vergnügen. Dieſen Verſchwender aber werden eure politiſchen Buſen gewiß nicht auf den rechten Weg zurückbringen, und ihr werbet, ohne das Gute, das ihr vorhattet, zu bewirken, auf der andern Seite tauſendfachen Schaden anrichten.

Es iſt die lächerlichſte Grille, die man ſich denken kann, daß, (den eben angeführten Fall und auswärtige Kriege ausgenommen) daß, ſage ich, im freien Gange des Commerzes mehr Geld aus dem Lande hinausfließen ſollte, als von der andern Seite wieder hereinfließt. Es kann aber ein ganzes Land ſich in dem

Fall eines Verschwenders befinden, wenn nämlich solche verderbliche Verordnungen und Polizei-Gesetze über dasselbe kommen, oder es mit solchen hohen und disproportionirten Taxen und verkehrten Impoſten beschwert wird, daß dadurch seine Agrikultur sich vermindern, seine Gründe in Unwerth verfallen, seine Industrie jährlich abnehmen muß; folglich die Capitalien der Einwohner keine vortheilhafte Anwendung mehr finden. Ein solches Land muß von Jahr zu Jahr in sich selber immer ärmer werden, und doch muß sich in demselben eine Zeitlang ein gewisser Geldüberfluß ergeben, weil der müßigen Capitalien, die man einer unergiebigen Agrikultur und Industrie entzieht, um sie nicht vollends zu verlieren, alle Tage mehr werden. Alles dieses Geld muß nothwendig aus dem Lande hinaus; eben so, wie ein Wasser, welches über das Maß seiner Dämme anschwillt, nothwendig über sie hinausstürzen muß. Keine menschliche Gewalt wird es jemals aufhalten.

Es aufzuhalten, wäre auch nicht einmal vortheilhaft. Entschließt man sich aber, das Uebel an der Wurzel zu heilen, so wird der Ausfluß des Geldes von selbst aufhören, und die verschwundenen Capitalien werden vor und nach, in demselbigen Verhältniß, wie der verschwundene, selbstständige, wahre und wesentliche Reichthum des Staats wieder hervorkommen wird, ihren vorigen Platz auch von selbst wieder einzunehmen kommen.

Man sollte glauben, diese offenbaren Wahrheiten müßten sich dem gesunden Menschenverstande aufdrin-

gen. Es ist so klar, und erläutert sich in jedem Beispiele so augenscheinlich, daß das Geld weiter nichts, als ein Tausch-Pfand ist, daß man nicht begreift, wie man es je für einen Gegenstand unmittelbarer Begierde ansehen könne.

Dennoch verfallen wir jedesmal in diesen Irrthum, wenn wir einen Verkauf gegen baares Geld, vornämlich einen solchen Verkauf an Auswärtige, für vortheilhafter, als einen Verkauf gegen Produkte und Manufakturarbeiten ansehen. Wenn es wahr und unläugbar ist, daß jedermann, der sich die Mühe giebt, von irgend einem Dinge eine größere Menge hervorzubringen, als sein eigenes Bedürfniß erfodert, es einzig und allein in der Absicht thun kann, diesen Ueberfluß gegen andere Gegenstände des Genusses zu vertauschen, woran ein zweiter sich in eben der Absicht einen Ueberfluß erworben hat: wenn dieses wahr und unläugbar ist, so muß es eben so wahr und unläugbar seyn, daß ihm die unmittelbarste Weise zu seiner Absicht zu gelangen, auch die liebste und vortheilhafteste seyn muß. Wollte ich ihm ein Pfand aufdringen, gegen welches er den bezielten Genuß, das bezielte Bedürfniß nicht eintauschen könnte; so wäre dieses für ihn ein betrügliches Pfand ohne Werth, und er würde die Mühe und die Kosten bereuen, die er auf die Erzielung eines Ueberflusses verwendet hätte, ohne das gewünschte dafür zu erhalten, und sich dieselben von nun an ganz sicher ersparen. Gäbe man ihm hingegen ein Pfand, gegen welches er das Bezielte zwar eintauschen, aber nicht ohne neue

Mühe und neue Koſten eintauſchen könnte, ſo würde er ſich zwar dazu verſtehen, und den Muth zu Wiederholung ſeiner Arbeit nicht verlieren, ſeinen Schaden aber dennoch empfinden.

In letzterem Falle befindet ſich ein Land, welches für ſeine Produkte und Manufaktur-Artikel von einem andern nur baares Geld eintauſcht. Ich ſetze zum voraus, wie man denn dieß faſt ohne Ausnahme vorausſetzen kann, daß in dieſem Lande ſoviel baares Geld circulirt, als zu ſeinem Gewerbe erforderlich iſt. Das eingebrachte baare Geld muß alsdenn nothwendig wieder ausgeführt werden, um jene anderen Produkte und Waaren einzuführen, welche zur Balancirung ſeiner Induſtrie erforderlich ſind. Natürlicher Weiſe verurſacht dieſes doppelten, manchmal drei- und vierfachen Aufwand an Fracht, Capitalvorſchuß und andern Unkoſten, die man erſpart hätte, wenn gedachtes Land, anſtatt des baaren Geldes, die bedürftigen Artikel ſelbſt zu liefern im Stande geweſen wäre.

Ein Land, das keine eigene Minen hat, muß freilich ſein Gold und Silber aus fremden Ländern auf die nämliche Art ziehen, wie ein Land, das keine Weinberge hat, ſeine Weine aus andern Ländern kommen laſſen muß. Es ſcheint aber deßwegen nicht nöthig, daß die Aufmerkſamkeit der Regierung für jenen Gegenſtand mehr als für dieſen ſorgen ſollte. Ein Land, welches das Vermögen hat, Wein zu kaufen, wird allezeit den benöthigten Wein bekommen können; und einem Lande, das Gold und Silber kaufen kann, werden dieſe Me-

talle niemals mangeln. Wie alle andere Waaren ſind ſie für einen gewiſſen Preis feil, und wie ſie der Preis aller andern Waaren ſind, ſo ſind auch alle andere Waaren der Preis dieſer Metalle. Wir verlaſſen uns zuverſichtlich darauf, daß die Handelsfreiheit uns, ohne einige Vorſorge von Seiten der Regierung, allezeit mit den Weinen, die wir brauchen, verſehen wird; und eben ſo zuverſichtlich dürfen wir uns darauf verlaſſen, daß ſie uns allezeit mit allem dem Gold und Silber, ſo wir kaufen, oder, entweder zur Cirkulation unſerer Waaren, oder zu irgend einigen andern Abſichten, gebrauchen können, verſehen wird. Und obgleich Güter nicht allezeit ſo leicht und geſchwinde Geld einbringen, als das Geld Güter erkauft, ſo ziehen ſie doch mit der Zeit gewiſſer und nothwendiger Geld nach ſich, als ſogar Geld Güter nach ſich zieht. Güter können noch zu vielen andern Abſichten, als zum Verkaufe für baares Geld gebraucht werden. Geld hingegen dienet zu ſonſt nichts, als Güter damit einzukaufen. Folglich muß Geld allezeit nothwendig nach Gütern; Güter hingegen nicht allezeit und nothwendig nach Geld laufen. Der Käufer will nicht allezeit wieder verkaufen, ſondern oft will er die Güter verzehren oder verbrauchen; dahingegen der Verkäufer allezeit wieder einkaufen will. Jener kann oft ſein ganzes Geſchäft gethan haben; dieſer hingegen hat niemals mehr als die Hälfte ſeines Geſchäfts gethan. Die Menſchen lieben das Geld nicht ſeiner ſelbſt, ſondern desjenigen wegen, was ſie damit erkaufen können.

Die den hier entwickelten Wahrheiten entgegen gesetzten Irrthümer haben der Menschheit die blutigsten Wunden geschlagen. Sie morden noch bis auf die heutige Stunde in dem unglücklichen Peru und Mexiko, und drücken minder oder mehr fast alle Gegenden von Europa. Monopolien und sogar Propolien werden, vermöge dieser Irrthümer, ohne Rücksicht und Vorsicht verschwendet; unendliche Zolltarife nach dem Linneischen System entworfen, aus denen sich die ganze Natur- und Kunstgeschichte studiren ließe, und aus denen zu erlernen ist, wie man Natur und Kunst an allen Enden auf das geschickteste hemme und unterdrücke, indem man sie gegen einander aufwiegle und eine durch die andere zerstöre. Alle dergleichen Anstalten, die leider! zu grausam sind, als daß man ruhig nur über sie lachen könnte, zielen dahin ab, und müssen nothwendig dahin gelangen.

Ich mag, was in der vorhergehenden Rhapsodie über diesen Punkt bereits gesagt worden ist, hier nicht wiederholen, noch die Ungereimtheit des Gedankens weiter erörtern, Manufaktur auf Unkosten von Agrikultur befördern zu wollen; die Produktion vermindern zu wollen, um derselben Verarbeitungen zu vermehren u. s. w. Unsere Nachkommen werden Mühe haben zu begreifen, wie wir je haben den Anschlag machen können, die Menge der Kinder zu vergrößern, ohne vorher die Mütter zu befruchten, aus deren Busen sie doch hervorgehen, an deren Brüsten sie zuerst

ſich nähren müſſen; — wie wir uns je haben können beigehen laſſen, die Maße der Fabrikate durch Mittel zu vermehren, welche das Materiale zu dieſen Fabrikaten, und die Mittel zu derſelben Bezahlung nothwendig vermindern mußten.

Einige Betrachtungen, die weiter eingreifen und von noch allgemeinerer Beziehung ſind, mögen hier eine Stelle einnehmen.

Die allgemeine Induſtrie der Geſellſchaft (unter welcher Benennung ſowohl Agrikultur als Manufaktur im eigentlichen Verſtande zuſammen genommen werden muß) kann niemals mehr ausmachen, als ſoviel das Capital der Geſellſchaft beſchäftigen kann. Wie die Anzahl Arbeitsleute, die irgend jemand in beſtändiger Arbeit unterhalten kann, ſeinem Capital oder Vermögen gewiſſermaßen proportionirt ſeyn muß, ſo muß auch die Anzahl der Arbeitsleute, welchen die ſämmtlichen Mitglieder irgend einer großen Geſellſchaft beſtändige Arbeit und Unterhalt geben können, dem ganzen Capitale dieſer Geſellſchaft gewiſſermaßen proportionirt ſeyn, und ſie kann niemals dieſe Proportion überſteigen. Keine Handelsanſtalt oder Verordnung kann die Quantität der Induſtrie in irgend einer Geſellſchaft höher treiben, als dieſes Capital erſchwingen kann. Sie kann nur einen Theil derſelben auf ein Geſchäft lenken, auf welches dieſer Theil ſonſt nicht gewendet worden wäre; und es iſt

keinesweges gewiß, daß dieſe künſtliche Lenkung der Geſellſchaft vortheilhafter ſeyn werde, als diejenige Richtung, wohin ſich die Induſtrie von ſelbſt würde gewendet haben.

Jedermann beſtrebt ſich allezeit, die vortheilhafteſte Anwendung irgend eines Capitals, das in ſeinem Vermögen ſteht, zu entdecken. Zwar iſt es ſein eigener, und nicht der Vortheil der Geſellſchaft, den er ſich dabei vorſetzt. Allein das Befleißigen auf ſeinen eigenen Vortheil führt ihn natürlicher oder nothwendiger Weiſe dahin, daß er demjenigen Geſchäfte, das auch für die Geſellſchaft am vortheilhafteſten iſt, den Vorzug giebt.

Was aber die Art einheimiſcher Induſtrie ſey, die ſein Capital beſchäftigen kann, und deren Produkt wahrſcheinlicher Weiſe am meiſten gelten wird, dieß kann, wie man leicht einſieht, ein jeder in ſeiner örtlichen Lage weit beſſer beurtheilen, als es irgend ein Staatsmann für ihn entſcheiden kann. Der Staatsmann, der es verſuchen wollte, Privatleuten zu zeigen, auf welche Art ſie ihre Capitalien anwenden ſollten, würde ſich nicht nur mit einer höchſt unnöthigen Sorge und Arbeit beladen, ſondern ſich auch eine Gewalt anmaßen, die man nicht nur keiner einzelnen Perſon, ſondern auch keinem Staatsrathe oder Senate ſicher anvertrauen kann, und welche nirgends ſo gefährlich ſeyn würde, als in den Händen eines Mannes, der ſo thöricht und ver-

wegen wäre, ſich einzubilden, er ſey fähig, ſie auszuüben.

Das Monopol des einheimiſchen Marktes dem Produkte einheimiſcher Induſtrie in irgend einem Handwerke oder einer Manufaktur geben, heißt gewiſſermaßen Privatleuten vorſchreiben, auf welche Art ſie ihre Capitalien anwenden ſollen, und muß beinah in jedem Falle eine entweder unnütze oder ſchädliche Verordnung ſeyn. Kann das Produkt des einheimiſchen Fleißes eben ſo wohlfeil als das des ausheimiſchen, auf den einheimiſchen Markt gebracht werden, ſo iſt eine ſolche Verordnung augenſcheinlich unnütz. Kann es aber nicht, ſo muß ſie insgemein ſchädlich ſeyn. Es iſt die Maxime eines jeden verſtändigen Hausvaters, niemals zu verſuchen, das zu Hauſe zu verfertigen, was ihn ſolchergeſtalt mehr koſten würde, als wenn er es kaufte. Der Schneider verſucht es nicht, ſeine eigenen Schuhe zu machen, ſondern er kauft ſie vom Schuſter. Der Schuſter verſucht es nicht, ſeine eigenen Kleider zu machen, ſondern er gebraucht einen Schneider dazu. Der Landwirth verſucht weder das eine noch das andere zu machen, ſondern er läßt ſeine Schuh und Kleider von dieſen Handwerksleuten verfertigen. Sie alle finden ihren Vortheil dabei, ihren Fleiß auf eine Art anzuwenden, worin ſie ihren Nachbaren einigermaßen überlegen ſind, und mit einem Theil ihres Produktes, oder, welches einerlei iſt, mit dem Preis eines Theils deſſelben, alles andere zu erkaufen, was ſie ſonſt bedürfen.

Was aber im Betragen einer jeden Privatfamilie eine Klugheit iſt, kann wohl ſchwerlich im Betragen eines Staates eine Thorheit ſeyn. Kann ein fremdes Land uns mit irgend einer Waare wohlfeiler verſehen, als wir ſelber ſie verfertigen können, ſo iſt es beſſer, ſie mit irgend einem Theil des Produkts unſeres eigenen Fleißes zu erkaufen, der auf irgend eine Art angewendet wird, worin wir einigen Vorzug haben. Da die ganze Induſtrie des Landes allezeit dem Capital, das ſie beſchäftigt, proportionirt iſt, ſo wird ſie dadurch eben ſo wenig, als die der obenerwähnten Handwerksleute vermindert werden, ſondern nur den Weg aufſuchen dürfen, worauf ſie ſich am vortheilhafteſten beſchäftigen kann. Nun aber wird ſie gewiß nicht aufs vortheilhafteſte beſchäftiget, wenn ſie ſolchergeſtalt auf einen Gegenſtand geleitet wird, den ſie wohlfeiler kaufen, als ſelber verfertigen kann. Der Werth ihres jährlichen Produkts wird gewiß um mehr oder weniger vermindert, wenn ſie ſolchergeſtalt vom Verfertigen von Waaren abgehalten wird, die augenſcheinlich mehr werth ſind, als die Waare, die ſie verfertigen ſoll. Nach der angenommenen Meinung könnte dieſe Waare von fremden Ländern wohlfeiler gekauft werden, als ſie zu Hauſe verfertigt werden kann. Sie könnte alſo mit einem bloßen Theile der Waaren, oder, welches einerlei iſt, mit einem bloßen Theile des Preiſes der Waaren gekauft werden, die der von einem gleichen Capitale beſchäftigte Fleiß, wenn man ihn ſeinem natürlichen Laufe überlaſſen hätte, zu Hauſe hervorgebracht haben würde. Die Induſtrie

des Landes wird demnach von einem vortheilhafteren Geschäfte hinweg, und auf ein weniger vortheilhaftes gewendet: und, anstatt der Absicht des Gesetzgebers zufolge vermehrt zu werden, muß der Tauschwerth seines jährlichen Produkts durch eine jede solche Verordnung nothwendig vermindert werden.

Vermittelst solcher Verordnungen kann man zwar irgend eine besondere Manufaktur bisweilen früher als sonst erlangen; und nach einer gewissen Zeit kann sie zu Hause ihre Waaren eben so wohlfeil oder wohlfeiler als im fremden Lande verfertigen. Ob aber gleich die Industrie der Gesellschaft solchergestalt auf eine vortheilhafte Art früher als sonst geschehen seyn würde, in einen besondern Canal geleitet werden kann, so folgt doch hieraus keinesweges, daß der ganze Belauf ihrer Industrie oder ihres Einkommens durch irgend eine solche Verordnung jemals vermehrt werden könne. Die Industrie der Gesellschaft kann sich nur in der Proportion, worin ihr Kapital zunimmt, vermehren, und ihr Capital kann nur in Proportion desjenigen, was nach und nach von ihrem Einkommen erspart wird, zunehmen. Nun ist aber die unmittelbare Wirkung einer jeden solchen Verordnung eine Verminderung ihres Einkommens, und das, was ihr Einkommen vermindert, wird wohl schwerlich ihr Capital geschwinder vermehren, als es sich sonst von selbst vermehrt haben würde, wenn man sowohl das Capital als die Industrie ihr natürliches Geschäft hätte selber aufsuchen lassen.

Gesetzt auch, eine Gesellschaft sollte in Ermangelung solcher Verordnungen, die verlangte Manufaktur niemals erhalten, so würde sie doch deßwegen in keinem Zeitraum ihrer Dauer nothwendig ärmer seyn. In jedem Zeitraume ihrer Dauer hätten ihr ganzes Capital und ihre ganze Industrie immer noch, obgleich mit andern Gegenständen, auf diejenige Art beschäftigt werden können, die ihr zu derselben Zeit am vortheilhaftesten war. In jedem Zeitraume hätte ihr Einkommen so groß seyn können, als ihr Capital nur immer gewähren konnte, und sowohl das Capital, als das Einkommen hätten noch immer mit der größten möglichen Geschwindigkeit zunehmen können.

Die natürlichen Vorzüge, die ein Land vor dem andern im Hervorbringen gewisser Waaren zum Voraus hat, sind bisweilen so groß, daß die ganze Welt zugesteht, es würde vergeblich seyn, sich ihnen zu widersetzen. Mit Treibhäusern, Beeten und Mauern könnte man z. B. in Baiern gute Trauben erzielen, und aus denselben auch guten Wein machen; nur kostete er ungefähr dreißigmal so viel, als ein wenigstens eben so guter Wein, der aus fremden Ländern eingeführt würde. Würde es aber nun ein vernünftiges Gesetz seyn, das die Einfuhr aller fremden Weine verböte, bloß um in Baiern die Cultur des Rhein- oder Mosel-Weins, des Champagners oder Burgunders zu begünstigen? Wenn es aber etwas offenbar ungereimtes seyn würde, dreißigmal mehr vom Capital und Fleiße eines

Landes auf irgend ein Geschäft zu wenden, als nöthig wäre, eine gleiche Quantität der verlangten Waaren von einem fremden Lande zu erkaufen, so muß es eine zwar nicht ganz so sehr auffallende, aber doch ganz ähnliche Ungereimtheit seyn, auf ein solches Geschäft einen dreißigsten, oder auch nur einen dreihundertsten Theil mehr vom Capital oder vom Fleiße zu wenden. Ob die Vorzüge, die ein Land hierin vor dem andern voraus hat, natürliche oder erworbene Vorzüge sind, daran liegt in dieser Absicht nichts. So lange das eine Land diese Vorzüge vor dem andern hat, und sie dem andern fehlen, wird es für das letztere allezeit vortheilhafter seyn, dergleichen Waaren lieber von jenem Lande zu kaufen, als sie selber zu verfertigen. Der Vortheil, den ein Handwerksmann vor seinem Nachbar, der ein anderes Handwerk treibt, voraus hat, ist ebenfalls nur ein erworbener Vortheil; und dennoch finden sie beide es vortheilhafter, dasjenige, was nicht zu ihrem eigenen Handwerke gehört, einander abzukaufen, als es selber zu verfertigen.

Wenn eine mit vielen Ländereien versehene Nation entweder durch hohe Abgaben, oder durch Verbote der Einfuhr ihrer Waaren, den Handel fremder Völker drückt, so schadet sie nothwendiger Weise auf zweierlei Art ihrem Interesse. Erstlich, durch die Vertheurung des Preises aller auswärtigen Güter und aller Arten von Manufakturwaaren muß sie unvermeidlicher Weise den reellen Werth des überflüssigen Produkts ihrer eigenen

Ländereien erniedrigen, mit welchem, oder, (welches auf einerlei hinausläuft) mit deſſen Preiſe ſie jene fremde Güter und Manufakturwaaren kauft. Zweitens, indem ſie ihren eigenen Kaufleuten, Manufakturiſten und Handwerkern eine Art Monopoli auf dem einheimiſchen Markte giebt, ſteigert ſie die Proportion der Handel- und Manufaktur-Gewinnſte in Proportion des landwirthſchaftlichen Gewinnſtes; und ſie entziehet folglich entweder dem Feldbau einen Theil des ſchon vorher darauf verwendeten Capitals, oder ſie hält einen Theil desjenigen, was ſonſt demſelben würde zugewendet worden ſeyn, davon ab. Dieſe Staatswirthſchaft drückt demnach den Feldbau auf zweierlei Art: Erſtlich: durch die Erniedrigung des reellen Werths ſeines Produkts, und folglich auch durch die Erniedrigung der Proportion ſeiner Gewinnſte; und Zweitens: durch die Erhöhung der Proportion des Gewinnſtes in allen andern Gewerben. Der Feldbau wird dadurch weniger vortheilhaft; und Handlung und Manufakturen werden einträglicher, als ſie ſonſt ſeyn würden: und jedermann wird durch ſeinen eigenen Vortheil angereizt, ſowohl ſein Vermögen als ſeinen Fleiß dem Feldbau zu entziehen, und beides andern Gewerben zuzuwenden.

Sollte auch eine mit vielen Ländereien verſehene Nation durch dieſe unterdrückende Staatswirthſchaft etwas früher, als durch die Handelsfreiheit geſchehen könnte, einheimiſche Handwerksleute, Manufakturiſten und Kaufleute erhalten können; (woran man jedoch mit

Grund noch sehr zweifeln muß) so würde sie solche doch so zu reden, zu frühzeitig, und ehe sie für dieselbe vollkommen reif wäre, erlangen. Durch einen zu voreiligen Erwerb einer Art Industrie, würde sie eine andere, wichtigere Art Industrie dämpfen und niederdrücken. Durch einen zu voreiligen Erwerb einer Art Industrie, die nur das Capital, das sie beschäftigt, nebst dem gewöhnlichen Gewinnste daran, wieder erstattet, würde sie eine Art Industrie dämpfen, die außer und neben der Wiedererstattung jenes Capitals, nebst den Gewinnsten daran, auch noch ein reines Produkt, eine freie Rente, dem Gutsherrn gewährte. Durch eine zu voreilige Ermunterung ganz unfruchtbarer und unproduktiver Arbeit, würde sie produktive Arbeit niederdrücken.

Daß es der Monopoliengeist war, welcher dergleichen Lehren ursprünglich erfand und ausbreitete, daran kann nicht gezweifelt werden; und ihre ersten Lehrer waren bei weitem nicht so thöricht, als diejenigen waren, welche ihnen glaubten. In jedem Lande ist es, und muß es allezeit für den größten Theil des Volkes ein Vortheil seyn, alles, was sie brauchen, da zu kaufen, wo es am wohlfeilsten zu bekommen ist. Dieser Satz ist so handgreiflich, daß es etwas lächerliches seyn würde, sich mit dem Beweise desselben zu bemühen. Auch hätte er nie bezweifelt werden können, wenn die eigennützigen Trugschlüsse der Kaufleute und Manufakturisten den allgemeinen Menschenverstand nicht verwirrt hätten. Ihr Interesse ist in diesem Stücke dem Interesse des

größten Theils des Volkes ſchnurſtracks zuwider. Wie es das Intereſſe der Mitglieder einer Zunft iſt, die übrigen Einwohner eines Orts zu verhindern, daß ſie keine andern Arbeiter als ſie gebrauchen dürfen, ſo iſt es das Intereſſe der Kaufleute und Manufakturiſten eines jeden Landes, ſich das Monopol des einheimiſchen Marktes zu verſichern; daher in ſo vielen europäiſchen Ländern jene außerordentliche Abgaben auf faſt alle Güter, die von ausländiſchen Kaufleuten eingeführt werden; daher jene hohen Zölle, jene Verbote aller der ausländiſchen Manufakturwaaren, deren Abſatz der unſrigen ihrem einigen Abbruch thun möchte. Daher auch jene außerordentliche Einſchränkung der Einfuhr faſt aller andern Güter aus denjenigen Ländern, mit welchen die Handelsbilanz für nachtheilig gehalten wird.

So werden die kriechenden Kunſtgriffe kleiner Krämer und armſeliger Handwerksleute zu politiſchen Grundſätzen für die Regierung eines großen Staats aufgeworfen! Nur die armſeligſten Krämer und Handwerksleute machen es zu einer Regel, ſich vornämlich an ihre eigenen Kunden zu halten. Ein großer Kaufmann holt ſeine Güter allezeit da, wo ſie am beſten und wohlfeilſten ſind.

Allein durch Maximen wie dieſe, hat man Völker gelehrt, ihr Intereſſe beſtehe darin, ihre Nachbaren arm zu machen. Jede Nation iſt verleitet worden, den Wohlſtand aller der Nationen, mit denen ſie einen

Verkehr hat, mit neidischen Augen zu betrachten, und den Gewinn derselben für ihren eigenen Verlust zu halten. Die Handlung, welche, natürlicher Weise, unter Völkern so wie unter Privatleuten ein Band der Eintracht und Freundschaft seyn sollte, ist die fruchtbarste Quelle der Zwietracht und Feindseligkeit geworden. Die eigensinnige und muthwillige Ehrsucht der Großen dieser Erde ist während des vergangenen und jetzigen Jahrhunderts der Ruhe Europens nicht schädlicher gewesen, als die alberne Eifersucht der Kaufleute und Manufakturisten. Jenem alten Uebel ist wohl schwerlich abzuhelfen; allein die niederträchtige Raubsucht, der Monopoliengeist der Kaufleute und Manufakturisten können ihnen zwar auch vielleicht nicht abgewöhnet werden; aber verhindern kann man sie doch, daß sie niemand in seiner Ruhe stören mögen als sich selbst.

Es ist wahrer Unsinn, den Reichthum einer benachbarten Nation als etwas schädliches zu betrachten, und den Bedacht darauf zu nehmen, sie in Armuth zu versetzen. Wie ein reicher Mann für seine fleißigen Nachbaren ein besserer Kunde seyn wird, als ein Armer; so ist auch eine reiche Nation ein besserer Kunde als eine arme. Zwar ist ein reicher Manufakturist ein sehr gefährlicher Nachbar für diejenigen, die mit der nämlichen Waare handeln. Allein alle seine anderen Nachbaren, d. i. bei weitem die meisten, gewinnen durch den guten Absatz, den sein Aufwand ihnen verschafft. Sie

gewinnen sogar dadurch, daß er seine Güter wohlfeiler verkauft als die ärmern Handwerksleute, die das nämliche Gewerbe treiben. Eben also können die Manufakturisten einer reichen Nation ohne Zweifel sehr gefährliche Mitwerber für die Manufakturisten ihrer Nachbarn seyn: allein für den größten Theil des Volks ist eben diese Mitwerbung nützlich; und außerdem gewinnt es durch den guten Markt oder Absatz, den der große Aufwand einer solchen Nation ihm in jeder andern Absicht gewährt. Privatleute, die ein Glück machen wollen, lassen sichs niemals einfallen, in die abgelegenen und armen Provinzen des Landes zu ziehen, sondern sie lassen sich in der Hauptstadt, oder irgend einem andern großen Handelsplatze nieder. Sie wissen, daß da, wo wenig Reichthum umläuft, auch wenig zu gewinnen ist; aber da, wo viel cirkulirt, auch ihnen etwas davon zu Theil werden kann. Die nämlichen Grundsätze, welche auf diese Art den allgemeinen Menschenverstand von einem, oder zehn, oder zwanzig Privatleuten regieren würden, sollten auch den Verstand von einer, oder zehn, oder zwanzig Millionen Menschen leiten, und eine ganze Nation bewegen, die Reichthümer ihrer Nachbaren für eine wahrscheinliche Ursache und Gelegenheit anzusehen, sich selber zu bereichern. Eine Nation, die sich gern durch die auswärtige Handlung bereichern wollte, wird ihre Absicht am wahrscheinlichsten erreichen, wenn alle ihre Nachbarn reiche, fleißige und handelnde Nationen sind. Eine große Nation, die auf allen Seiten von herumirrenden Wilden und armen

Barbaren umringt wäre, könnte ſich zwar ohne Zweifel durch die Cultur ihrer eigenen Ländereien, und ihren eigenen innerlichen Handel, aber keineswegs durch auswärtigen Handel bereichern. Auf dieſe Art ſcheinen die alten Aegyptier und die neuern Chineſer ihren großen Reichthum erworben zu haben. Von den alten Aegyptiern ſagt man, daß ſie die auswärtige Handlung vernachläſſiget haben, und von den neuern Chineſern weiß man, daß ſie dieſelbe aufs äußerſte verachten, und kaum, Wohlſtands halber, des Schutzes der Geſetze würdigen. Die neuern Maximen des auswärtigen Handels zielen auf das Verarmen aller unſerer Nachbaren ab; und ſofern ſie ihre Abſicht erreichen können, machen ſie eben dieſen auswärtigen Handel zugleich unerheblich und verächtlich.

Von den zufälligen Uebeln, welche die Einſchränkung des Commerzes nach ſich ziehen, will ich nur einer Gattung, und dieſer nur mit wenigen Worten erwähnen. Dieſe Einſchränkungen erfordern eine Menge von Wächtern, Oberaufſehern, u. ſ. w., die beſoldet und belohnt werden müſſen; ſie erheiſchen eine Menge verſchiedener Impoſten; ziehen eine Menge Confiskationen nach ſich; drücken und plagen den Einwohner an allen Ecken. — Eine unverſtändig eingerichtete Taxe giebt eine ſtarke Verſuchung zum Schleichhandel ab. Nun aber müſſen die Strafen des Schleichhandels in Proportion der Verſuchung ſteigen. Allen ordentli-

chen Grundsätzen der Gerechtigkeit zuwider, verursacht das Gesetz zuerst die Versuchung, und bestraft alsdenn diejenigen, die ihr unterliegen: und gemeiniglich vermehrt es auch sogar die Strafe nach Maßgabe eben desselben Umstandes, der sie gewiß lindern sollte, der Versuchung nämlich, das Verbrechen zu begehen. Auch setzen dergleichen Taxen, indem sie das Volk den häufigen Besuchen und den verhaßten Nachforschungen der Einnehmer unterwerfen, solches vielen unnöthigen Beschwerlichkeiten, Verdruß und Bedrückungen aus; und obgleich Verdruß kein baarer Aufwand ist, so ist er doch gewiß den Kosten äquivalent, womit ein jeder sich gerne davon loskaufen möchte. Auf irgend eine oder die andere Art verursachen die Taxen dem Volk oft noch einmal so viel Last und Kosten, als sie dem Landesherrn Nutzen verschaffen.

Sobald übrigens alle Systeme sowohl von partheiischen Begünstigungen, als von Einschränkungen, einmal aus dem Wege geräumt sind, so tritt das einfache und deutliche System einer natürlichen Freiheit von selbst an ihre Stelle, bei welchem ein jeder, so lang er die Gesetze der Gerechtigkeit nicht übertritt, vollkommen Herr bleibt, seinen eigenen Vortheil auf dem ihm selber beliebigen Wege zu suchen, zugleich aber alle Mitwerber neben sich dulden muß, welche seine Industrie sowohl als sein Capital auf diesem Wege finden können. Und man darf bei dieser Freiheit mit Zuver-

ſicht erwarten, daß ſich die Induſtrie der Privatleute, durch das eigene Intereſſe angetrieben, von ſelbſt auf diejenigen Gewerbe lenken wird, welche dem Vortheil der Geſellſchaft am zuträglichſten ſind.

Ueber Recht und Gewalt,

oder

philoſophiſche Erwägung eines Aufſatzes von dem Herrn Hofrath Wieland, über das göttliche Recht der Obrigkeit.

Im deutſchen Merkur, November 1777.

Qui legem praeesse vult, is velle videtur Deum ac leges imperare. Qui autem vult hominem, is etiam belluam adiungit; cum praesertim tale quid sit cupiditas et iracundia; et magistratus et optimus quisque a recta via detorqueantur. Lex vero nihil aliud est, nisi mens a cupiditatibus libera.

Arist. Polit. Lib. IV. c. XII.

Das erste Stück des dießjährigen Museums enthält ein merkwürdiges Schreiben über das Recht des Stärkeren, welches einem Aufsatz des Hrn. Wieland (im deutschen Merkur, November 1777.) zur Unterstützung dienen soll. Dieser Aufsatz des Hrn. Wieland hatte zu seiner Zeit einen höchst widrigen Eindruck auf mich gemacht; und so konnte eine Schutzschrift dafür, die, was die ersten Zeilen gleich beweisen, es im vollen Ernste war, mir unmöglich wie die Erscheinung eines Freundes seyn. Aber wie geschwind sah ich anders. Ich entdeckte einen hellen Kopf, einen gesetzten Mann, der wichtige Gegenstände nach ihrer ganzen Würde zu behandeln, in jedem Lichte sie zu untersuchen, sie in jeder Stellung Andern zu beleuchten wußte. Mein ehemaliges Urtheil über die Wielandische Schrift wurde mir sogar verdächtig: ob es nicht zu flüchtig gefällt, zu einseitig, zu strenge gewesen; und ich schritt auf der

Stelle zu einer neuen Prüfung. Aber weit entfernt, die günſtigere Meinung zu gewinnen, die ich beinah erwartet hatte, mußte ich meinen erſten Unwillen nur lebhafter, und zwar jetzo doppelt fühlen. Meine Seele war hiemit zur höchſten Aufmerkſamkeit geſpannt, daß ich nicht ruhen konnte, bis ich es klar vor Augen hatte, was beide Männer unter ſich ſo einig, und in Abſicht meiner ſo verſchieden machen konnte. Ich fand es bald, und hätte, ohne Suchen, es auf den erſten Blick gehabt, wenn ich nicht zu Anfang irre geworden wäre, da mir, nach länger als 8 Jahren, von dem Wielandiſchen Aufſatz kaum eine unvollſtändige Erinnerung vorſchwebte. Das Räthſel beruhte hauptſächlich nur auf Doppelſinn. Der Ungenannte hatte dieſen Ausdruck: der Stärkere, in einer ganz anders beſtimmten und eingeſchränkten Bedeutung als Wieland genommen, welches nothwendig auf den Begriff des Rechts, und noch mehr auf das Verhältniß der Begriffe von Recht und Stärke zu einander ſeinen Einfluß haben mußte. Was beide mit einander wirklich gemein haben, läßt ſich unter drei Punkte zuſammenfaſſen.

Erſtlich, folgen beide nicht gewiſſenhaft der allgemein angenommenen Bedeutung der Wörter, wodurch Wieland am mehrſten den Begriff des Rechts, der Ungenannte hingegen am mehrſten den von Gewalt und Stärke verwirrt hat. — Es iſt unbegreiflich, wie man den Satz: Aller Vorrang ſey zuerſt durch vorzügliche perſönliche Eigenſchaft erhalten worden, und der vorzüglichen perſönlichen Eigenſchaft bleibe eine ſolche

Anwartſchaft überall und immer, mit dieſem für einerlei hat ausgeben wollen: das Recht des Stärkern ſey, jure divino, die Quelle aller obrigkeitlichen Gewalt; und wie man dergleichen wunderliche Verdrehungen von Wort und Sinn, dergleichen offenbare Verfälſchung der Begriffe, für Entdeckung neuer Wahrheiten, für den einzigen Weg zu dem Urſprunge alles Rechts und aller geſellſchaftlichen Ordnung uns hat anpreiſen dürfen.

Zweitens verwechſeln beide Geſetz der Natur und Recht der Natur; phyſiſche oder allgemeine Nothwendigkeit, mit der bloß moraliſchen.

Drittens ſcheinen ſie den Unterſchied zwiſchen den Quellen jener allgemeinen Vereinigung unter den Menſchen, woraus ſie die Geſelligkeit als eine natürliche Eigenſchaft empfangen, und zwiſchen den Quellen ihrer beſonderen bürgerlichen Verfaſſungen, entweder nicht genug beobachtet, oder wenigſtens hier außer Acht gelaſſen zu haben; ein ſo weſentlicher Unterſchied jedoch, daß wir uns dort von Natur als Freunde, hier, im Gegentheil, von Natur als Feinde zu betrachten haben.

Aber der Beſchützer des Herrn Wieland, der ſich vielleicht nicht ohne Grund beklagen dürfte, ihm ſey hiemit ſchon mehr aufgebürdet, als er zu tragen nach der Strenge verpflichtet werden könne, ſoll lieber ganz und gar von mir unangefochten bleiben; wie es denn überhaupt meiner Abſicht und meinen Kräften angemeſſener iſt, nicht gegen mehrere, ſondern einzig und

allein gegen Herrn Wieland aufzutreten, deſſen Begriffe des Rechts, gerade wie er ſelbſt in dem angeführten Aufſatze ſie vorgetragen hat, ich hier gründlich zu unterſuchen, und die meinigen dagegen ſcharf und bieder auf die Probe zu ſtellen Willens bin*).

Die Abſicht des Herrn Wieland iſt**), das göttliche Recht — nicht der Könige und Monarchen ausſchließungsweiſe, ſondern

der Obrigkeit überhaupt,
oder derjenigen,

die Gewalt über uns haben, zu behaupten.

Daß hier nicht die Gewalt als eine Eigenſchaft der obrigkeitlichen Würde, ſondern die obrigkeitliche Würde als eine Eigenſchaft der Gewalt, als ihre Kreatur, zu betrachten ſey; folglich eine Obrigkeit haben,

---

*) Ich erinnere mich nicht, irgendwo auch nur eine Anmerkung gegen Herrn Wielands Aufſatz geleſen zu haben, außer in Herrn Höpfners Naturrecht, (Gieſſen 1780.) wo bei dem 39. §. von der natürlichen Freiheit, geſagt wird: „Die Grille eines geweſenen Prinzenhofmeiſters (Arist. Polit. Lib. I. cap. 3.) von Naturſklaven, iſt oft genug widerlegt worden, und es iſt zu verwundern, daß neulich in d. Merk. Nov. 1777. jemand ſie wieder hervorſuchen und vertheidigen mochte.“ — Aber die Meinung des Ariſtoteles iſt von der Wahrheit und Natur lange nicht ſo weit entfernt, als die Wielandiſche, wie ich in der Folge zu zeigen Gelegenheit haben werde; und ich weiß, daß ein Mann wie Höpfner mir hierin beiſtimmen muß.

**) D. Merk. Nov. 1777. S. 123.

eben so viel bedeute, als Gewalt leiden: dieses erhellet aus dem Folgenden, wo unser Verfasser es gerade heraus und mit dürren Worten sagt:

> Das Recht der Stärkeren sey, jure divino, die wahre Quelle aller obrigkeitlichen Gewalt*).

Sobald ein vermischter Haufen Menschen, sagt Herr Wieland **), so klein oder groß er sey, sich durch irgend einen Zufall, in dem wilden, ordnungslosen Zustande, den man vulgo den Stand der Natur nennt, befindet, oder mit Gewalt sich selbst hineinwirft, so wird der Stärkste das Oberhaupt der übrigen, nicht durch eine freie Wahl, sondern in Kraft der Natur selbst — weil er den Muth hat, sich dazu aufzuwerfen, und die Kraft in sich fühlt, seinen Platz zu behaupten. . . ***). Kinder und Völker müssen regiert werden, und zwar aus dem nämlichen Grunde. . . . Durch gemeinschaftliche Ueberlegung †) haben die Menschen noch nie etwas Vernünftiges zu Stande gebracht; sondern nach einem unveränderlichen Gesetze der Natur müssen sie immer von einem einzigen, der durch List oder Gewalt Meister über sie wird, sich bemaulkorben, und (gern oder ungern) ganz anderswohin führen lassen, als wohin sie anfangs gehen

*) D. Merk. Nov. 1777. S. 129.

**) Ebendas. S. 128.

***) Ebendas. S. 140.

†) Ebendas.

wollten. . . . Kurz, der Stärkſte*) iſt überall im ganzen All der Schöpfung Meiſter und Herr. Und da dieſes nach eben den Geſetzen der Nothwendigkeit geſchieht, nach welchen die Sonne**) die Planeten beherrſcht; folglich in der unveränderlichen Ordnung der Natur der Dinge gegründet iſt, ſo iſt es auch recht: denn

> Alle und jede Rechte***) ſind auf gleiche Weiſe in dem höheren Rechte der Natur der Dinge und der Nothwendigkeit (dem wahren göttlichen Rechte) gegründet.

Ein Recht der Natur der Dinge; ein Recht der Nothwendigkeit ſogar — ob andere davon gewußt haben? Mir war es völlig unbekannt. Zwar erinnere ich mich aus der Metaphyſik, daß man auf dieſelbige Art, wie man den Inbegriff der moſaiſchen Geſetze, oder der römiſchen, das moſaiſche und römiſche Recht zu nennen pflegt, den Inbegriff der Regeln der Ordnung der Natur, das Naturrecht in der weiteſten Bedeutung (jus naturae latissimum nennen kann, welches dann, ſammt den Regeln der Natur der Geiſter, auch alle Regeln der Bewegung in ſich begreift; und da muß ich geſtehen, nicht nur, daß dieſes jus naturae latissimum wohl auch das Recht der Nothwendigkeit genannt werden könne; ſondern

*) D. Merk. 1777. S. 130.

**) Ebendaſ. S. 131.

***) Ebendaſ. S. 123.

ich gestehe ferner, daß so bald dasselbe, ausschließender Weise, als das Einzige erwiesen ist, augenblicklich daraus folgen müsse, was Herr Wieland zu erweisen sucht, nämlich:

Daß alles recht sey, was wirklich geschehe,
Und daß nichts unrecht sey, als was nicht geschehen könne.

Ein glücklicher Gedanke unsers Verfassers*), Cromweln zur Erläuterung anzuführen. Also: Karl der Erste war von göttlichen Rechts wegen Herr von England, und Cromweln lag die heilige Pflicht ob, ihm als Unterthan zu gehorchen. Dennoch stürzte Cromwel den Karl vom Thron; und er that recht: denn er war der Stärkere; durfte, vermöge göttlicher Gewalt, dem ins Unrecht der mindern Stärke gesunkenen König Karl die heilige Pflicht auferlegen, sich geduldig enthaupten zu lassen.

Wohl ist demnach ein**) Königsmord ein großes Verbrechen — in der Theorie, wenn und so lange er noch nicht vollbracht ist; glücklich vollbracht hingegen kann damit nichts anders geschehen seyn, als was recht war.

Und das muß vom besten Könige gelten wie von dem schlechtesten: denn***) was wissen wir albernen Kinder davon, ob man zu hart oder zu gelinde mit uns

*) D. Merk. 1777. S. 131. 132.

**) Ebendas.

***) Ebendas. S. 141. 139. 137. u. 138.

verfährt? Wer die Gewalt hat, der hat auch das Recht; heute dieser, morgen ein anderer, wie es fällt; und von Tyrannen ist keine Frage*). Wir sind ja auf dieselbige natürliche Weise Unterthanen, wie wir von unsern Eltern geboren worden sind; können eben so wenig unsere dermalige Obrigkeit nicht haben wollen, als unsern damaligen Vater; sind und bleiben in Absicht des bürgerlichen Zustandes ewig Kinder**), ewig Unmündige, ewig ohne Verstand und eigene Wahl; dahingegen alle Obrigkeit immer und ewig den Verstand allein, folglich schlechterdings zu befehlen, und von uns den blindesten Gehorsam zu fordern hat. Also noch einmal: eine jede dermalige Obrigkeit, wie sie auch entstanden sey, (denn sie kann auf keine unrechtmäßige Weise entstehen,) ist, ohne allen Zweifel, unwidersprechlich die einzige und die wahre; und wir dürfen und können gar nicht fragen: wie oder wann? oder uns nur auf irgend eine Weise anfechten lassen: was man etwa mit uns vor habe? Denn wer sieht nicht, wo das sonst hinaus liefe, und auf was für Grundsätze man zuletzt gerathen müßte?

Nun aber, und damit dieses nicht geschehe***), liegt in der menschlichen Natur ein angeborner Instinkt, denjenigen für unsern natürlichen Obern, Führer und Re-

*) D. Merk. 1777. S. 141. 139. 137. u. 138.

**) Ebendas. S. 126. 127. 139. 141.

***) Ebendas. S. 132.

genten zu erkennen, deſſen Obermacht wir fühlen: welches die erſte Quelle der obrigkeitlichen Gewalt unter den Menſchen geweſen iſt. „Und ich behaupte," fügt Herr Wieland ausdrücklich hinzu*), „eben dieſer Inſtinkt ſey auch in der Folge, auf Seiten der Völker, die Haupturſache geweſen, warum ſie ſich bei allen den mannichfaltigen Veränderungen beruhiget haben, die nach und nach

per varios casus et tot discrimina rerum,

mit der politiſchen Form und Verfaſſung der Staaten vorgegangen. . . Dem gemeinen Manne**) iſts im Grunde einerlei, ob der Oberherr, der ihm gegeben wird, dazu geboren oder erwählt ſey. So bald er nur einen Reiter auf ſeinem Rücken fühlt, der ſeiner mächtig iſt, ſo giebt er ſich zufrieden, folgt dem Zügel, und duldet den Sporn. Ueberhaupt ſchmiegen ſich die Völker gern unter eine erbliche Regierung, ſind gern einem gewiſſen Hauſe, einer feſtgeſetzten Folge von Prinzen unterthan, gewöhnen ſich gar bald, dieſe ihre Herren als eine höhere Art von Weſen anzuſehen . . . und ein böſer Herr müßte beinah der Teufel ſelbſt ſeyn, bis dem Volke einfiele, die Frage aufzuwerfen: ob es auch wohl ſchuldig ſey, alles von ihm zu leiden***). — So tief (ich ſchreibe Herrn Wielands eigene Worte) ſitzt im Menſchen das Gefühl, daß die

*) D. Merk. 1777. S. 132.

**) Ebendaſ. S. 134.

***) Ebendaſ. S. 135.

bürgerliche Gesellschaft, eben so, wie die ganze Natur, von einer höheren, alles umfassenden, unabhängigen und unwiderstehlichen Macht zusammengedrückt, und dadurch in ihrer Form erhalten werden müsse. — Und wohl dem gemeinen Mann, dem niemand dies treuherzige Gefühl wegphilosophirt hat!"

Aber dieses treuherzige Gefühl, daß wir unabhängig und unwiderstehlich beherrscht werden müssen; unsere Regenten, gut oder schlimm, als von Gott anzunehmen*) haben; und von ihnen alles zu leiden schuldig sind: es sitzt nicht allein tief im Menschen, sondern es sitzt auch so tief darin zu den weisesten Absichten**). „Darum ist der Mensch das gelehrigste und lenksamste aller Wesen — man müßte ihn denn nur gar nicht zu behandeln wissen; weil die menschliche Gattung ohne Regierung nicht glücklich seyn, nicht einmal erhalten werden könnte."

Der nachdenkende Leser glaubt hier eben das Zirkelförmige wahrzunehmen, was er auch S. 126. schon entdeckt hatte, wo es hieß: „Die Natur habe die Kinder, so lange, bis sie sich selbst regieren können, der elterlichen Gewalt unterworfen: weil sie sich eine Zeitlang nicht selbst regieren können. Doch wird Seite 137. das vitium circuli im Grunde nicht begangen; denn ein anderes ist unvernünftig, und ein anderes ist albern oder schwachsinnig

*) D. Merk. 1777. S. 135.

**) Ebendas. S. 137.

seyn. Herr Wieland beweist an diesem Orte, daß die Menschen zu ihrem Besten sich so gelehrig, so lenksam, so regierlich beweisen*); weil sie höchst albern oder schwachsinnig sind: daß sie aber gelehrt, gelenkt und regiert werden müssen, das kömmt von ihrem Unverstand. Nun kann man sehr unverständig, und zugleich sehr halsstarrig und unbändig seyn. Die höchste Güte gab also, dem zur Gesellschaft mit seines Gleichen, mit unheilbarer Unvernunft ausgesteuerten Geschöpf, noch die Albernheit dazu, damit es durch Regierung glücklich wurde. — Und dieses heißt Herr Wieland**): „Einem Geschöpf die Triebe und die innern Anlagen geben, ohne die es nicht das werden könnte, was es seyn soll."

„Folgende Worte zum Beschluß***): „Wenn wir die Geschichte von Jahrhundert zu Jahrhundert — übersehen und vergleichen, und sehen dann — wie oft die klügsten Maßregeln nichts, und dagegen ein dummer Streich wider Wissen und Hoffen dessen, der ihn gemacht, den besten Effekt hervorgebracht; wie mitten unter allen anscheinenden Ursachen einer allgemeinen Zerrüttung sich das Ganze doch immer im Gleichgewichte, und jede Nation wenigstens in einem leidlichen Zustande erhält — kurz — wenn wir sehen, durch was für ein minimum von Weisheit die

*) D. Merk. 1777. S. 137. u. 138.

**) Ebendas. S. 137.

***) Ebendas. S. 142.

Welt regiert, und wahrlich wenigſtens ſo regiert wird, daß es ſchwerlich einer von uns beſſer machen würde, ſo deucht mich, es leuchte ſtark in die Augen: daß es bloß die in allen Regierungen hinter der Szene ſpielende Theokratie ſey, welche macht, daß es, trotz unſerer eiteln Beſorgniſſe, nicht ſchlimmer, und oft gegen alle unſre Deduktionen, Theorien und Demonſtrationen ſo viel beſſer in der Welt geht, als es, unſrer einfältigen Meinung nach, gehen ſollte."

Wer wird nicht dem Herrn Verfaſſer zu einem ſo hohen politiſchen Wohlergehen, daß er es ohne Wunder nicht begreifen kann, von Herzen Glück wünſchen?

Was von einigermaßen merkwürdigen Ideen, Inſtanzen, auch Verwahrungen und Rettungsmitteln des Herrn Wieland hier ausgelaſſen worden, ſoll in der Folge ſeine Stelle finden. Es war unmöglich, mit einem male den großen Haupteinfall mit ſeinen vielen Untereinfällen vorzutragen, und überdem auch noch aller Nebeneinfälle zu erwähnen.

Die Seele des Wielandiſchen Aufſatzes iſt jener Begriff einer natürlichen Nothwendigkeit, oder eines Rechts der Natur der Dinge — und der Nothwendigkeit, deſſen vorhin ſchon gedacht worden iſt. Gleich einem wilden Strudel ſieht man ihn ſchäumen, und verſchlingen, und immer ſchneller drehen, daß einen Graus nnd Schwindel überfällt. Aber dieſen Schrecken dürfen wir uns nicht beſiegen laſſen. Wir müſſen mit dem ſchwachen Schifflein unſerer

Philoſophie gerade nach des Strudels Mitte, um ihn entweder zu durchſchneiden, oder von ihm verſchlungen zu werden. Liegen Felſen und Schlünde da, ſo ſind wir verloren. Iſt es aber nur ein Spiel der Winde; derer, die wir eben pfeifen hörten: ſo kommen wir glücklich durch, und erfreuen uns des gemachten Verſuchs.

Niemand ſagt gewöhnlich von einem ſchwereren Körper, daß er das Recht habe, ſchneller zu fallen, früher den Boden zu berühren und ihm einen tiefern Eindruck zu machen, als der leichtere. Niemand, daß der Same des Ahorns ein Recht habe, geſchwinder aufzugehen, als der von der Fichte; oder daß beide ein Recht haben, größere Bäume zu werden, als Pfirſich und Mandel. Niemand, daß der Jagdhund ein Recht habe, die Spur des Wildes zu riechen, und daß der Windhund im Gegentheil die Verbindlichkeit habe, ſie nicht zu riechen. Niemand, daß derjenige Menſch, welcher die Buchſtaben, das Weberſchiff, die Berechnung des Unendlichen erfunden hat, ſolches in Gefolg und vermöge eines Rechts gethan habe — noch überhaupt vom Menſchen, daß er das Recht der Sprache, des Denkens, des Vermögens, eine Gottheit zu erkennen und über die Grenzen dieſes Lebens hinaus zu ſehen, beſitze; kurz, niemand, der nicht

den Begriff des Rechts zu vernichten gedenkt, kann ihn irgendwo hinbringen wollen, wo nur von wirkenden Urſachen, von bloß phyſiſchen Geſetzen (es mögen dieſe materielle oder immaterielle Naturen, Körper oder Geiſter angehen) die Rede iſt.

Der Begriff des Rechts iſt allein da vorhanden, wo von Dingen der Wahl, wo von Endurſachen und von moraliſchen Geſetzen die Rede iſt; wo ſich das Wahrgenommene als eine bloße Folge der Selbſtbeſtimmung nach vernünftigen Gründen offenbart. Nicht was überhaupt nothwendig, ſondern nur, was moraliſch nothwendig iſt, das iſt recht; eben ſo wie nicht das überhaupt Unmögliche, ſondern nur das moraliſch Unmögliche, unrecht genannt werden kann. Moraliſch aber nennen wir alles dasjenige, deſſen nächſte Urſache die Freiheit des Menſchen iſt, oder, was unmittelbar aus dem Vermögen deſſelben entſpringt, ſich nach eigenen deutlichen Vorſtellungen von dem, was ihm gut oder böſe ſey, zu beſtimmen. Moraliſch nothwendig nennen wir, was augenſcheinlich unſer Beſtes iſt; ſo wie wir dasjenige moraliſch unmöglich nennen, was die Vernunft nie gut heißen kann. Aus der möglichen Erkenntniß der moraliſchen Nothwendigkeit entſteht die Pflicht; und wer ſeine Pflicht thut, der handelt recht. Die Urſache einer Pflicht, die jemand gegen uns hat, iſt dasjenige, was wir unſer Recht nennen.

Alſo — und da es ſchlechterdings unmöglich iſt, daß irgend eine Natur ſich ſelbſt zuwider ſey — kann kein

Menſch je eine Pflicht haben, deren Erfüllung ihm nicht vortheilhaft wäre; folglich auch niemand je dergleichen Recht an ihn: denn wie kann jemand zu fordern haben, was niemand zu leiſten ſchuldig iſt? Wer aber fordert, was ihm niemand ſchuldig iſt, der iſt ungerecht; und wer es erzwingt, der braucht Gewalt. Die Macht aber,

Die Macht allein, giebt Göttern ſelbſt kein Recht *).

Augenſcheinlich ſchließt demnach ein jedes Recht eine weſentlich mit ihm verknüpfte Verbindlichkeit in ſich, welche das Recht erwirbt und ſeine Möglichkeit ausmacht; und eben ſo eine jede Verbindlichkeit ein weſentlich mit ihr verknüpftes Recht. Beide unzertrennlich müſſen mit einander ſtehen oder mit einander fallen.

Augenſcheinliche Wahrheiten können durch kein Anſehen verſtärkt werden, ſelbſt nicht durch das Anſehen eines Leibnitz; doch verdienen folgende Worte dieſes großen Mannes hier immer ihren Platz. Gegen das Ende ſeiner Erinnerungen über die von Puffendorf zum Grund gelegten Principien des Natur- und Völkerrechts, ſagt derſelbe: „Das natürliche Recht (oder der Inbe-

*) Wielands Idris und Zenide, III. Geſang, 72. Strophe:
Doch ſage mir (denn kein Verhältniß ſchwächt
Die Rechte der Natur) wer hat mir dieſes Leben,
Und dir, ſo groß du biſt, ein Recht an mich gegeben?
Die Macht allein giebt Göttern ſelbſt kein Recht.

griff der Naturgesetze) hat zum Endzweck die Wohlfahrt derer, welche es beobachten; zum Vorwurf alles, was andre angeht, und in unsrer Macht steht; und endlich zur Quelle in uns, das von Gott dem Menschen verliehene ewige Licht der Vernunft. Diese so planen, so einfachen Sätze (fährt er fort) haben einigen spitzfindigen Leuten vermuthlich zu gemein geschienen. Sie haben demnach versucht, paradoxe an ihre Stelle zu setzen, die durch den Reiz der Neuheit sich empföhlen, weil sie weder die Fruchtbarkeit der einen, noch die Unzulänglichkeit der andern zur Genüge einsahen.'' *)

Mir kömmt es sehr natürlich vor, daß diese Wahrheit: die Vernunft sey die einzige Quelle des Rechts, theils nicht genug eingesehen, theils von denen selbst, die sie wahrgenommen, nicht standhaft genug vor Augen gehalten worden ist. Das so sehr Zusammengesetzte des menschlichen Wesens, wodurch es bei seiner offenbaren Verschiedenheit von allen vernunftlosen Naturen ihnen allen doch wieder so auffallend ähnlich ist, mußte dieselbe ungemein verdunkeln, und jene

*) Finis iuris naturalis est bonum servantium; obiectum, quidquid aliorum interest, et in nostra est potestate; caussa denique efficiens in nobis est rationis aeternae lumen divinitus in mentibus accensum. Haec tam plana et simplicia, credo, viris quibusdam acutis nimis obvia visa esse, atque inde paradoxetera quaedam excogitata, quae novitatis specie blandirentur, quod neque priorum foecunditas, neque horum imperfectio satis perspiceretur. Leibn. Opera, T. IV. P. III. pag. 283.

Menge von Schwierigkeiten und Zweifeln zuwege bringen, welche nicht wenige, auch der beſten Köpfe, in Verlegenheit geſetzt haben. Welcher Menſch, ſagt Gravina, der nicht Vorurtheile, ſondern ſeine eigene Vernunft zu Rathe zieht, wird jene Erklärung des natürlichen Rechts, zufolge welcher es das Recht ſeyn ſoll, das die Natur alle Thiere gelehrt hat, in dem Sinne, worin ſolche gemeiniglich genommen wird, mit den Lehren der Sittlichkeit vereinbaren können, die uns von eben denen körperlichen Wollüſten abhalten, wozu doch die Natur ſelbſt den Hang in uns gelegt hat? Oder wenn, nach einer andern Erklärung, bloß in den Ausſprüchen der geraden Vernunft das natürliche Recht beſteht; wie paſſen zu dieſer Erklärung jene wildthieriſchen Triebe, welche der menſchlichen Natur ſich gleichfalls bemeiſtern, und auf ſo weiten Abwegen von der Vernunft mit ihr daher rennen?" *) Dieſe Aehnlichkeit des Menſchen mit den Thieren von der einen Seite, und zwar mit dem Umſtande, daß unſere Triebe durch

*) Et sane quis mente sua, non aliena utens, definitionem illam, qua ius naturale dicitur id, quod natura omnia animalia docuit, eo sensu, quo vulgo accipitur, composuerit cum praeceptis honestatis, quae nos abstrahunt ab iis corporis voluptatibus, ad quas natura ipsa etiam invehimur? Aut qua ratione definitio altera, quae ius naturale docet esse dictata rectae rationis, quadraverit in ferinas affectiones, quibus humana natura etiam corripitur, ab omni prorsus ratione deerrantes. Gravinae Originum Iur. civ. Lib. II. c. 1.

die Begleitung der Vernunft, indem wir ihnen mit Absicht nachgeben, die Ursache moralischer Handlungen werden, und ihre Erfüllung deswegen auch da, wo sie blind sind, Pflicht und Recht zu involviren scheinen; und von der andern Seite, die Aehnlichkeit zwischen den Wirkungen der vernünftigen Seele nach den physischen Gesetzen ihrer Natur und zwischen ihren moralischen Handlungen; oder, die nahe Verwandschaft zwischen Verstand und Willen: diese Aehnlichkeiten lassen uns, wenn wir nicht auf dem einzigen wesentlichen Unterschied, der sie von einander sondert, mit unverwandtem Auge haften, mit jedem Schritt in einen neuen Irrgang gerathen. Trug und Täuschung sind hier um so leichter, da uns der Sprachgebrauch durch eine Menge metaphorischer Zweideutigkeiten mit überraschen hilft. So messen wir, zum Beispiel, nach demselben, Verdienst und Schuld, folglich auch Recht und Pflicht, sogar leblosen Dingen bei; nennen, bezeichnen — Geistesgaben, Einsichten und Leidenschaften (bloß weil sie durch die Seele selbst, nach Gründen, deren sie sich bewußt ist, erhöhet und erniedriget werden können, und daher unter dem Einflusse der Freiheit stehen,) als Folgen einer Entschließung, als Dinge der Wahl; verwechseln das Wahre mit dem Guten, das Vortheilhafte mit dem Vernünftigen, die Fähigkeit mit dem Recht; als wenn alles dieses durchaus nur eine und dieselbe Sache wäre.

So bald aber dem einzigen ächten Principio des Rechts nur das mindeste Fremde beigemischt wird, so

muß den Augenblick die von demſelben abhangende ganze Maſſe der Erkenntniß in eine verderbliche Gährung gerathen. Außer dem Mittel, ſchnurſtracks zur Wahrheit zurückzukehren, bleibt alsdann kein anderes übrig, als, entweder in einem unendlichen Zirkel von Widerſprüchen herumzutaumeln, oder, das Recht in der weiteſten Bedeutung (ius latissimum) als das Einzige anzunehmen, wo denn alles Recht heißen muß, was nach irgend einem Geſetze der Natur erfolgt, mithin alles, was zur Wirklichkeit gelangt. Denn alle Geſetze der Natur ſind auf gleiche Weiſe, in einer nothwendigen Ordnung derſelben, oder in dem ewigen Zuſammenhange der Dinge gegründet.

Unter denjenigen, welche vor Herrn Wieland dieſen letzten Weg eingeſchlagen, verdient Spinoza hauptſächlich genannt zu werden, weil kein anderer dieſen Lehrbegriff ſo klar, ſo bündig, ſo ohne alle Verkleiſterung und in einem ſo feſten Zuſammenhange vorgetragen hat. Nach ihm, wie nach Herrn Wieland, muß unter dem Rechte der Natur nichts anders verſtanden werden *), als die Geſetze ſelber der Natur, als der nothwendige Zuſammenhang aller Dinge, als die Macht des Ganzen; weßwegen denn ſowohl bei der ganzen Natur, als bei jedem einzelnen Theile derſelben, Recht und Macht gleiche Ausdehnung haben; folglich ein jeder Menſch

*) B. de S. Opera posth. pag. 271.

alles das mit höchstem Rechte thut, was er nach den Gesetzen seiner Natur verrichtet, und sein Recht in der Natur eben so weit geht als seine Macht.

Da nun die Menschen mehr durch blinde Triebe, als durch Vernunft geleitet werden *), so ist die natürliche Macht derselben, oder ihr Recht, nicht aus der Vernunft insbesondere herzuleiten, sondern aus jedwedem Triebe, wodurch sie zu handeln bestimmt, und sich zu erhalten genöthiget werden. Alle sind auf gleiche Weise Wirkungen der Natur, und erklären die natürliche Macht, durch welche der Mensch in seinem Wesen zu beharren strebt. Weise oder thöricht, der Mensch ist ein Theil der Natur, und er mag nun seiner Vernunft, oder allein seinen Begierden folgen, so kann er nicht anders, als nach den Gesetzen und Vorschriften der Natur handeln, oder, welches einerlei ist, nach dem natürlichen Recht.

Also **), da das Recht eines jedweden sich eben so weit erstreckt als seine Macht, und ein jedweder daher, er sey thöricht oder weise, alles, was er betreibt und thut, mit dem höchsten Rechte betreibt und thut: so folgt daraus, daß das Recht und die Gesetze der Natur, worunter alle Menschen geboren werden, und am allermeisten leben, nichts untersage, als was niemand begehrt und niemand kann; daß es weder dem Streit, noch dem Zorn, noch dem Betrug, noch durchaus irgend

*) B. de S. Opera posth. pag. 271.

**) Ibidem pag. 275.

einem Dinge, welches die Begierde anräth, entgegen ſey.

Ferner folgt daraus *), daß ich auf jedweden ein Recht erhalte, den ich in meine Gewalt zu bringen weiß, wo es denn gleichgültig iſt, ob ich ihn am Leibe oder an der Seele feßle.

Ich kann ſogar **) ein Recht über die Beurtheilungskraft eines andern beſitzen, in ſo ferne nämlich ich ihn zu betrügen im Stande, und im Irrthum zu erhalten fähig bin.

Auch treulos kann ich mit Recht handeln ***), ſo bald ich nämlich meinen Vortheil dabei finde, und keine Gewalt mich feſt hält. Ich habe alsdann mein Recht nicht abgetreten, ſondern nur mein Wort von mir gegeben.

Zwei †), die ſich mit einander verſtehn, und ihre Kräfte zuſammenthun, können mehr, als ein jeder von ihnen insbeſondere, und beſitzen daher in der Natur auch ein größeres Recht; und je mehrere in dergleichen Verbindungen ſich zuſammengethan haben, deſto mehr Recht haben dieſelben mit einander.

In ſo fern ††) die Menſchen von Zorn, von Neid, oder irgend einem Affect des Haſſes ergriffen werden, ſo fern werden ſie nach verſchiedenen Seiten gezogen, und ſind ſich einander entgegen. Da ſie nun mehr ver-

*) B. de S. Opera posth. pag. 274.

) Ibid. *) Ibid.

†) Ibid. pag. 275. ††) Ibid.

mögen, listiger und verschlagener sind, als alle übrige Thiere, so sind sie auch mehr zu fürchten. Von Natur aber sind die Menschen jenen widerwärtigen Leidenschaften am mehrsten unterworfen *): von Natur also

*) Es ist gewiß (sagt Spinoza im 5ten §. des ersten Kapitels seines Tractat. Polit.) und wir haben die Wahrheit davon in unserer Sittenlehre dargethan, daß die Menschen nothwendig den Affecten unterworfen und so beschaffen sind, daß sie diejenigen, denen es übel geht, bedauren, und diejenigen, denen es wohl geht, beneiden; daß sie mehr zur Rache, als zum Erbarmen geneigt sind; und daß ein jeder begehrt, alle andre sollen nach seinem Sinne leben; billigen, was er billiget; verwerfen, was er verwirft: weßwegen denn dieselben, da sie alle gleichermaßen die ersten zu seyn wünschen, in Streitigkeiten gerathen, sich einander nach Vermögen unterdrücken, und der Sieger seinen Ruhm mehr in den Schaden setzt, den er den andern zugefügt, als in den Vortheil, den er für sich selbst erworben hat. . . . Ferner haben wir gezeigt, daß zur Bändigung und Mäßigung der Affecten die Vernunft zwar viel vermöge; zugleich aber auch gesehen, daß der Weg, den sie selber dazu anweist, äußerst beschwerlich sey: so daß, wer sich einbildet, der große Haufen, oder diejenigen, welche durch öffentliche Geschäfte zerstreut werden, wären dahin zu bringen, daß sie nach den einzigen Vorschriften der Vernunft handelten, das goldene Jahrhundert der Dichter oder eine Fabel träumt.

Daher (fährt Spinoza im folgenden §. fort — ein von dem des Herrn Wieland himmelweit unterschiedenes *igitur!*) daher kann kein Reich bestehen, dessen Wohlfahrt von jemandes Rechtschaffenheit abhängt, und dessen Sache nicht wohl besorgt werden kann, wenn nicht diejenigen, die sie auf sich haben, nach ihrem Gewissen handeln wollen, sondern um zu dauern, muß das gemeine Wesen eine solche Einrichtung haben, daß die Vorsteher desselben,

Feinde. Denn derjenige ist mein grösster Feind, den ich am mehrsten zu fürchten, und vor dem ich mich am mehrsten zu hüten habe.

Da also *) keiner vor dem andern sicher ist, sondern ein jeder von allen übrigen das Aergste zu befürchten hat, so treten Angst und Noth auf die Seite der Vernunft, um die Menschen zu nöthigen, gemeinschaftliche Sache zu machen, und alle einen Willen anzunehmen.

Die Absicht ihrer Vereinigung ist Friede und Sicherheit.

Wäre die menschliche Natur **) so beschaffen, daß die Menschen, was ihnen am mehrsten nützt, auch am mehrsten begehrten, so bedürfte es keiner künstlichen Anstalt, um Eintracht und Rechtschaffenheit zu erhalten. Da es aber mit unserer Natur offenbar ganz anders beschaffen ist, so muß das Regiment nothwendig so eingerichtet werden, daß alle, sowohl die regieren, als die regiert werden, sie mögen wollen oder nicht, so

---

sie mögen der Vernunft oder dem Affect unterworfen seyn, nicht verleitet werden können, treulos zu handeln, oder ihre Pflicht zu verletzen.

Der Sicherheit des Staats liegt wenig daran, wodurch die Menschen angetrieben werden, genau ihre Pflichten zu erfüllen, wenn sie nur genau erfüllt werden; denn die Freiheit, oder der Adel der Seele ist eine Tugend des einzelnen Menschen; die Tugend eines Staats aber ist die Sicherheit.

*) B. de S. Opera posth. pag. 291.

**) Ibid.

handeln, wie es das gemeine Beſte verlangt, welches eben ſo viel geſagt iſt, als daß alle, gern oder ungern, freiwillig oder gezwungen, nach den Vorſchriften der Vernunft durchaus handeln müſſen; welches geſchieht, wenn die Regierung ſo eingerichtet wird, daß nichts, was das gemeine Beſte angeht, dem Gewiſſen eines Einzigen allein anvertrauet werde. Denn niemand iſt ſo wachſam, daß er nicht zuweilen ſchlafen ſollte; und eine ſolche Herrſchaft des Gemüths, einen ſo unanfechtbaren Sinn, hat noch keiner beſeſſen, daß er nicht zuweilen, und vorzüglich alsdann, wenn es am meiſten auf Seelenſtärke ankömmt, ſich bemeiſtern und unterkriegen laſſen ſollte. Und es iſt offenbare Narrheit, von einem andern zu erwarten, was keiner von ſich ſelbſt erhalten kann, nämlich, daß er mehr für einen andern, als für ſich ſelbſt ſorge; daß er weder geizig ſey, noch neidiſch, noch ehrgeizig u. ſ. w. vornämlich derjenige, welcher allen Begierden nachzuhängen die mehrſten und größten Verſuchungen leidet.

Aus den nämlichen Vorderſätzen, welch ein ganz entgegengeſetzter Schluß? Aber kein Wunder! Herr Wieland weiß von keinem andern Regiment, als welches durch Uſurpation entſtanden iſt, und hält eine Staatsverfaſſung, die von einem Haufen Menſchen freiwillig, das iſt, vernünftiger Weiſe angenommen werden könnte, für eine völlige Ungereimtheit, weßwegen er denn auch alles, was nur einigermaßen hiernach auszuſehen ſcheint, als z. B. die Republiken der Alten und die Verfaſſung

von England, mit sehr ausdrucksvollen Geberden der Angst und der Verachtung von sich abweiset. — Spinoza im Gegentheil hielt eine solche Staatsverfassung nicht allein für möglich, sondern er sah sie als die einzige wahre und beste an. Man lese hierüber in seinen nachgelassenen Werken die ganze 290ste Seite nach, wo er den wesentlichen Unterschied zwischen einer Regierung, die durch die Anordnung eines freien Haufens entstanden, und einer solchen, welche einem Haufen Unterjochter durch den Sieger aufgebürdet worden, mit aller Bündigkeit erörtert. Auf der 292sten Seite drückt er sich hierüber noch derber und entscheidender aus; nach den Worten, welche wir bereits oben angeführt haben: „Es ist eine offenbare Narrheit, von einem andern zu erwarten, was keiner von sich selbst erhalten kann, nämlich, daß er mehr für einen andern, als für sich selbst sorge; daß er weder geizig sey, noch neidisch, noch ehrgeizig u. s. w. vornämlich derjenige, welcher allen Begierden nachzuhängen die mehrsten und größten Versuchungen leidet;" setzt er in dem folgenden Paragraphen hinzu: „Zwar scheint uns die Erfahrung im Gegentheil zu lehren, daß es für Eintracht und Friede ersprießlicher sey, alle Gewalt in die Hände eines einzigen zu überliefern. Denn kein Reich hat so lange ohne merkliche innere Veränderungen, als das türkische, bestanden; dahingegen keine Regierungsformen von kürzerer Dauer, und keine mehr innerlichen Unruhen ausgesetzt gewesen sind, als die demokratischen. Wenn aber Knechtschaft, Barbarei und Vereinödung unter dem

Namen des Friedens zu verſtehen ſind, ſo iſt der Friede das traurigſte Loos der Menſchheit. Wahrlich! zwiſchen Eltern und Kindern pflegen häufigere und bittrere Zwiſtigkeiten, als zwiſchen Herrn und Knecht zu entſtehen; aber darum iſt es der häuslichen Verfaſſung noch nicht erſprießlicher, die väterliche Gewalt in herriſche zu verwandeln, und mit ſeinen Kindern wie mit ſeinen Knechten umzugehen. Nicht alſo den Frieden, ſondern die Knechtſchaft befördert es, alle Gewalt an einen einzigen zu übertragen; denn der Friede beſteht nicht in der Befreiung vom Krieg, ſondern in der Uebereinſtimmung und Eintracht der Gemüther.

Durch den ganzen Spinoza herrſcht der Grundſatz, daß die Vernunft das höchſte Gut des Menſchen ſey, folglich, daß ſeine Glückſeligkeit nur in dem Maße zunehmen könne, wie die Vollſtändigkeit ſeiner Begriffe. Ein Grundſatz, der nicht wenigen äußerſt paradox vorkommen muß.

Herr Wieland hat ſein Lehrgebäude vornämlich als ein Faktum der Natur vorzuſtellen geſucht, und zu dieſem Ende vier Fragen aufgeworfen *), die wir jetzo eine nach der andern in Betrachtung ziehen wollen.

Erſte Frage: **) Was würde ohne Regierung und bürgerliche Verfaſſung aus dem

---

*) D. Merk. 1777. Nov. S. 124. 125. und 126.

**) Ebendaſ. S. 124 und 125.

Menſchengeſchlechte werden, oder vielmehr längſt geworden ſeyn?

Barbaren? — Nein; denn alle Völker, die man ſo zu nennen pflegt, leben unter einer Art von Regierung."

„Wilde? — Auch dieſe haben ihre Oberhäupter. Wir wollen alſo nicht weiter fragen. Das einzige Volk, das, ſo viel man weiß, in völliger Freiheit lebt, ſind die liebenswürdigen, gefühlvollen, geiſtreichen, glücklichen Einwohner von Terra del Fuego; im Ernſte, eine Art von Menſchen ähnlichen Weſen, die ſo elend iſt, daß ſie aller Wahrſcheinlichkeit nach in weniger als funfzig Jahren, zur Ehre der Natur, völlig erloſchen ſeyn wird."

Wenn die Worte Regierung und bürgerliche Verfaſſung hier bedeuten ſollen, was ſie gewöhnlich bedeuten, und noch mehr, was Herr Wieland ſelbſt ſie in ſeinem Aufſatze überall bedeuten läßt, ſo iſt es nicht wahr, daß die einzigen Menſchen, welche ohne Regierung und bürgerliche Verfaſſung leben, die Einwohner von Terra del Fuego ſind, denen Herr Wieland, lächerlicher Weiſe, um nur die Begriffe zu verwirren, eine völlige Freiheit beimißt *). Ohne Regierung und

*) L'impulsion du seul appétit est esclavage, et l'obéissance à la loi qu'on s'est prescrite, est liberté. I. I. Rousseau. Und lange vor ihm, alle geſunde Vernunft.

bürgerliche Verfassung leben alle diejenigen, die wir Wilde nennen, und Herr Wieland soll nur eine einzige Reisebeschreibung oder Nachricht vorweisen, woraus das Gegentheil erhellt. Alle bezeugen einhellig, daß die einzelnen Glieder dieser rohen Völkerschaften, in einer vollkommenen Unabhängigkeit von einander leben, daß sie von dem Verhältniß zwischen Obrigkeit und Unterthanen nicht den entferntesten Begriff haben; daß sie von keinem Zwangsgesetze, von keinem Gehorsam, von keinem Unterschied der Stände etwas wissen *). Und hierum kann es Herrn Wieland doch allein zu thun seyn. Folgender Satz soll nämlich herauskommen: Wo nicht einer befiehlt, und die übrigen

*) Man schlage nur Robertsons Geschichte von Amerika nach, die in jedermanns Händen ist; insbesondre im I. Th. S. 387. bis 396. der deutschen Uebersetzung. „Man bemerkt nichts unter ihnen," heißt es S. 393. „was einer ordentlichen Regierungsform ähnlich wäre. Die Wörter Obrigkeit und Unterthan sind nicht gebräuchlich. Jedermann scheint seine natürliche Unabhängigkeit fast nach ihrem ganzen Umfange zu genießen. Wird irgend ein gemeinnütziger Entwurf vorgeschlagen, so steht allen und jeden Mitgliedern der Gesellschaft die Wahl frei, ob sie denselben wollen ausführen helfen oder nicht. Keine Verordnung legt ihnen irgend einen Dienst als eine Pflicht auf, und keine Strafgesetze zwingen sie zur Erfüllung derselben. Alle ihre Entschließungen sind freiwillig, und fließen aus dem Antriebe ihres eigenen Herzens." — Alle Geschichten der Menschheit, wo sie von rohen Völkerschaften reden, und alle Reisebeschreibungen von Amerika, ohne Ausnahme, sagen eben dasselbe.

gehorchen müſſen, da ſind die Menſchen wie das Vieh.

Was ich von den Wilden behaupte, gilt mit ſehr geringem Unterſchiede auch von jenen weniger rohen Nationen, die mit allen Arten des Eigenthums ſchon bekannt ſind. In pace nullus communis est magistratus, ſagt Cäſar von den Deutſchen *). Daſſelbige kann beinah von allen nordiſchen, und noch von vielen andern Völkern geſagt werden. Bodin nennt auch die Juden, und führt zum Beweis das 16. und 21. Cap. des Buchs der Richter an **). Auch ſogar im Kriege durften bei unſern Vorfahren die Heerführer, ja ſelbſt die Könige, keine obrigkeitliche Gewalt ausüben. „Der Hausvater, ſagt Möſer, der auf ſeinem Hofe als König herrſchte, hatte ſeinen Nachbaren nichts zu befehlen. Sie mußten alſo noch einen beſondern Frieden (außer dem Markfrieden, oder denjenigen Verbindungen, wonach kein Genoſſe ſich ſeines Antheils an einer gemeinen Sache nach Willkühr bedienen durfte, ohne erwarten zu müſſen, daß man — nicht jure imperii, ſondern jure belli gegen ihn verfahren werde) errichten, wodurch ſie ſich einander Leib und Eigenthum gewährten. Aller Wahrſcheinlichkeit nach haben ſie ſolchen nach dem Markfrieden gebildet; und ſchwerlich können Menſchen einen edlern Plan ihrer Vereinigung erwählen, als ſich alle nordiſche einzelne Wohner im

*) de bello Gallico, lib. VI.

**) de la republique, Liv. III. ch. 7.

Anfange erwählet haben. Es mußte ihnen nothwendig seltsam vorkommen, daß ein Nachbar den andern zum Tode oder zu einer Leibesstrafe verdammen sollte. Ein schlimmeres Loos hatte keiner von seinem Feinde im Unfrieden zu besorgen, und es verlohnte sich nicht der Mühe, einen gemeinen Frieden zu errichten, um Leib, Ehre und Gut durch Urtheil zu verlieren *). Ihre

*) Aufmerksamen Lesern der Geschichte, sagt Herr Möser in der zu obiger Stelle gehörigen Note, wird dieses nicht entgehen. Alle Leib = und Lebensstrafen sind zuerst in curia *Domini* zu Rechte gewiesen. Den Deutschen kam dieses seltsam vor. Ut primum togas et *severiora armis iura* viderunt, arma duce Arminio corripiunt. Flor. IV. 12. Bei ihnen hieß es: Caeterum neque animadvertere, neque vincire, neque verberare quidem *nisi sacerdotibus* permissum; *non quasi in poenam, nec ducis iussu*, sed velut Deo imperante, quem adesse bellantibus credunt. Tac. G. 7. Und dieses gilt bloß, wie man sieht, im Heere, wo eine strengere Kriegeszucht nothwendig war. Silentium per Sacerdotes, quibus *tum* et coërcendi ius est, imperatur, ib. c. II. Außer dem Heere hatte also der Priester keinen göttlichen Beruf zum Schlagen. Eben so übergiebt das Parlament in England, cui *tum* (und nicht anders) coërcendi ius est, die Gewalt über Leben und Tod dem Feldherrn zur Kriegeszeit. Die römischen Bürger hatten gleiche Rechte. Das ganze Volk konnte keinem Bürger ein Haar kränken. Aqua et ignis war alles, was es ihm nehmen konnte; und dies ist die Ausschließung eines Mitgliedes aus der Gesellschaft, welche jeder Bund von Rechtswegen hat. Denn aqua et ignis ist von gemeinem Wasser und Brandholze zu nehmen. — Die Israeliten, welche Moses aus Aegypten führte, und die, weil sie lange zu Haufen und zum Heere versammelt blieben, eine strenge Kriegeszucht nöthig hat-

Vereinigung ging also lediglich auf Rettung und Erhaltung. Auf diesen großen und vielleicht noch überdem geheiligten Grundsatz baueten sie ihre Verfassung, und man wird fast im ganzen Norden kein Volk finden, welches ihn nicht zum Eckstein genommen habe. Wo ein Gesetzgeber davon abgegangen ist, hat er seine Vollmacht dazu von einer Gottheit entlehnt. Jeder Verbrecher und selbst der Mörder konnte daher sein Blut und seinen Leib lösen, oder, wenn er es verlieren sollte, mußte sein Urtheil von der Nationalversammlung ausgesprochen werden. Diese allein konnte gewissen Verbrechern den Frieden aufkündigen, und sie hernach als Feinde verfolgen." *)

„Ueber alle Gegenstände und in allen Fällen wurde das Recht, welches sie sich selbst gesetzt, gemeinschaftlich gesucht, erkennt und gewiesen; und das Urtheil mit gemeiner Hülfe vollstreckt. Der Richter war nur Vorsteher, höchstens Schiedsmann. Von der linken Zehe auf die rechte zu schließen, war er nicht befugt. Sein Amt war, die Gemeine zu fragen; und dieser ihre Pflicht, Recht nach der Abrede zu weisen. Aus einem hartnäckigen Triebe zur Freiheit verbannten sie alle moralische Bewegungsgründe, weil Einbildung und

ten, scheinen sich um deßwillen bei den übrigen Völkern eine so allgemeine Verachtung zugezogen zu haben, weil sie auf Befehl Gottes viele Leib- und Lebensstrafen, anbei lauter Gesetze, und wenige Willkühren, Sprachen, Abschiede oder populiscita und plebiscita hatten.

*) S. Mösers Osnab. Gesch. 1. Abschn. §. 13 und 14.

Laune zu viel dabei wirken. Sie duldeten keine geschriebenen Gesetze, und überall, wo dergleichen eingeführt wurden, geschahe es von Obrigkeiten, welche die gesetzgebende Macht des Volkes untergraben wollten. Denn so bald ein Richter die Gesetze und nachwärts die Rechtweisungen und Auslegungen in einem Buche hatte, so fragte er nicht das Volk, sondern sein Buch und zuletzt fremde Ausleger und Rechte. Das Archiv der Gesetze war in dem Gedächtniß aller Männer. Die Markgenossen haben sich allein bei diesem Rechte erhalten; weil das Märkerrecht nie beschrieben, und durch das römische nicht ist ersetzt worden. Man lacht jetzt über dergleichen alte Gesetze, fügt Herr Möser hinzu, und läßt sich dafür von jeder Obrigkeit, als ein Knecht, nach Willkühr strafen." *)

Die Beantwortung der folgenden Fragen wird noch mehreres auch hierhin gehöriges aufklären. Unterdessen glaube ich genug bewiesen zu haben, daß das natürliche Zwangsrecht des Herrn Wieland, welches nothwendig überall Statt finden soll, wo die Menschen nicht Vieh oder Feuerländer sind, weder bei den Wilden, noch bei den Barbaren so nothwendig scheine, und daß also die Menschen wohl nicht überall eben so unumgänglich eines Herrn und Gebieters, als die hülflose unvernünftige Kindheit eines Vaters bedürfen möchte.

Zweite Frage: **) Wie lange gab es (al-

*) Mösers Osnab. Gesch. §. 19.

**) D. Merk. 1777. Nov. S. 125.

len Urkunden aus den ältern Zeiten unſers Planeten, ſeit ſeiner letzten Umſchaffung, zufolge) Völkerſchaften und große und kleine Staaten, die von Königen und einzelnen Oberhäuptern regiert wurden; bis ſich endlich das Volk in etlichen kleinen griechiſchen Städten einfallen ließ, anſtatt eines einzelnen Regulus ſich von ihrer vielen unter einem andern Namen, und zuletzt (ſo kurze Zeit es auch dauren konnte) ſich gar nicht mehr regieren zu laſſen?

Herr Wieland, der ſich die Entſtehung der geſellſchaftlichen Ordnung, aus jenem wilden ordnungsloſen Zuſtande *), den man vulgo den Stand der Natur nennt, wie einen Aufruhr vorſtellt, worin der Stärkſte aus dem Haufen, ein Maſaniello (armer guter Anielo!), das Thier bei der Mähne faßt, ihm ein Gebiß in den Rachen zwingt, über ſeinem Rücken ſchwebt, und den Sporn in die Seite, es nöthigt, blindlings zu rennen, wohin er Luſt hat — ſcheint gleich vielen andern Stiftern der menſchlichen Geſellſchaft, vergeſſen zu haben, daß vermuthlich doch alle dieſe Leute — Vater und Mutter hatten, und keine Schwämme waren; daß ſie ihre gegenwärtige Leibeslänge und Stärke, ihre erworbenen Fertigkeiten des Körpers und der Seele, nicht mit ſich auf die Welt gebracht; daß in ihnen folglich nicht ſo ſehr die Stifter einer neuen geſellſchaftli-

*) D. Merk. 1777. Nov. S. 123.

chen Einrichtung, als die Wirkungen einer schon vorhandenen zu betrachten sind. In dieser gab eine erste Liebe ihnen das Daseyn; in dieser versorgte eine zweite Liebe ihre lange Kindheit. Vater, Mutter, Brüder und Schwestern bildeten hier die erste natürliche Gesellschaft*).

Nun ist freilich eine häusliche Gesellschaft noch keine bürgerliche, eine Familie noch kein Staatskörper, noch kein gemeines Wesen; sondern um dieses zu bilden, wird die Vereinigung mehrerer Familien zu einer gemeinschaftlichen Absicht durch ein gemeinschaftliches Mittel erfordert.

Diese Absicht, diese Vereinigung und dieses Mittel haben verschieden seyn müssen, nachdem die Himmelsstriche und die Lagen der Erde verschieden waren, indem nach Maßgabe derselben nicht allein die Mittel der Erhaltung, folglich die Lebensarten, sondern die menschlichen Charaktere selbst, auch unmittelbar verändert werden.

Dinge, welche nur gemeinschaftlich genossen, Vortheile, welche nur gemeinschaftlich errungen, Gefahren, welchen nur gemeinschaftlich begegnet werden konnte, haben die ersten Verabredungen unter benachbarten Familien nothwendig gemacht. Sie errichteten freiwillige Bündnisse aller Gewalt entgegen, durch welche jene Bündnisse zwar zum Theil veranlaßt, aber mit welcher

*) Eclaircissemens demandés à Mr. N. par l'Abbé Beaudeau, pag. 8.

keine derſelben geſtiftet wurden *). Kriege konnten nicht vermieden werden; und aus Kriegern wurden Räuber.

*) Tout ainsi que le fondement peut estre sans forme de maison: aussi la famille peut estre sans cité ny republique . . . mais la republique ne peut estre sans famille, non plus que la ville sans maison, ou la maison sans fondement . . . De la famille sont venus les corps et colléges, et de ceuxcy la republique. . . L'origine des corps et colléges est venue de la famille, comme du tige principal, duquel estant sorti plusieurs branches, il fust nécessaire de bastir maisons, puis hameaux et villages, et voisiner en sorte, qu'l semblast que ce ne fust qu'une famille: jusques à ce que la multitude ne se pouvant plus loger, ny vivre en même lieu, fust contrainte de s'escarter plus loin: et peu à peu les villages estant faits bourgs, et séparez des biens et de voisinage, sans loix, sans magistrats, sans principauté souveraine, entroyent aisément en querelles et débats, qui pour une fontaine, qui pour un puys, comme nous lisons mesmes es saintes écritures, ou les plus forts l'emportoyent et chassoyent les plus foibles de leurs maisons et villages: qui fust cause d'environner les bourgs de fossés, et puis de murailles telles qu'on pouvoit: et s'allier ensemble par sociétez, les uns pour défendre leurs maisons, biens et familles, de l'invasion des plus forts: les autres pour assaillir et chasser ceux qui s'estoyent accommodez, piller, voler et brigander. . . . Ceste licence et impunité de voler, contraignit les hommes qui n'avoyent encore princes ny magistrats, de se joindre par amitiez, pour la défense les uns des autres, et faire communautez et confrairies que les Grecs appellent φρατρίας et φρατορες, ceux qui puysoyent en mesme puys, qu'ils appelloyent *Frear*: comme *paganus*, qui sont villageois usans de mesme fontaine, que les Doriens apellent *Paga*:

Dieſe wollten bald auch der Mühe und der Gefahr zu rauben lieber überhoben ſeyn, und machten ſich den Bauer dienſtbar; ſo daß nichts thun nunmehr das Antheil des Stärkern, alles zu thun hingegen das Antheil des Schwächern wurde: eine nach den gemeinen Begriffen, ganz verkehrte Ordnung, aber nach Herrn Wieland, die wahre, die göttliche.

Die erſte politiſche Verfaſſung alſo war, wie wir aus tauſend hinterlaſſenen Spuren, aus allen Urkunden, und aus den bündigſten Schlüſſen der Vernunft erkennen, eine Art von Ariſtokratie; und es iſt in alle Wege unmöglich, daß irgend ein gemeines Weſen mit dem Deſpotismus angefangen habe *).

---

et *comessatio* s'appelloit de κωμα, parcequ'ils mangeoyent ordinairement ensemble, comme dit *Feste Pompée.* Ainsi la société et communauté entretenoit l'amitié, comme la flamme sacrée, qui montra sa première ordeur entre le mary et la femme: puis des pères et mères aux enfans, et des frères entr'eux, et de ceux-cy aux proches parens, et des parens aux alliez, et peu à peu se fust refroidie, et du tout esteinte, si elle n'eust esté r'allumée, nourrie et entretenue par alliances, communautez, corps et colléges: l'union desquels a maintenu plusieurs peuples sans forme de republique, ny puissance souveraine. *Bodin.* de la Rep. Liv. I. Chap. VI. et Liv. III. Chap. VII. S. noch zwei hiehin gehörige merkwürdige Stellen in den Recherches sur les Egypt. et Chin. T. II. pag. 291. et seq. und in den Recherches sur les Américains, dern. Edit. orig. Tom. II. pag. 191 — 193.

*) Alle geſellſchaftliche Vereinigung iſt, nach Herrn Wieland, eine bloße Coagulation. Man ſtelle ſich einen Napf voll Milch

Dritte Frage: *) „Wo ist der Beweis, daß die ersten Könige und Obrigkeiten unter den Menschen erwählt worden?“

Eben so wie Herr Wieland Gesetze und Rechte der Natur, physische und moralische Nothwendigkeit mit einander vermischt; eben so vermischt er auch überall das Heerführeramt mit dem obrigkeitlichen; Eine Gattung der Gewalt, mit jeder andern. Richter, Räuber, König und Rebell, alles ist ihm eben lieb, wenn es nur den Meister zu spielen weiß.

Die Könige besonders genommen, so hatte gewiß dasjenige Volk, welches zuerst einen König erhielt, indem es unterdrückt wurde, sich diesen König nicht erwählt; aber diejenigen, an deren Spitze die Unterdrückung vor sich ging, waren unstreitig, wenigstens dem Ursprunge nach, freie Begleiter ihres Oberhaupts; sie hatten es erwählt. Das unglückselige Bild von dem Volke, als einem Thiere, und von der Obrigkeit, als dem natürlichen Herrn dieses Thiers, scheint die Imagination unsers Verfassers so sehr eingenommen zu ha-

---

vor, der über einem Feuer ins Kochen geräth. Nun wirft einer einen Löffel voll Weinstein, Zitronensaft, oder ein wenig Kälbermagen hinein, und sogleich steht die Milch, und wird zu Käse. Die hinzugekommene Säure, oder derjenige, welcher sie besaß, war der Stärkere, folglich die Ursache des Käses, welcher mit dem Sero den Unterschied der Stände abbildete u. s. w.

*) D. Merk. Nov. 1777. S. 125.

ben, daß er die Sache selbst davor nicht mehr zu sehen im Stande ist.

Wie sollten die Pferde Eins aus ihrer Mitte je zu ihrem Reiter machen können, der ihnen Zaum und Gebiß anlegte, und sie lehrte, den Sporn zu ertragen?

Aber wir sind nicht wie Thier und Mensch, nicht wie das unvernünftige Kind und der verständige Mann, durch Eigenschaften, die der Eine besitzt, und welche der andere niemals haben kann — sondern, nur nach Graden von einander unterschieden. Auf diese Gleichheit, und auf das allgemeine Gefühl derselben ist die menschliche Gesellschaft erbaut. Kein Mensch hat je für sich allein andere Menschen unterjochen und zu ihrem Oberhaupt sich aufwerfen können; ihre erste Zusammenkunft ist nicht wie die Zusammenkunft des Robinson Crusoe mit dem armen Freitag auf einer wüsten Insel gewesen, sondern sie haben sich mit gleicher Freiheit, um eines gemeinschaftlichen Vortheils willen, mit einander verbündet. Der Fähigste — nicht, seine besondern Absichten mit Hülfe der Gemeine, sondern die Absichten der Gemeine mit der seinigen zu erfüllen; der stärkste Theil des Ganzen, welcher allen, (sich selbst mit eingeschlossen) die besten Dienste leisten konnte; der war der beste Mann, ihm wurde mit Bewunderung, aber nicht mit Gehorsam gelohnt*). Von den Wilden ist es be-

*) . . . . Danda igitur merces aliqua est: quae cum sit honor et gloria, quibus haec non sunt satis magna praemia, ii efficiuntur tyranni. Arist. Ethic. Lib. V. cap. VI.

kannt, daß, wer an einer kriegerischen Unternehmung freiwillig Antheil genommen hat, nicht einmal was diese Unternehmung angeht, von dem Führer Befehle annimmt, sondern ihn nur begleitet, und den Erfolg der Sache nach eigenem Gutdünken betreibt. Während dem Zuge ist der Anführer genöthigt, seinen Gefährten mit der größten Achtung und Ehrerbietung zu begegnen, und nach seiner Zurückkunft hat er vor ihnen nicht das mindeste voraus. Alle Urkunden der Menschheit bezeugen, wie viel Zeit und welch ein Zusammenfluß von Umständen dazu gehört, um dieses Gefühl der Gleichheit und Unabhängigkeit nur einigermaßen zu schwächen. Noch zu Platos Zeiten war ein Begriff der Schande damit verknüpft, das für Recht gelten zu lassen, was ein dritter, und nicht, was man selbst dafür erkannte *). Was hat es nicht gekostet, und wie viel Jahrhunderte sind darüber verstrichen, bis in unsern nordischen Reichen Gerichtshöfe eingeführt und zu einigem Ansehen gebracht werden konnten? Indessen fehlt es nicht, der Räuber, der Eroberungsgenosse muß allmählig selbst, in höherem oder niederem Grade, Sklave werden. Die Art und Weise dieser Veränderungen findet sich in mehr als einer Geschichte auf das deutlichste entwickelt.

Daß aber die ersten Vorsteher der Gesellschaft sich nicht dazu aufgeworfen haben, sondern dazu ange-

*) S. das III. Buch der Republik.

ſetzt, das iſt, erwählt worden ſind, und daß keinem Oberhaupte irgendwo die höchſte Gewalt ohne alle Bedingung anvertrauet worden, dieſes kann nicht nur aus den bewährteſten Urkunden der Menſchheit nachgewieſen werden, ſondern es finden ſich auch davon in jeder ſpäteren Verfaſſung die deutlichſten Spuren. In dem Vaterlande des Deſpotismus durfte ein unumſchränkter Herr der Perſer und Meder doch eine förmlich von ihm gemachte Verordnung nicht widerrufen, noch demjenigen die Strafe ſchenken, der dawider verbrochen hatte *). Es iſt auch der ungereimteſte Gedanke, den man haben kann, und eine Sache, welche die offenbarſte Nullität involvirt, daß ſich ein Menſch einem andern unterwerfen ſollte, bloß um demſelben zu gehorchen.

Vierte Frage: Wie ſollt' es wohl ein Volk anfangen, um ſich ſelbſt zu regieren? Und wenn es von Natur und Nothwendigkeits wegen unvermögend iſt, ſich ſelbſt zu regieren; wie kann man ſagen: es habe ein natürliches Recht, zu etwas, wozu es von

*) Prophet Daniel im VI. Kapitel, V. 8. 12. 14. 15. u. 16. Ich verdanke dieſe Citation dem Spinoza, in deſſen nachgelaſſenen Werken ſie ſich auf der 301. Seite mit folgenden Worten findet: Persae Reges suos inter Deos colere solebant, et tamen ipsi Reges potestatem non habebant iura semel instituta revocandi, ut ex Dan. Cap. 5. patet; *et nullibi, quod sciam, Monarcha absolute eligitur, nullis expressis conditionibus.*

Natur unvermögend ist? Und wenn es also kein solches Recht hat, wie kann es ein Recht, das es nicht hat, einem andern übertragen?

Als ich mich entschloß, die Wielandische Hypothese öffentlich zu untersuchen, habe ich mich am mehrsten vor der Erörterung dieser vierten Frage gescheut, indem ich Herrn Wieland nicht gerne etwas sagen möchte, das einer Grobheit ähnlich sähe, und es doch unmöglich ist, von einer elenden Sophisterei anders, als von einer elenden Sophisterei zu reden, und den Verdruß und Ekel, welchen man beim Auseinanderlegen derselben empfinden muß, gar nicht sehen zu lassen.

Was sollen die Worte: Sich selbst regieren, heißen? Unmöglich kann damit jede Verfassung gemeint seyn, welche nur keine uneingeschränkte Monarchie ist; unmöglich irgend eine, die je wirklich gewesen: aus dem eben vorhergegangenen, und aus allem folgenden ist das sonnenklar. Der Sinn der Frage kann also kein andrer seyn, als dieser:

Wie sollten es die Menschen wohl anfangen, um gar keiner Regierung zu bedürfen? oder, wie sollten sie es anfangen, um aus eigenem Antriebe, gemeinschaftlich, zu den besten Zwekken die besten Mittel unabläßig zu erwählen, da ihnen dieses, aus eigenem Antriebe gemeinschaftlich zu thun, von Natur unmöglich ist?

Allerdings, wie sollten sie es anfangen? Wenn aber gleich die Menschen von Natur geneigter sind, ihren sinnlichen Trieben als ihrer Vernunft zu gehorchen, sind sie darum ganz und gar unfähig, ihre Triebe der Vernunft zu unterwerfen (wiewohl die Vernunft unter den bewegenden Kräften des Menschen die schwächere, die Affekten hingegen die stärkeren sind:) unfähig, eine solche Unterwerfung als ihr wahres Bestes zu etkennen? Wäre nicht vielmehr, ohne jenen mächtigen Reiz der Begierden, der Begriff von der Herrschaft der Vernunft ein leeres albernes Hirngespinnst?

Eben dieses gilt von dem bürgerlichen Regiment. Wenn die Menschen so beschaffen wären, daß sie keiner Regierung bedürften, oder, wie Herr Wieland sich auszudrücken beliebt, wenn sie sich selbst regieren könnten, so fiele mit der Wirklichkeit auch alle Möglichkeit eines Regiments hinweg. Aber so wie sie beschaffen sind, haben sie gerade so viel Verstand und so viel Unverstand, als zu der Materie und zu der Form einer gesetzlichen Einrichtung erfordert wird. Der Unverstand, um die Nothwendigkeit dazu hervorzubringen; und den Verstand, um diese Nothwendigkeit zu begreifen. Hätte der Mensch immer den besten Willen, so könnte er nie mit Recht einen Zwang zu dulden haben. Aber weil er nicht immer den besten Willen hat, so kann er oft mit Recht gezwungen werden. Das Mittel, nur mit Recht gezwungen zu werden, ist dasjenige, was

wir eine Regierungsform zu nennen pflegen*). Die damit verknüpften Vortheile fallen in die Sinne, so daß auch der Dümmste nicht an ihnen zweifelt. Warum also sollte ein Volk sie nicht freiwillig suchen können, und woher sollte ihm das Recht versagt seyn, zu den dahin gehörigen Einrichtungen die Hand zu bieten? Aus der Wahrheit, daß die Menschen sich nicht selbst regieren können, weil sie so weit entfernt sind, immer die besten Einsichten und den besten Willen zu haben, folgen ganz andere Dinge, als uns Herr Wieland vorzuspiegeln sucht. Es folgt aus derselben die Verdammung aller willkührlichen Gewalt, und eines jeden Gesetzes, welches allen befiehlt, was nicht eines jeden offenbarer Vortheil ist: kurz, alle Hirngespinnste verlarvter Tyrannei; und alle jene kindische Anschläge, um die Menschen durch Thorheit glücklicher zu machen, als sie es durch Weisheit seyn können. . . Unverletzliches Eigenthum der Person, und freier Genuß des

*) Die Freiheit, sagt Montesquieu, besteht nicht darin, daß man thun kann, was man will; sondern darin, daß man thun kann, was man vernünftiger Weise sollte, ohne gezwungen zu seyn, jemals etwas zu thun, was man nicht sollte. Freiheit und Ungebundenheit sind wohl von einander zu unterscheiden. Die Freiheit besteht in dem Rechte, alles zu thun, was die Gesetze erlauben. Wenn ein Mitglied der Gesellschaft thun könnte, was die Gesetze nicht erlauben, so wär' es selber ohne Freiheit, indem ein jedes von den übrigen Mitgliedern der Gesellschaft sich ein gleiches herausnehmen könnte. Espr. des Loix, Liv. XI. Chap. III.

Seinigen! — welcher Elende darf einem Manne von Verſtande hiefür Erſatz bieten? Krümmen wird er ſich vor Ekel vor dem Gecken, und bot ihm dieſer in ſeinen Händen alle Schätze von Golkonda!

Die vierte Wielandiſche Frage und ihre Beantwortung mag hiemit abgethan ſeyn. In der That verdiente dieſes ſchale Quodlibet keine ſo ernſthafte Unterſuchung, und es iſt unbegreiflich, wie Herr Wieland ſich ſo viel darauf zu gute thun kann, daß er nunmehr die Fahne ſchwingt, und ſich erhebt, wie der fliegende Sieg, und bläſt: Er habe die Silvam Silvarum durchgehauen, et fiat lux!

Alexis

oder

Von dem goldenen Weltalter.

— — Φίλοι μακάρεσσι Θεοῖσι
Θνῆσκον δ' ὡς ὕπνῳ δεδμημένοι· ἐσθλὰ δὲ πάντα
Τοῖσιν ἔην· κάρπον δ' ἔφερε ζειδωρος ἄρουρα
Αὐτομάτη πολλόν τε καὶ ἄφθονον.

Dem

Manne von ächtem Tiefſinne,
dichteriſcher Salbung,

und

gründlicher Kunde

alter und neuer Weisheit,

dem

biedern Deutſchen,

unter Barbaren in Algier,
unter Britten in London:

ſeinem innigſt geliebten

Schönborn,

widmet

dieſe Ueberſetzung des Alexis,

Friedrich Heinrich Jacobi.

ſetzt, das iſt, erwählt worden ſind, und daß keinem Oberhaupte irgendwo die höchſte Gewalt ohne alle Bedingung anvertrauet worden, dieſes kann nicht nur aus den bewährteſten Urkunden der Menſchheit nachgewieſen werden, ſondern es finden ſich auch davon in jeder ſpäteren Verfaſſung die deutlichſten Spuren. In dem Vaterlande des Deſpotismus durfte ein unumſchränkter Herr der Perſer und Meder doch eine förmlich von ihm gemachte Verordnung nicht widerrufen, noch demjenigen die Strafe ſchenken, der dawider verbrochen hatte *). Es iſt auch der ungereimteſte Gedanke, den man haben kann, und eine Sache, welche die offenbarſte Nullität involvirt, daß ſich ein Menſch einem andern unterwerfen ſollte, bloß um demſelben zu gehorchen.

Vierte Frage: Wie ſollt' es wohl ein Volk anfangen, um ſich ſelbſt zu regieren? Und wenn es von Natur und Nothwendigkeits wegen unvermögend iſt, ſich ſelbſt zu regieren; wie kann man ſagen: es habe ein natürliches Recht, zu etwas, wozu es von

*) Prophet Daniel im VI. Kapitel, V. 8. 12. 14. 15. u. 16. Ich verdanke dieſe Citation dem Spinoza, in deſſen nachgelaſſenen Werken ſie ſich auf der 301. Seite mit folgenden Worten findet: Persae Reges suos inter Deos colere solebant, et tamen ipsi Reges potestatem non habebant jura semel instituta revocandi, ut ex Dan. Cap. 5. patet; *et nullibi, quod sciam, Monarcha absolute eligitur, nullis expressis conditionibus.*

Natur unvermögend ist? Und wenn es also kein solches Recht hat, wie kann es ein Recht, das es nicht hat, einem andern übertragen?

Als ich mich entschloß, die Wielandische Hypothese öffentlich zu untersuchen, habe ich mich am mehrsten vor der Erörterung dieser vierten Frage gescheut, indem ich Herrn Wieland nicht gerne etwas sagen möchte, das einer Grobheit ähnlich sähe, und es doch unmöglich ist, von einer elenden Sophisterei anders, als von einer elenden Sophisterei zu reden, und den Verdruß und Ekel, welchen man beim Auseinanderlegen derselben empfinden muß, gar nicht sehen zu lassen.

Was sollen die Worte: Sich selbst regieren, heißen? Unmöglich kann damit jede Verfassung gemeint seyn, welche nur keine uneingeschränkte Monarchie ist; unmöglich irgend eine, die je wirklich gewesen: aus dem eben vorhergegangenen, und aus allem folgenden ist das sonnenklar. Der Sinn der Frage kann also kein andrer seyn, als dieser:

Wie sollten es die Menschen wohl anfangen, um gar keiner Regierung zu bedürfen? oder, wie sollten sie es anfangen, um aus eigenem Antriebe, gemeinschaftlich, zu den besten Zwekken die besten Mittel unablässig zu erwählen, da ihnen dieses, aus eigenem Antriebe gemeinschaftlich zu thun, von Natur unmöglich ist?

Allerdings, wie ſollten ſie es anfangen? Wenn aber gleich die Menſchen von Natur geneigter ſind, ihren ſinnlichen Trieben als ihrer Vernunft zu gehorchen, ſind ſie darum ganz und gar unfähig, ihre Triebe der Vernunft zu unterwerfen (wiewohl die Vernunft unter den bewegenden Kräften des Menſchen die ſchwächere, die Affekten hingegen die ſtärkeren ſind:) unfähig, eine ſolche Unterwerfung als ihr wahres Beſtes zu erkennen? Wäre nicht vielmehr, ohne jenen mächtigen Reiz der Begierden, der Begriff von der Herrſchaft der Vernunft ein leeres albernes Hirngeſpinnſt?

Eben dieſes gilt von dem bürgerlichen Regiment. Wenn die Menſchen ſo beſchaffen wären, daß ſie keiner Regierung bedürften, oder, wie Herr Wieland ſich auszudrücken beliebt, wenn ſie ſich ſelbſt regieren könnten, ſo fiele mit der Wirklichkeit auch alle Möglichkeit eines Regiments hinweg. Aber ſo wie ſie beſchaffen ſind, haben ſie gerade ſo viel Verſtand und ſo viel Unverſtand, als zu der Materie und zu der Form einer geſetzlichen Einrichtung erfordert wird. Der Unverſtand, um die Nothwendigkeit dazu hervorzubringen; und den Verſtand, um dieſe Nothwendigkeit zu begreifen. Hätte der Menſch immer den beſten Willen, ſo könnte er nie mit Recht einen Zwang zu dulden haben. Aber weil er nicht immer den beſten Willen hat, ſo kann er oft mit Recht gezwungen werden. Das Mittel, nur mit Recht gezwungen zu werden, iſt dasjenige, was

wir eine Regierungsform zu nennen pflegen*). Die damit verknüpften Vortheile fallen in die Sinne, so daß auch der Dümmste nicht an ihnen zweifelt. Warum also sollte ein Volk sie nicht freiwillig suchen können, und woher sollte ihm das Recht versagt seyn, zu den dahin gehörigen Einrichtungen die Hand zu bieten? Aus der Wahrheit, daß die Menschen sich nicht selbst regieren können, weil sie so weit entfernt sind, immer die besten Einsichten und den besten Willen zu haben, folgen ganz andere Dinge, als uns Herr Wieland vorzuspiegeln sucht. Es folgt aus derselben die Verdammung aller willkührlichen Gewalt, und eines jeden Gesetzes, welches allen befiehlt, was nicht eines jeden offenbarer Vortheil ist: kurz, alle Hirngespinnste verlarvter Tyrannei; und alle jene kindische Anschläge, um die Menschen durch Thorheit glücklicher zu machen, als sie es durch Weisheit seyn können. . . Unverletzliches Eigenthum der Person, und freier Genuß des

*) Die Freiheit, sagt Montesquieu, besteht nicht darin, daß man thun kann, was man will; sondern darin, daß man thun kann, was man vernünftiger Weise sollte, ohne gezwungen zu seyn, jemals etwas zu thun, was man nicht sollte. Freiheit und Ungebundenheit sind wohl von einander zu unterscheiden. Die Freiheit besteht in dem Rechte, alles zu thun, was die Gesetze erlauben. Wenn ein Mitglied der Gesellschaft thun könnte, was die Gesetze nicht erlauben, so wär' es selber ohne Freiheit, indem ein jedes von den übrigen Mitgliedern der Gesellschaft sich ein gleiches herausnehmen könnte. Espr. des Loix, Liv. XI. Chap. III.

Seinigen! — welcher Elende darf einem Manne von Verſtande hiefür Erſatz bieten? Krümmen wird er ſich vor Ekel vor dem Gecken, und bot ihm dieſer in ſeinen Händen alle Schätze von Golkonda!

Die vierte Wielandiſche Frage und ihre Beantwortung mag hiemit abgethan ſeyn. In der That verdiente dieſes ſchale Quodlibet keine ſo ernſthafte Unterſuchung, und es iſt unbegreiflich, wie Herr Wieland ſich ſo viel darauf zu gute thun kann, daß er nunmehr die Fahne ſchwingt, und ſich erhebt, wie der fliegende Sieg, und bläſt: Er habe die Silvam Silvarum durchgehauen, et fiat lux!

Alexis

oder

Von dem goldenen Weltalter.

— — Φίλοι μακάρεσσι Θεοῖσι
Θνῆσκον δ' ὡς ὕπνῳ δεδμημένοι· ἐσθλὰ δὲ πάντα
Τοῖσιν ἔην· κάρπον δ' ἔφερε ζείδωρος ἄρουρα
Αὐτομάτη πολλόν τε καὶ ἄφθονον.

daß die menſchliche Natur einer ſolchen Ausartung fähig geweſen ſey?

Diokles.

Die menſchliche Natur iſt nicht ausgeartet, und das goldne Weltalter des Heſiod iſt keine Lüge.

Alexis.

Nun, das iſt für mich etwas neues. — Wenn Du mir dieſe zwei Behauptungen wahr machen kannſt, ſo will ich mich mit dem Heſiod wieder ausſöhnen; denn ich muß Dir geſtehen, daß ich eben darum gegen ihn ſo aufgebracht bin, weil ich das Gemälde von den Menſchen ſeines goldnen Alters mit der jetzigen Verdorbenheit eben dieſer Menſchen, und der ſchrecklichen Unordnung ihrer Geſellſchaft verglichen habe.

Diokles.

Ich merkte wohl, daß etwas Menſchenhaß bei Dir mit unterlief. — Ich will Dich aber davon zu heilen ſuchen, wenn Du mir nur ein wenig Aufmerkſamkeit gönnſt.

Alexis.

Gerne.

Diokles.

Kannſt Du Dir die Erdkugel kurz nachher, als ſie aus dem Schooße der Natur hervorgekommen war, vorſtellen, und einen Augenblick vergeſſen, daß Du ſie bewohnſt?

Alexis.

Ja, ohne Mühe.

Alexis.

Sehr gerne, mein lieber Diokles. — Aber da geht jemand; ist es nicht Strato von Lindus?

Diokles.

Ja, er ist es.

Alexis.

Er sieht uns nicht. — Desto besser; denn ich mag immer lieber mit Dir allein seyn.

Diokles.

Bei ihm fällt mir ein, daß ich Dich etwas zu fragen habe. Er hat mir nämlich gesagt, Simmias von Rhodus, der Lyriker, sey hier. Da Simmias Deines Vaters alter Freund war, so wird er vermuthlich bei Dir eingekehrt seyn. Ist er hier?

Alexis.

Nein, man erwartet ihn. — Aber ich werde nicht viel um ihn seyn.

Diokles.

Warum nicht?

Alexis.

Aufrichtig gesagt, ich mag die Poeten nicht.

Diokles.

Mein lieber Alexis, dafür sey Apollo! Was magst du denn?

Alexis.

Ja, wundre Dich so viel Du willst. Du hast mir den Geschmack an der Philosophie des Sokrates beigebracht, und seitdem weiß ich nicht, was ich mit den Poeten sollte. Ich bin ihr gehorsamer Diener.

Diokles.

Glaubst Du, daß Sokrates kein Poet war, und daß Orpheus, Hesiod und Homer keine Philosophen waren?

Alexis.

Gerade als Poeten mag ich nichts mit ihnen zu thun haben. Sie vergnügen einige Augenblicke, aber man gewinnt bei ihnen nichts als Träume und Fabeln. Die schöne Wahrheit ist ihrer Natur nach ganz nackend, und aller Zierrath, der sie bedeckt, ist ein Flecken, der ihr etwas von ihrem Glanze benimmt.

Diokles.

Mein lieber Alexis, Du vergleichst sie mit der himmlischen Venus, und darum urtheilest Du so. Verglichest Du sie mit einer heilsamen, aber verhältnißmäßig bittern Arzenei, so würdest Du nichts dawider haben, daß man, um sie hinunter zu bringen, Honig und Vergoldung zu Hülfe nehmen müsse. Deine Vergleichung mag unter Göttern wahr und richtig seyn; aber meine reimt sich besser mit der Natur sterblicher Menschen.

Alexis.

Das könnte seyn: aber ich beschwere mich nicht über die Poeten, wenn sie mir in ihrer Sprache Wahrheiten mittheilen; ich bin nur unwillig, wenn sie ihre Einbildungen und Träume für Wahrheit ausgeben.

Diokles.

Wenn ihre Einbildungen und Träume wahrscheinlich sind, so können sie wenigstens Wahrheiten vorstellen,

Diokles.

Wir wollen ſehen, ob Du es kannſt. — Du ſieheſt, daß dieſe Erdkugel mit Thieren bevölkert iſt. Sieheſt Du Verſchiedenheit unter dieſen Thieren?

Alexis.

Die ſeh' ich allerdings. Sie ſind verſchieden an Geſtalt, an Größe, an Stärke, und in der Art zu leben.

Diokles.

Und wie ſind ſie verſchieden? — Welches iſt zum Beiſpiel das größte?

Alexis.

Der Elephant ſcheint mir das größeſte und das klügſte; der Löwe das ſtärkſte und das muthigſte; der Menſch das behendeſte in den Bewegungen ſeines Körpers und das furchtſamſte; der Fuchs das liſtigſte, und ſo weiter.

Diokles.

Gehört dieſe Erde allen dieſen Thieren gemeinſchaftlich, oder einigen von ihnen?

Alexis.

Sie gehört keinem; oder eigentlich ſie gehört einem jedweden von ihnen, in ſo weit es ſie nützen kann, um die Bedürfniſſe ſeiner Natur zu befriedigen.

Diokles.

Alſo haben alle daſſelbige Recht an dieſe Erde, und an das, was ſie hervorbringt?

Alexis.

Ja alle; das heißt, ein jedes nach dem Verhältniß

Alexis.

Ich muß auf irgend einen Grundtrieb der Vervollkommnung ſchließen, welcher, der menſchlichen Natur eigenthümlich, entweder durch eine äußere Kraft, oder einen inneren Nachdruck wirkſam iſt.

Diokles.

Findet ſich bei den andern Thiergattungen etwas ähnliches?

Alexis.

Nein, gar nichts. Denn in ſo vielen Jahrhunderten hätten wir davon etwas bemerken müſſen.

Diokles.

Laß uns doch ſehen, was wir unter dieſem Grundtriebe der Vervollkommnung bei einem Thiere zu verſtehen haben. Deine Sache iſt es, zu erklären, was Du auf die Bahn gebracht haſt.

Alexis.

Dieſer Grundtrieb ſetzt nothwendig zweierlei voraus. Erſtlich: daß die Natur des Thieres eines glücklichern Zuſtandes, als der gegenwärtige, fähig ſey. Zweitens: das Vorgefühl eines ſolchen beſſern Zuſtandes.

Diokles.

Vortrefflich, mein lieber Alexis; und dieſer Grundtrieb beſteht alſo eigentlich in dem Vermögen, ſich einem ſolchen beſſern Zuſtande zu nähern.

Alexis.

Ohne allen Zweifel.

Diokles.

Bleiben wir dabei, daß den Thieren dieſes Vermögen durchaus mangelt?

Alexis.

Wir werden nicht wohl dabei bleiben können; denn der Zuſtand des Thiers in dem Augenblick, wo es ſein Verlangen befriedigt, iſt beſſer als der Zuſtand in dem Augenblick vorher, wo es noch verlangte. Nun ſehen wir aber, daß es gewußt hat, ſich dieſen Zuſtand zu verſchaffen; folglich hat es das Vermögen, wovon Du redeteſt.

Diokles.

Das ſcheint mir unwiderſprechlich; und ſo wären Menſch und Thier mit demſelbigen Vermögen ausgeſtattet. Aber dieſes Vermögen kann über die Empfindung oder das Vorgefühl eines beſſern Zuſtandes nicht hinausreichen, weil es ſonſt weder Ziel noch Grund haben würde. Dieſes Vermögen hält alſo gleichen Schritt mit dieſer Empfindung, und wir könnten eins für das andre nehmen, dergeſtalt, daß, wenn wir den Reichthum an Vorgefühlen eines beſſern Zuſtandes bei zwei Arten von Thieren wüßten, wir daraus auf die relative Kraft dieſes Vermögens bei einer jedweden von ihnen ſchließen könnten; und, wenn wir im Gegentheil die Kraft dieſes Vermögens wüßten, wir daraus auf den verhältnißmäßigen Reichthum an dieſem Vorgefühl des Beſſern ſchließen könnten. Wenn man nun die Wirkungen dieſer Perfectibilität bei unſern heutigen Athenienſern mit ihren Wirkungen zur Zeit der Pelasger, ihrer Väter, und dieſe Wirkungen wieder mit

jenen bei Deinem Thiermenſchen der urſprünglichen Welt vergleicht, ſo ſieht man leicht die große Kraft dieſes Vermögens bei dem Menſchen, und alſo die ungeheure Ungleichheit zwiſchen dem Reichthum des Gefühls des Beſſern in ihm, und dem Reichthum eben dieſes Gefühls im Thiere. Was die Urſache dieſes Mißverhältniſſes betrifft, ſo würden wir ſolche in einer Unterſuchung des natürlichen Ganges dieſes Grundtriebes der Vervollkommnung leicht finden. Aber, Alexis, laß uns dieſes Geſchäft bis auf einen andern Tag ausſetzen. Ich will dem Demophoon und Dir ſelbſt das nicht zu Leide thun, daß ich Dich von ſeinem Feſte abhalte.

Alexis.

Wie ungerecht! Du fachſt die Liebe zur Philoſophie in mir an, und willſt mich nun von ihr weg zu einem Feſte ſchicken. Beim Sokrates, fahre fort und beweiſe mir, was Du verſprochen haſt. Demophoon wird es mir Dank wiſſen, daß ich Dich ſeinem Feſte vorgezogen habe, und ich bin gewiß, er thäte eben das an meiner Stelle.

Diokles.

Ich glaube es Dir gern, weil ich Demophoon ſeit langer Zeit genug kenne. — Wir wollen alſo fortfahren, mein lieber Alexis, bis wir fertig ſind.

Welches iſt das erſte Gefühl des Thiers, wenn es geboren iſt, Alexis? Worin beſteht die Modification, die ihm zuerſt ſein Daſeyn zu erkennen giebt?

Alexis.

Meiner Vorstellung nach, ist es ein Vergnügen oder ein Schmerz.

Diokles.

Du hast Recht; aber eigentlich ist es nicht das, was ich Dich frage. Das Vergnügen und der Schmerz sind schon zwei bestimmte Zustände. Es ist genießen und leiden. Diese beiden Zustände sind bei dem Thiere zufällig, und setzen äußere Ursachen zum voraus. Das Thier ist leidend bei allen beiden. Ich frage: welches ist das erste Gefühl, das ihm seine Willenskraft entdeckt, sein Vermögen wollen zu können?

Alexis.

Soll ich denn sagen, es sey Verlangen oder Unbehaglichkeit?

Diokles.

Das ist vollkommen recht geantwortet, bis auf ein Verbindungswörtchen. Es ist Verlangen und Unbehaglichkeit; denn diese zwei Dinge laufen in Eins zusammen.

Alexis.

Ich verstehe Dich nicht ganz.

Diokles.

Kannst Du Dir das Moment irgend eines Genusses lebendig ins Andenken zurückbringen?

Alexis.

Ja.

Diokles.

Dünkt Dein Gefühl in dieſem Augenblicke Dir eine einfache Sache?

Alexis.

Bisher hat es mir ſo gedünkt.

Diokles.

Und doch, wenn Du Acht giebſt, muß es aus zwei verſchiedenen Gefühlen zuſammengeſetzt ſeyn, die in dieſem Augenblicke wirklich vollkommen zuſammen fließen, und nur Ein Gefühl ausmachen.

Alexis.

Und welche ſind die?

Diokles.

Das Gefühl eines Bedürfniſſes, und das Gefühl einer Sache, die dieſes Bedürfniß befriedigt. Wenn dieſe zwei Gefühle in ihrer ganzen Stärke coexiſtiren und zuſammen fließen, ſo iſt Genuß da.

Alexis.

Ich verſtehe Dich.

Diokles.

Das Verlangen alſo, welches das erſte Gefühl iſt, das in der Natur des Thieres entſteht, iſt aus dem Gefühle irgend eines Bedürfniſſes, und aus dem Gefühle irgend eines Gegenſtandes, der es befriedigen könnte, zuſammengeſetzt; und folglich iſt das Verlangen vor dem Genuß eine Unbehaglichkeit. Woher bei dem Thiere dieſe Gefühle von Bedürfniß und von einem Gegenſtande, der es befriedigen könnte, komme, iſt eine ganz andere Frage, die wir künftig

einmal vornehmen wollen. Da es aber hier darauf ankommt, der Natur und dem Gange Deines Grundtriebes der Vervollkommnung in allen Thieren ernstlich nachzuforschen, so müssen wir mit drei Dingen den Anfang machen.

1) Daß wir uns erinnern, kein eingeschränktes Wesen könne durch sich selbst existiren.

2) Daß wir uns einer Erfahrung erinnern, die sich immer bewährt hat; nämlich, daß, um nach dem gewöhnlichen Lauf der Natur irgend ein Wesen hervorzubringen, welches das Vermögen zu empfinden und zu handeln hat, die Zusammenkunft zweier Wesen von gleicher Art und von verschiedenem Geschlecht nothwendig ist.

3) Daß wir daraus schließen, jedwede Art Thiere oder empfindlicher und handelnder eingeschränkter Wesen habe ihren Anfang genommen von zwei Wesen Einer Art und verschiedenes Geschlechts, die ihre Existenz irgend einem thätigen Wesen von einer kräftigern und erhabenern Natur zu verdanken hatten.

Ob diese Hervorbringung der zwei ersten Wesen durch Jupiter selbst zu jener Zeit geschehen sey, da er das ungestalte Chaos, welches er in dem unendlichen Raum erzeugt hatte, entwickelte; oder ob er dieses große Werk dem weisen Erfindungsgeiste des unglücklichen Sohns der Clymene anvertraut habe, ist ungewiß; aber wir können ohne Gefahr an dasjenige glauben, was, der Sage nach, die Götter unsern Vätern davon offenbaret haben, was in unsern Tem-

peln darüber aufbewahrt iſt, was die Wahrſager und Prieſter uns davon erzählen, oder was die inſpirirten Poeten uns in ihren unſterblichen Geſängen davon ſagen.

Alexis.

Was Deine Wahrheit, Deine Erfahrung und Deinen Schluß angeht, ſo bin ich darüber vollkommen mit Dir einig; aber erlaube, mein lieber Diokles, daß ich auf das bloße Wort der Poeten noch nichts annehme.

Diokles.

Nach Belieben; wenn Du nur dem Zeugniſſe Deiner eigenen Augen zufolge glaubſt, daß das erſte Verlangen, welches wir bei den Menſchen und Thieren wahrnehmen, ein Hang zur Nahrung ſey. Das Säugethier wendet ſich nach der Bruſt ſeiner Mutter, das Eierlegende nach irgend einer gröbern Koſt; und es folgt daher unwiderſprechlich, daß das Thier, ſo wie es auf die Welt kommt, auf eine mehr oder weniger unbeſtimmte, oder mehr oder weniger beſtimmte Art und Weiſe, das zuſammengeſetzte Gefühl von einem Bedürfniß und einem Gegenſtande, der es befriedigen kann, in ſich hat. Dieſes Gefühl macht in allen Thieren den Grundtrieb der Vervollkommnung aus; es iſt dasjenige, was man Inſtinkt nennt. Von ſeiner Urſache und ſeinem Urſprung reden wir, wie ich Dir geſagt habe, ein andermal; ſeine Natur aber müſſen wir hier ergründen.

Du erinnerſt Dich doch der ſchönen Reden der Diotime über die Fähigkeiten der menſchlichen Seele, die

Phädon von Elea uns in ſeinem Geſpräche Simon aufbehalten hat?*)

Alexis.

Ob ich mich ihrer erinnere! Ich glaube, daß ſie mir eben ſo wenig jemals aus dem Gedächtniß kommen werden, als ſie dem Sokrates, welcher ſie anführt, aus dem Gedächtniß gekommen ſind.

Diokles.

Ich ſehe, Du erinnerſt Dich ihrer, und dieſes iſt mir lieb. Laß uns nun bemerken, daß, wenn dieſes zwiefache Gefühl von einem Bedürfniß und ſeinem Gegenſtande irgend eine beſtimmte Wirkung hervorbringen ſoll, dieſe Gefühle ſelbſt beſtimmt ſeyn müſſen. Wenn wir den Zuſtand des Thiers oder des Menſchen in jenen erſten Augenblicken ſeines Daſeyns betrachten, ſo finden wir: 1) daß der ganze Reichthum ſeiner Einbildungskraft allein in dieſen zwei Gefühlen beſteht. 2) Daß ſeine Moralität nichts iſt. 3) Daß der Verſtand einzig dieſe zwei Empfindungen oder Ideen zu Gegenſtänden ſeiner Thätigkeit hat. 4) Daß ſein Vermögen, wollen zu können, ohne Wahl iſt; denn hätte es eine Wahl, ſo wäre dieſe zwiſchen dem Gefühl des Bedürfniſſes und dem Gefühl eines Gegenſtandes, der es befriedigt. Dieſe zwei Gefühle fließen aber zuſammen in dem Gefühle des Verlangens; die Beſtimmung der Willenskraft zum Wollen iſt folglich rein und ein-

*) S. Vermiſchte philoſophiſche Schriften des H. Hemſterhuis. II. Theil. S. 806—839.

fach, und richtet natürlich dieſes geradezu auf den Genuß.

Du ſiehſt alſo, mein Lieber, daß in dieſem Fall, in dieſen erſten Augenblicken bei dem Menſchen und bei dem Thiere keine Freiheit Statt haben kann. Sein Verlangen iſt ein einziges. Sein Herz kann keinen Gedanken von Pflicht in ihm erwecken, noch ſein Verſtand ihm irgend eine Beziehung zeigen: ein einziges Gefühl, ein einziger Zweck, bringt eine einzige Wirkung hervor. Sobald aber der Menſch an Einſichten zunimmt; ſobald mehrere Ideen oder Gefühle, von ungefähr gleicher Stärke, in der Einbildungskraft ſich neben dieſem urſprünglichen Gefühl hinſtellen: ſobald finden alle ſeine Fähigkeiten Raum ſich zu entwickeln, ſich auszubreiten, ſich zu üben, und er fühlt ſich frei.

Alexis.

Ich faſſe Deine Idee. Aber ſoll ich Dir unverholen ſagen, was ich denke, und nach Deiner eigenen mir gegebenen Anleitung fort ſchließen?

Diokles.

Das ſollſt Du allerdings, mein Freund.

Alexis.

Der Inſtinkt beſteht in einem Verlangen, in einem Gefühle, das in der That ein einziges, aber aus dem Gefühl eines Bedürfniſſes und aus dem Gefühl eines Gegenſtandes, der es befriedigen könnte, zuſammengeſetzt iſt; das gebe ich Dir zu. Und weil es ein einziges iſt, beſtimmt es die Willenskraft auf eine nothwendige und einzige Weiſe. Wenn ich bei dem Thiere mehrere

Begierden, mehrere Ideen, mehrere Gefühle, alle genau von gleicher Stärke, annehme, so begreife ich, daß das Vermögen zu wollen allein durch sich selbst einen bestimmten Willen hervorbringen könne. Da ich aber diese Voraussetzung für falsch und ungereimt halte: muß ich nicht folgern, daß eine jede überwiegende Idee in der Einbildungskraft beinah mit der Kraft des Instinkts wirke? Und wo bleibt denn jene so gepriesene Freiheit?

Diokles.

Was Du da sagst, ist sehr richtig; aber Du beweisest nichts mehr, als daß es wenig freie Menschen gebe, und eigentlich nur derjenige Mensch frei sey, der ein Weiser ist.

Alexis.

Wenn es Dich in Deinem Gange, mich zurecht zu weisen, nicht zu sehr aufhält, so wollte ich Dich wohl bitten, mein Freund, daß Du mir deutlich sagtest, was nach Deiner Meinung ein Weiser sey.

Diokles.

Ein Weiser, mein lieber Alexis, ist derjenige, der keine überwiegende Idee, keine überwiegenden Gefühle duldet, wenn nicht sein Verstand und sein Gewissen, nach einer reifen Prüfung, sie genehmigt haben; der sich von seiner Einbildungskraft, oder der Empfindlichkeit seines Herzens nie unterjochen läßt; der sich beider nur bedient, um zu genießen, oder durch sie, im Nothfall, seine Thätigkeit, sein Vermögen wollen zu können, zu verstärken. Du hast Recht, wenn Du die

Handlungen aller Thiere und der meiſten Menſchen einigen überwiegenden Ideen zuſchreibſt, die ſich alle Kräfte unterwerfen.

In dem eigentlich ſogenannten Inſtinkte hat die herrſchende Idee ſchlechterdings das Uebergewicht, weil ſie die einzige iſt.

Bei der Schwärmerei hat ſie es gleichfalls. Wenn man zu Delphi die Prieſterin zum Dreifuß führt und ſie mit Widerſtreben ſich dem heiligen Keſſel nähert, worüber ſie, um den Gott zu empfangen, ſich ſetzen ſoll, wird ihr ganzer Leib bleich und blaß, und ſie zittert ſchon an allen ihren Gliedern. Iſt ſie endlich zu dem Ort gelangt, wo ſie die Orakel geben ſoll, ſo ſind alle ihre Fähigkeiten in Unordnung und verlaſſen ſie. Ihr Leib bläht ſich auf, ihre Fäuſte ſchließen ſich feſt zu, ihre Arme fahren hin und her, ihre flammenden Augen rollen in ihrem Kopfe wild herum, ohne ſich auf irgend einen Ort zu heften. Alles an ihr iſt in Verzuckung. Ihr offener Mund iſt voll Schaum, und die hohle heiſere, aus der tiefſten Bruſt heraufkommende Stimme zeigt offenbar, daß es nicht mehr die Prieſterin iſt; ſondern daß entweder der Gott, welcher ſie treibt, durch ſie redet, oder daß die Vorſtellung dieſes Gottes ſie bemeiſtert.

In der Raſerei. Sieh an den Sohn des Telamon, wie er in der Heerde wüthet, die er für den Ulyſſes und die Atriden hält; wie der unglückliche Athamas ſeinen Sohn Learchus gegen einen Stein ſchlägt, und die

Ino und den Melicertes verfolgt, weil er sie für Löwen ansieht.

Im Wahnsinne. Sieh an den milzsüchtigen Athenienser, der sich täglich nach dem Hafen Piräus begiebt, und alle Schiffe, die dort ankommen und auslaufen, aufzeichnet, in der Einbildung, daß sie alle ihm gehören.

Und endlich, was das Vorurtheil anlangt! Die Gewalt desselben ist fürchterlich. Es ist eine starke, lebhafte, isolirte, und von den gewöhnlichen Ideen entfernte Vorstellung, die sich in dem Kopfe des Kindes oder eines wenig aufgeklärten Menschen festgesetzt hat. Sie findet in diesem zarten oder leeren Gehirne keine übereinstimmenden Ideen, mit denen sie vermischt oder verglichen werden könnte. Ganz einzeln wächst sie da, wie eine stolze Eiche, mitten unter niedrigem Gesträuch, das von fern um sie her steht. — Aber, Alexis, hast Du nie eine Reise nach der Insel Kreta gemacht?

Alexis.

Nein, niemals.

Diokles.

Wenn Du nach Gnossus kommst, so ist daselbst kein Kreter, der Dir nicht mit heiliger Ehrfurcht das Grab des Jupiters zeigte; alle haben es von ihrer Kindheit an so gehört. Umsonst sagt der Dichter:

„O König Jupiter, die Kreter sind immerdar Lügner. Sie geben vor, Dir ein Grabmahl errichtet zu haben; doch bist Du nicht gestorben, denn Du bist ewig."

Umsonst sagt der Kenner des Alterthums: „Kreter, irrt nicht. Dieß Grab ist das Grab des Minos, und euer Betrug beruht auf zwei von der Zeit ausgelöschten Worten.“ Welcher Kreter ließe sich nicht todt schlagen, um seinem Vaterlande die Ehre eines so berühmten Denkmals zu erhalten!

Es liegt am Ende wohl nicht viel daran, was das Volk zu Kreta vom Jupiter sich in den Kopf setzt; weniger gleichgültig aber ist es, Alexis, daß selbst Philosophen demselben Uebel unterliegen.

Um die Geschichte des Vorurtheils zu vollenden, muß ich Dir, mit einiger Scham, erzählen, was mir vor wenigen Monaten begegnet ist; doch es bleibt unter uns.

Ich ging mit Aristäus, Autolykus, Chrysothemis, dem langbärtigen Epikurer, und mit Kallikles, dem Stoiker, nach Sunium.

Wir waren noch nicht weit auf unserm Wege, als Kallikles und Chrysothemis schon in vollem Streit waren über die Tugend, das Schöne, das Anständige, die Wollust u. s. w., welches mich aufmerksam machte. Ich wurde bald gewahr, daß in jedem dieser beiden Köpfe der ganze Vorrath von Ideen den Ton und die Farbe der Hauptidee des Systems hatte, das man in der Jugend ihnen hineingepfropft hatte; und da nun diese Systeme einander beinah schnurstracks entgegen liefen, so war es unmöglich, daß die Ideen des einen in den ganz vollgefüllten und besetzten Kopf des andern hätten Eingang finden können. Sie verstanden

ſich alſo ganz und gar nicht. Weil ſie aber öfters beide zugleich ſchrieen, und ein jeder von ihnen zum Glück nichts hören konnte, als was er ſelbſt geſagt hatte, ſo glaubte ein jeder ſeinen Gegner überzeugt zu haben. Sie waren mit einander zufrieden, und für dieſesmal lief alles ohne Unglück ab. Einige Tage nachher feierte Autolykus den Geburtstag ſeines Enkels. Wir waren alle da, und Autolykus ſetzte, vielleicht aus Muthwillen, der ihm aber übel genug bekam, bei Tiſche den Chryſothemis und Kallikles neben einander. Der Streit fing bald wieder an. Alles ging gut, ſo lange ſie ſich nicht verſtanden, und keiner von beiden, folglich, ſeinem Gegner mit dem Galimatias ſeiner Schulſprache zu nahe kam. Aber endlich fuhren, durch das ewige Schreien und Wiederholen ihrer ſogenannten Axiomen, einige Ideen in das Gehirn des andern. Du denkſt vermuthlich, dieß ſey ein Glück geweſen, und habe zur Ueberzeugung führen müſſen. Weit gefehlt, mein lieber Alexis; denn dieſe wenigen Ideen, welche eindrangen, fanden in dem angefüllten und beſetzten fremden Kopfe keine analogen oder befreundeten Ideen, mit denen ſie ſich hätten verbinden und in eins zuſammen fügen können. Dieſe neuen Ankömmlinge verwirrten alſo nur die andern, und brachten alles in Unordnung und Aufruhr. Kallikles, der zuerſt in ſeinem Kopf außerordentliche Bewegungen fühlte, griff dem Chryſothemis mit der einen Hand in den Bart, und ſuchte mit den ausgeſtreckten Krallen der andern ihm ein Auge auszureißen. Zum guten Glücke hatte Chryſothemis eine

Schöpſenkeule vor ſich ſtehen, und damit gab er dem Stoiker einen ſo derben Hieb aufs Geſicht, daß dieſer los ließ.

Der Auftritt wäre blutig geworden; Autolykus aber ſchlug ſich ins Mittel, und fing edelmüthig die Streiche des einen und des andern auf, indem er ihnen zurief, daß ſie weiſe Männer wären, und ſich ſchämen ſollten.

Alexis.

Wie iſt es möglich? Philoſophen!

Diokles.

Ja, mein Freund; aber aus Achtung für die Philoſophie, ſage niemanden davon.

Du ſieheſt hieraus die unzerſtörbare Gewalt des Vorurtheils. Je mehr dieſe ſtarke Idee, die man in der Kindheit, oder in der Jugend, oder bei einer ſchlecht ausſtaffirten Einbildungskraft empfängt, je mehr ſie ungewöhnlich, wunderbar, unbegreiflich, und mit den andern Ideen, die ſich in dem Kopfe befinden, unverträglich iſt: deſto heiliger wird ſie ſeyn, wird Wurzel ſchlagen, ſich befeſtigen, und in einem thätigen Kopf alle die Ideen, die ſie umgeben, an ſich reißen, wie ein Magnet, der ſich die Eiſentheilchen, die um ihn liegen, eigen macht, und ſie nicht eher los läßt, bis er ſie alle mit ſeiner Kraft imprägnirt hat. Ich rede hier ſelbſt von ganz geſunden Köpfen, und nicht von ſolchen, wo der ſchwache Verſtand die Einbildungskraft ungebaut läßt, und die Ideen dem Spiele des Zufalls Preis giebt.

Auch ſiehſt Du, daß, wenn das Vorurtheil oder die überwiegenden Ideen in zwei Köpfen ganz und gar verſchieden ſind, des einen Ideen, die in den andern eingehen wollen, ſich ſogleich wieder heraus und davon machen, ohne darin eigentlich weder Gutes noch Böſes zu ſtiften; und die ganze Wirkung, welche dieſe Verſchiedenheit hervorbringen kann, iſt Mitleiden oder Verachtung, nachdem die Leute ſind. Wenn aber die Ideen nicht ſo ungleichartig oder abſtechend ſind, ſo dringen ſie mehr oder weniger in den andern Kopf hinein, und erſchüttern einige der Ideen, welche ſich darin befinden, indem ſie ſich mehr oder weniger mit ihnen vermiſchen, und ſolchergeſtalt die andern in Unordnung bringen. Die unangenehme Empfindung dieſer Unordnung, das heimliche Gefühl der Möglichkeit, daß die überwiegende Idee, die Idee-Königin ſelbſt, mitten auf ihrem Throne Gefahr laufen könnte; dieſes ſetzt die Leidenſchaften in Bewegung, nicht die trägen Leidenſchaften des Mitleidens, oder der Verachtung; ſondern die Furien des Haſſes und der grauſamſten Verfolgung.

Mein lieber Alexis, es iſt im Menſchen ein Principium, das über alle Fähigkeiten ſeiner Seele weit erhaben iſt; ein Principium, das ſie alle ſieht, ſie mißt, ſie beurtheilt, ſie zurecht weiſet, ſie zuſammenſetzt, ihnen Thätigkeit und Harmonie giebt oder nimmt, nach dem Verhältniſſe ſeines eigenen Werthes; ein Principium, das allein die Perſonalität des Menſchen ausmacht; und das Maß der Unabhängigkeit und der Kraft dieſes Princips iſt das Maß ſeiner Weisheit.

Alexis.

Mein lieber Diokles, jetzt begreife ich, warum es so wenig Weise giebt, oder vielmehr gar keine.

Diokles.

Du betrügst Dich, Alexis; es sind ihrer viel mehr, als Du denkst. Denn weil die Weisheit in der Harmonie und richtigen Anwendung der Fähigkeiten besteht, und große Fähigkeiten sich nicht so leicht als mittelmäßige regieren lassen; so ist es klar, daß man die Weisen unter den mittelmäßigen Menschen suchen muß, die überall die zahlreichsten sind. Wenn die Weisheit große Fähigkeiten begleitet, so ist das die Erscheinung eines Gottes unter den Menschen.

Alexis.

Aber, mein Freund, würde der Weise mit den großen Fähigkeiten auf der Erde nicht ein unnützes oder unglückliches Wesen seyn, da er hier für seine Größe nichts gleichartiges findet? Und würde der erste Zug seiner Weisheit nicht seyn, sich einen andern Wohnort zu wählen? Apollo, als er an den Ufern des Amphrysus die Heerde hütete, war gewiß nicht an seiner Stelle.

Diokles.

O des Unwissenden! Gerade an den Ufern des Amphrysus bildete sich Apollo zum Gotte der Harmonie; gerade an diesen glücklichen Ufern erfand er jene mächtige Leier, welche die Helden vergöttert, und die Feste der unsterblichen Götter belebt.

Der Weise mit großen Fähigkeiten ist überall an sei-

ner Stelle; und, könnte er hinab in die Hölle steigen, so würde er auch dahin Ordnung und Glückseligkeit bringen. Man sagt, daß während der wenigen Augenblicke, die sich der weise und göttliche Orpheus in dieser schrecklichen Wohnung befand, alle Qualen der Unglücklichen aufhörten, und Sisyphus, Tantalus und die Danaiden Ruhe hatten. Sieh, das sind die Wirkungen, die von dem Weisen ausgehen. Ich sage Dir nichts von dem, was er in sich selbst empfindet. Du fühlst es, Alexis.

Alexis.

Ach, ich fühle die Wahrheit von dem, was Du sagst; aber das ist auch alles, was ich fühle. — Du aber, mein lieber Diokles, merkst Du nicht, daß wir uns gewaltig von unserm Wege entfernen? Im Namen der Götter, laß uns wieder umkehren, und führe mich zu jenem goldnen Weltalter, wonach mich verlangt.

Diokles.

O Mnemosyne, fruchtbare Mutter der Musen, Dich rufe ich heute an!

Alexis.

Warum?

Diokles.

Warum? Weißt Du wohl, daß wir ihr eine ganze Schaale voll Weihrauch schuldig sind, Du und ich, wenn sie uns den Faden wieder giebt, den wir verloren haben.

Alexis.

Diokles, ich ſage das nicht, als glaubte ich nicht an die Götter; aber ich will Dir das Ende des Fadens mit geringern Koſten wieder ſchaffen.

Diokles.

Nun, das wollen wir ſehen.

Alexis.

Du haſt geſagt, daß im Menſchen wie im Thiere ein Inſtinkt wohne, den ich einen Grundtrieb der Vervollkommnung genannt habe, welcher nothwendiger Weiſe aus dem Gefühl eines Bedürfniſſes, und aus dem Gefühl eines Gegenſtandes, der dieſes Bedürfniß befriedigen könnte, zuſammengeſetzt iſt; und daß dieſes Zuſammengeſetzte, dieſes Principium, da es ſich in dem Kopfe oder in der Seele des Thiers, oder des Menſchen, unmittelbar nach der Geburt, allein befindet, das Vermögen zu wollen nothwendig zu einem thätigen Willen beſtimmt, welches dieſen Menſchen oder dieſes Thier hintreibt zum Genuß; das iſt, zu einem Zuſtande, der glücklicher iſt als der gegenwärtige; zu einem ſeiner Natur gemäßen Beſſern. Iſt das nicht das Ende des Fadens, den wir verloren hatten?

Diokles.

In Wahrheit, mein Freund, Du bringſt mich wieder auf den Weg. Wenn wir nun die erſten Augenblicke des Daſeyns des Menſchen und des Thiers betrachten, ſo finden wir, daß das Gefühl des Bedürfniſſes bei dem einen wie bei dem andern gleich beſtimmt iſt; und der Gegenſtand der Befriedigung iſt bloß phy-

fisch. Wenn der erste Trieb nach Nahrung befriedigt ist, so schläft und vegetirt der Mensch und das Thier, bis neue Bedürfnisse neue Triebe rege machen. Unterdessen stärken sich die Organe und werden geübt. Die Vorstellung von dem Gegenstande wird je mehr und mehr bestimmt. Diese Vorstellung, die sich wahrscheinlich Anfangs bloß durch den Geruch bildete, bildet sich nun auch durch das Gefühl, das Gesicht und das Gehör, und erwirbt dadurch verschiedene Gestalten. Die Einbildungskraft bereichert sich, und giebt dem Verstande Anlaß, seine Thätigkeit zu entwickeln, indem er Ideen bindet, vergleicht und zusammensetzt. Der erste Mangel, den der Mensch oder das Thier in der Natur wahrnehmen, und der sie drückt, besteht darin, daß die Natur nicht allezeit gleich bereit ist, sie mit dem Nothwendigen in dem Augenblicke des Verlangens selbst zu versehen, und daß sie ihrem Genusse Hindernisse scheint entgegen gesetzt zu haben; es sey nun in den allgemeinen physischen Gesetzen, oder in dem Interesse verschiedener Gattungen, die sich oft zu kreuzen scheinen; und diese Unbequemlichkeiten nöthigen oft Menschen und Thiere, ihren Wohnplatz zu verlassen, um den Jahrszeiten unter andern Himmelsstrichen nachzugehen, sich gegen die Ungemächlichkeiten der Luft zu schützen, und sich gegen die Stärkeren, die sie zu Grunde richten möchten, zu vertheidigen. Wenn der Mensch und das Thier es endlich dahin gebracht haben, daß die Gegenstände ihres Bedürfnisses in dem Augenblicke, wo das Gefühl des Bedürfnisses sie antreibt, ihnen so gut wie möglich

zur Hand sind, so genießen sie so viel und so oft, als sie genießen können; folglich sind sie glücklich, und für das Thier ist hier sein vollkommenes goldnes Alter.

Alexis.

Ich begreife das; ist aber eben dieses auch das so gerühmte Weltalter für den Menschen?

Diokles.

Ja. Aber ich bitte, erinnere Dich, daß der Mensch das Vermögen hat auch in seines Gleichen zu genießen, und daß also, wenn man die Glückseligkeit des Menschen und die Glückseligkeit des Thieres überhaupt schätzt, die letztere der Einheit gleich ist, indeß die Glückseligkeit des Menschen eine durch alles, was glücklich ist, multiplicirte Einheit seyn wird.

Alexis.

Das Unglück wirst Du doch auf eben die Art berechnen, denke ich. — Uebrigens sehe ich in diesem Gemälde höchstens den Zustand einiger Viehhirten, oder etwa der Einwohner von Attica, ehe Theseus sie zu einem Volke versammelt hatte; und wenn Du kein anderes Jahrhundert des Saturn mir darzustellen weißt, so wirst Du Dir schwerlich anmaßen, den Hesiod und Deine Poeten gerechtfertigt zu haben.

Diokles.

Als Du die Reise nach Groß-Griechenland machtest, hast Du dort wohl mit einigen berühmten Pythagoräern Umgang gehabt?

Alexis.

Nein. — Warum frägst Du mich das?

Diokles.

Weil ich denn vielleicht nicht so viel Mühe haben würde, über das goldene Weltalter mit Dir ins Reine zu kommen.

Alexis.

Ich bin den Philosophen dieser Secte wenig nachgegangen. Nicht aus Mangel an Hochachtung; ich schätze sie unendlich; nur sobald mir über die verschiedenen Zwecke des Pythagoras und Sokrates die Augen anfingen etwas aufzugehen, war ich für den letztern entschieden.

Diokles.

Von welchen Zwecken redest Du?

Alexis.

Sokrates, wie mir deucht, hatte den Vorsatz, jeden Menschen so vollkommen zu machen, als seine Natur es leiden könnte; welches ich für möglich halte. Pythagoras hingegen wollte einige Individua ganz vollkommen machen, damit sie die andern regierten, und so alle glücklich würden; und das scheint mir eine Ungerechtigkeit und ein Hirngespinnst.

Diokles.

Sehr richtig gesehen, mein lieber Alexis. — Aber genug: Pythagoras war um dieses Zwecks willen genöthigt, die kleine Anzahl seiner Auserwählten von dem Haufen der übrigen Menschen abzusondern, und das Studium der Weisheit mit Hüllen und Geheimnissen zu verwahren; das ist die Ursache, warum diese Schule im Besitze verschiedener sehr wichtiger Kennt-

niſſe iſt, die nicht allgemein bekannt geworden ſind. — Du kennſt wahrſcheinlich, dem Rufe nach, jenen Archytas, der nicht allein, wie Homers Agamemnon, ein großes Oberhaupt von Völkern, und ein großer Feldherr war; ſondern neben dem ein ganz vortrefflicher Philoſoph?

Alexis.

Du meinſt ohne Zweifel den Tarentiner, den berühmten Freund des Plato?

Diokles.

Eben den. Dieſer Archytas nun pflegte ſeinen näheren Freunden zu erzählen, daß Pythagoras, als er in Phönicien auf Reiſen war, ſich nach Biblos begeben habe, nicht ſowohl, um daſelbſt die alten Trümmer dieſer berühmten, vom Saturn gegründeten Stadt zu betrachten; als um daſelbſt einen alten Prieſter des Adonis zu hören, der in der Wiſſenſchaft der Geſtirne ſehr unterrichtet war, und den Ruf hatte, daß er mehr wiſſe als die andern Menſchen.

Er lehrte ihn die Geheimniſſe des großen Adonis-Feſtes, das man jährlich in den Tagen feiert, wenn der Fluß dieſes Namens, der vom Berge Libanon kommt, und nahe bei Biblos ins Meer fällt, dem Meere bis an die Küſten vom Delta eine Blutfarbe giebt, und welches die Aegypter und Aſſyrer mit bewunderswürdiger Pracht feiern helfen. Er ſagte ihm, daß alle Jahre, an gewiſſen Tagen, der ſchöne Adonis auf dem Gebirge wieder erſcheine, um ſich da wie ehemals mit der Jagd zu erluſtigen; daß alle Jahr ein ungeheurer

wilder Eber ihn von neuem an der Hüfte verwunde, wie an dem ewig zu bejammernden Tage geſchah, welcher der Göttin der Schönheit ſo viele Thränen gekoſtet hat; und daß das Blut, das jedesmal aus der neuen Wunde fließe und mit dem Waſſer des Fluſſes ſich vermiſche, die Urſache jener jährlichen rothen Farbe des Meeres ſey.

Alexis.

Sage mir beim Jupiter, glaubte denn Pythagoras ſolche Weibermährchen?

Diokles.

Ich zweifle daran. Hätte Pythagoras aber, wie der Prieſter, ſie von der Wiege an gelernt, ſo hätte er wahrſcheinlich ſie geglaubt, wie ein anderer.

Alexis.

Wie iſt doch der Menſch ſo ſchwach!

Diokles.

Ja, in der Kindheit.

Alexis.

Du haſt Recht; aber ich bitte dich, was willſt Du, daß ich, nach einem ſolchen Anfange, auf die Folge des von dieſem Prieſter gegebenen Unterrichts bauen ſoll?

Diokles.

Es wäre nichts ungewöhnliches, mein lieber Alexis, wenn ſich dieſer Prieſter in allem übrigen als einen ſehr weiſen Mann bewieſen hätte, dieſen einzigen Punkt ausgenommen, der durch Zeit und Uebung bei ihm Sache des Inſtinkts geworden war. — Aber daß ich Dir aus aller Verlegenheit helfe, es iſt gar nicht wahr-

scheinlich, daß der weise Greis von dem eben erzählten selbst viel geglaubt habe; denn er setzte hinzu: was er gesagt, habe er nur als Oberpriester gesagt. Die Philosophen aber gäben zur Ursache jener Erscheinung an, daß während sechs oder sieben Tagen im Jahr ein sehr heftiger Ostwind in den Gegenden um den Berg Libanon wehe; daß dieser Wind alsdann eine ungeheure Menge des rothen Sandes vom Gebirge in den an seinem Fuße sich herum schlängelnden Fluß jage, welcher diesen Sand hernach mit sich fortführe, bis in das Meer, das die Küsten von Phönicien und Aegypten anspült!

Alexis.

Das kann ich begreifen. Fahre fort, ich bitte Dich.

Diokles.

Er war der erste, welcher den Pythagoras lehrte, daß die Erdkugel in Jahresfrist in einem großen Zirkel sich um die Sonne bewegt; daß die Erde sich in einem Tage und einer Nacht von Abend nach Morgen um ihre Achse dreht: und das sey, wie er sagte, die Ursache von der scheinbaren Bewegung aller Gestirne von Morgen nach Abend. Er lehrte ihn die Ursachen von der Veränderung der Jahrszeiten. Er erklärte ihm den Lauf der Planeten, so wie auch der Kometen, deren Wiederkunft er, nach Art der Chaldäer, vorhersagte. Als er zuletzt an den Mond kam, beschwerte Pythagoras sich bei dem Alten über die ausschweifende Eitelkeit der Arkadier, die sich für das älteste Volk der Erde ausgäben, weil sie lange vor dem Monde da gewesen wären; und

der Prieſter ſagte ihm darüber folgende merkwürdige Worte: Du, Pythagoras, und überhaupt ihr Griechen, ſolltet Euch eigentlich über Eure Unwiſſenheit beſchweren. Zu viel Witz hat Euer Genie irre geleitet; er hat über den reichen Phantomen Eurer glänzenden Einbildungskraft die Bahn der einfachen Wahrheit verlohren. Ihr habt in einer Menge Fabeln, die ſo abgeſchmackt ſind als ſie lieblich lauten, die Wahrheit dergeſtalt verdreht, daß ihr ſie ganz aus dem Geſichte verloren habt; und diejenigen unter Euch, deren geſunder Verſtand ſich dieſer Träumereien geſchämt hat, und die, was noch von der alten Wahrheit da iſt, kennen lernen wollten, mußten Griechenland verlaſſen, um bei denjenigen, die Ihr Barbaren nennt, den Schatz wieder zu finden, den Ihr durch Euren muthwilligen Leichtſinn verloren habt. Was die Arkadier von ſich rühmen, iſt keine Erdichtung. Die Erde war viele Jahrhunderte bewohnt, ehe der Mond ihr ſein Licht brachte. Damals war die Richtung ihrer Achſe ſenkrecht auf der Fläche ihrer Bahn; ihre beiden Pole waren alſo von der Sonne gleich weit entfernt. Die Tage und Nächte waren überall gleich. Es gab gar keine Jahrszeiten. Es gab nur Himmelsſtriche. Ein jeder Erdgürtel behielt immer denſelbigen Grad der Wärme, ohne die geringſte Veränderung. Die einfache Wirkung der Sonne machte die Ebbe und Fluth der Meere regelmäßiger und ruhiger; und die flüſſigen Theile in den Körpern der Thiere und Pflanzen behielten ihre Größe und ihre Dichtigkeit. Es konnte kein anderer Wind

ſeyn als der Weſtwind, wegen der gleichförmigen, täglichen Bewegung der Erde von Abend nach Morgen. Nichts konnte die Atmoſphäre verändern. Ein jedes Thier, eine jede Pflanze mußte an dem Orte hervorkommen, der ihrer Natur am gemäßeſten war. Die Bäume waren immer gleich voll von Früchten, Blüthen und Laub; die Erde fand in der Abwechſelung der Jahrszeiten kein Hinderniß, ihre unendliche Zeugungskraft zu entwickeln. Die beſtändige Gleichheit der Natur lieferte Kräuter und Früchte, die viel nahrhafter waren, und deren Arten durch die ſchnelle Folge der Jahrszeiten haben zerſtört werden müſſen. Menſch und Thier fanden ihren Unterhalt überall um ſich her, und weder der eine noch das andere konnte jemals in der traurigen Nothwendigkeit ſeyn, in dem Blute oder in den Eingeweiden ſeines Gleichen ſich eine ſcheußliche Nahrung zu ſuchen. Sehr ſelten verließ der Menſch den Erdgürtel, worin er geboren war; weil er ſich an keinem Orte ſo wohl befand, als in ſeiner Heimath. Da jeder Menſch ſich für den glücklichſten auf Erden hielt, ſo war aller Ehrgeiz und alle Eigenthums- oder Eroberungsſucht unmöglich. An Handlungsunternehmungen konnte nicht gedacht werden; denn es war nichts auf der Erde, das, wenn es von einem Orte zum andern gebracht würde, nicht unnützlich hätte ſcheinen müſſen, und ohne Werth. Bei einer ſo gleichförmigen Verfaſſung der Dinge, mußten die Menſchen ſich einander ähnlich ſehen, und der Menſch erblickte in jedem einzelnen Weſen ſeiner Art, das ihm begegnete, ſich

Da er faſt gerade gegen die Erde vorrückte, ſchien er wie unbeweglich an demſelben Orte des Himmels: ſeine flammende Geſtalt nahm immer zu, und ſo kam er von Tage zu Tage, von Stunde zu Stunde, immer näher. Es währte nicht lange, ſo bemerkte man in den Gewäſſern eine unordentliche Bewegung; ſchwellend traten ſie aus den Ufern; ihre Oberfläche war gefurcht, mit Schaum. Es ließ ſich innerlich in den Körpern aller Thiere eine ganz wunderbare Veränderung ſpüren, die von einer unbekannten Unordnung in ihren Säften herrührte. Ungewöhnliche Flecken verunſtalteten den reinen blauen Himmel, den bis dahin nichts getrübt hatte; die erſten Wolken bildeten ſich. Was man noch von Sternen ſah, ſchien ſeine Stelle verändert zu haben; denn die Achſe der Erde war ſchon nicht mehr ſenkrecht, und ihre ſchwerſten Theile neigten ſich, durch eine anziehende Kraft, unmerklich nach dieſer neuen Maſſe hin. Die Erde, die niemals anders als mit dem Morgenthau war befeuchtet worden, wurde durch Gewäſſer überſchwemmt, die oben vom Himmel herunter fielen. Da die einfache und gleichförmige Bewegung der Erde, welche bisher die verſchiedenen Materien in ihrem Schooße verhindert hatte, ſich zu vermiſchen, in Streit zu gerathen und zuſammen zu gähren, aufgehoben und verändert war, ſo fand ſich nun alles, Salpeter, Schwefel, Feuer, untereinander gemiſcht. Es ſtiegen ſchwarze Dünſte empor. Lodernde Blitze durchkreuzten zum erſtenmal das dunkle und weite Gewölbe des Himmels. Das fürchterliche Getöſe des Donners

ließ ſich hören. Nicht lange, ſo zerplatzte an hundert Stellen die dicke Rinde der Erde, um der Unordnung, die ſie inwendig von allen Seiten ängſtigte, Luft zu machen. Alle Elemente waren in Verwirrung, und ihre rohe Vereinigung brachte Materien von vermiſchter, ausgearteter und zweideutiger Natur hervor. Die Luft, die ſich von entgegengeſetzten Seiten her gedrückt fühlte, bewegte ſich und ſuchte brüllend Ausgänge nach verſchiedenen Richtungen. Ein jeder Hauch ſtreckte die dickſten Wälder darnieder. Millionen Menſchen und Thiere kamen in dieſer fürchterlichen Kataſtrophe um. Diejenigen unter ihnen, die durch ein glückliches oder unglückliches Ohngefähr, auf dem Gewäſſer, das dieſe ganze Scene der Verzweiflung ſchon bedeckte, ſich an Baumſtämmen angehängt hatten, befanden ſich in einer ſchrecklichen Ruhe. Sie ſahen nichts als ein wüthendes Meer, einen fremden und unreinen Himmel, und das gebrochene blaugelbe Licht jenes ſcheußlichen Körpers, die traurige Urſache alles ihres Unglücks. Der Menſch, welcher kurz vorher in jedem Stern, in jeder Blume, in jedem Bruder, unter jedem Morgenroth einen gnädigen Gott angebetet hatte, von dem ihm die Sonne das vollkommenſte Bild dünkte, glaubte in dieſem neuen Sterne das Bild eines ſiegenden Gottes zu ſehen, der mächtiger war als der ſeinige; eines übelgeſinnten Gottes der Zerſtörung und der Finſterniß. Und das iſt die erſte Quelle der ungereimten Idee von einem guten und böſen Urweſen. Das Geſchrei der Menſchen und Thiere war eine neue Sprache, die man wegen der wechſelſeitigen

Alexis.

Und weiter?

Diokles.

Als die schöne Syrinx sich bei Herannahung dieses Gottes in tausend Schilfröhrlein verwandelte, schnitt er deren so viele ab, als er konnte, und machte kleine Flöten daraus, womit die Nymphen, die Faunen und die Dryaden sich ergötzen.

Alexis.

Besser wär' es, dem Jupiter nachzuahmen, der aus den Stücken des kleinen Pelops wieder einen Pelops machte.

Diokles.

Das ist eine Arbeit für den Philosophen, mein lieber Alexis, und was diese Arbeit so schwer macht, ist die Schulter des kleinen Pelops, welche fehlt; zu einer solchen Ergänzung gehört ein Jupiter. — Aber höre: in der That, ich begreife nicht, was für ein Vorurtheil Dich gegen die göttliche Poesie aufbringt? Weißt Du wohl, daß in den elysäischen Feldern, Thales, Pythagoras, Sokrates und Plato; und Linus, Orpheus, Hesiod und Homer immer beisammen sind, und sich nie verlassen? — Sage mir, ich bitte Dich, (denn Du mußt von Deiner Krankheit geheilt werden): wie viel Ordnungen giebt es in der Baukunst?

Alexis.

Drei.

Diokles.

Du bewunderst ohne Zweifel in der dorischen die Fe-

sikles, dessen Schüler zu seyn Pythagoras für keine Schande hielt, allen Glauben zu versagen? Ich bitte Dich, lieber Alexis, sage, was denkst Du davon?

Alexis.

Ich muß bekennen, daß diese Rede des Priesters, mit Deinen Betrachtungen verknüpft, etwas überraschendes und treffendes für mich hat. Ja, ich glaube ihm gewissermaßen, ohne mich recht darüber erklären zu können. — Ich glaube an sein goldnes Weltalter aus dem Inhalte seiner Rede, wie ich aus einem scharf begrenzten Schatten das Daseyn eines Körpers vermuthe, den ich nicht sehe.

Diokles.

Möchtest Du nicht aus dem Schatten, den Du siehest, auf das Daseyn des Körpers schließen, der ihn zuwege bringt?

Alexis.

Nein, keinesweges; und Du eben so wenig, wenn ich Dich kenne; denn der Schatten, den ich sehe, ist nichts als ein Schein, der ein bloßes Werk der Kunst seyn könnte.

Diokles.

Wenigstens schließest Du doch auf die Wahrscheinlichkeit?

Alexis.

Auch das nicht; sondern auf die Möglichkeit, und das ist alles, was ich thun kann.

Diokles.

Aber, mein Lieber, wenn Du die Geschichte mit

der Prieſter. Und in Wahrheit, wenn wir bedenken, daß der Tod, das Böſe, das Laſter und der Schmerz Dinge wider unſere Natur ſind, und daß wir uns faſt immer einer größern Glückſeligkeit, als die wir genießen, fähig fühlen; wenn wir die vielen Widerſprüche erwägen, die ſo oft in unſern Handlungen, in unſern Gedanken und unſern Neigungen vorkommen; die unbeſtimmten und dunkeln Begriffe, die wir von gewiſſen Sachen haben, von deren Wirklichkeit wir durch die innigſte und vollkommenſte Ueberzeugung gewiß ſind; die ſeltſame Einrichtung unſerer, dem Anſcheine nach, ſo ſehr wider einander laufenden Gottesdienſte; die Natur unſerer meiſten Wiſſenſchaften, die überall Zwiſchenräume, Lücken und Leeres haben, indeß die Geometrie und unſere Sinne *) uns beweiſen, daß wir fähig ſind, die Kettenreihe, den Zuſammenhang der ergänzenden Wahrheiten, die einen Theil der großen Wahrheit ausmachen, zu erkennen und zu fühlen: iſt es denn wohl möglich, mein lieber Alexis, die große Wahrſcheinlichkeit zu läugnen, daß wir einige Sinne, oder vielmehr einige ihnen analoge Leitzeuge der Thätigkeit verloren haben, durch deren Vermittelung gewiſſe Zwiſchenideen und Zwiſchenempfindungen vormals aus unſerm eingeſchränkten Wiſſen ein vollſtändiges Ganzes machten, wovon keine Spuren mehr übrig ſind, als in den mehr oder weniger veränderten Traditionen von unſerm ehemaligen Zuſtande? Iſt es möglich, der Rede des Hyp-

*) S. Sophyle, ou de la Philosophie.

sikles, dessen Schüler zu seyn Pythagoras für keine Schande hielt, allen Glauben zu versagen? Ich bitte Dich, lieber Alexis, sage, was denkst Du davon?

Alexis.

Ich muß bekennen, daß diese Rede des Priesters, mit Deinen Betrachtungen verknüpft, etwas überraschendes und treffendes für mich hat. Ja, ich glaube ihm gewissermaßen, ohne mich recht darüber erklären zu können. — Ich glaube an sein goldnes Weltalter aus dem Inhalte seiner Rede, wie ich aus einem scharf begrenzten Schatten das Daseyn eines Körpers vermuthe, den ich nicht sehe.

Diokles.

Möchtest Du nicht aus dem Schatten, den Du siehest, auf das Daseyn des Körpers schließen, der ihn zuwege bringt?

Alexis.

Nein, keinesweges; und Du eben so wenig, wenn ich Dich kenne; denn der Schatten, den ich sehe, ist nichts als ein Schein, der ein bloßes Werk der Kunst seyn könnte.

Diokles.

Wenigstens schließest Du doch auf die Wahrscheinlichkeit?

Alexis.

Auch das nicht; sondern auf die Möglichkeit, und das ist alles, was ich thun kann.

Diokles.

Aber, mein Lieber, wenn Du die Geschichte mit

Alexis.

Und weiter?

Diokles.

Als die schöne Syrinx sich bei Herannahung dieses Gottes in tausend Schilfröhrlein verwandelte, schnitt er deren so viele ab, als er konnte, und machte kleine Flöten daraus, womit die Nymphen, die Faunen und die Dryaden sich ergötzen.

Alexis.

Besser wär' es, dem Jupiter nachzuahmen, der aus den Stücken des kleinen Pelops wieder einen Pelops machte.

Diokles.

Das ist eine Arbeit für den Philosophen, mein lieber Alexis, und was diese Arbeit so schwer macht, ist die Schulter des kleinen Pelops, welche fehlt; zu einer solchen Ergänzung gehört ein Jupiter. — Aber höre: in der That, ich begreife nicht, was für ein Vorurtheil Dich gegen die göttliche Poesie aufbringt? Weißt Du wohl, daß in den elysäischen Feldern, Thales, Pythagoras, Sokrates und Plato; und Linus, Orpheus, Hesiod und Homer immer beisammen sind, und sich nie verlassen? — Sage mir, ich bitte Dich, (denn Du mußt von Deiner Krankheit geheilt werden): wie viel Ordnungen giebt es in der Baukunst?

Alexis.

Drei.

Diokles.

Du bewunderst ohne Zweifel in der dorischen die Fe-

ſtigkeit, in der joniſchen die Präciſion und Eleganz, und in der corinthiſchen den Reichthum und die Schönheit?

Alexis.

Zuverläſſig.

Diokles.

Trägt die letztere die Laſt eines Gebäudes weniger, als die doriſche?

Alexis.

Nicht, daß ich wüßte.

Diokles.

Iſt ſie weniger elegant und präcis, als die joniſche?

Alexis.

Nein, gewiß nicht.

Diokles.

Hat ſie nicht die Feſtigkeit der erſten, die Eleganz der zweiten, und thut ſie nicht zu beiden noch den Reichthum und die Schönheit hinzu?

Alexis.

Ohne Widerrede.

Diokles.

Weißt Du die drei Ordnungen, worauf das große weite Gebäude aller unſerer Kenntniſſe ruht?

Alexis.

Aufrichtig, ich weiß ſie nicht.

Diokles.

Sollte nicht Geſchichte, welche die Thatſachen erzählt, die erſte ſeyn? Die zweite: Philoſophie, welche die Thatſachen auseinander ſetzt, Ordnung und Zierde

hineinbringt? — Und die dritte, nach Deiner Meinung?

Alexis.

Du meinst: Poesie.

Diokles.

Ja; sie schmückt und bereichert die beiden andern, wenn Du meine Vergleichung richtig genug findest.

Alexis.

Sie scheint mir richtig genug; dieß ist aber eine ganz besondere Art, Begriffe zu verknüpfen.

Diokles.

Warum? — Hast Du eine andere, selbst in der Geometrie? — Auf der Insel Lemnos sieht man, bis in Macedonien hinein, den Berg Athos. Wenn Du im Sande ein kleines Dreieck beschreibst, und es mit einem andern, das ihm ähnlich ist, vergleichst, so weißt Du die Entfernung oder die Höhe des Berges. Ist das nicht die nämliche Art zu schließen? — Deine Vergleichung der Wahrheit mit der ganz nackten Liebesgöttin war nicht richtig; daher Dein Irrthum. Die schöne Venus liebt Wohlanständigkeit. Frage den Homer, der sie kannte. Sie ließ sich von den Huldgöttinnen schmücken, und ihr Gürtel benahm ihr nichts von ihrer Macht. Besorge nicht, daß die Poesie etwas an Deiner Wahrheit verderbe.

Uebrigens wird die Poesie nicht ohne Ursache die Sprache der Götter genannt; wenigstens ist sie die Sprache, welche die Götter jedem erhabenen Genie,

das Umgang mit ihnen hat, eingeben, und ohne dieſe Sprache würden wir ſchlechte Fortſchritte in unſeren Wiſſenſchaften machen. Ob es gleich unſchicklich iſt, die Poeſie mit andern Waffen, als der Gewalt ihrer Schönheit, zu vertheidigen; ſo will ich doch die Philoſophie zu Hülfe nehmen, die ihr zu viel ſchuldig iſt, als daß ſie ihre Freundin der Wuth ihrer hartherzigen Feinde überlaſſen ſollte.

Alexis.

Du wirſt warm.

Diokles.

Ein wenig; weil es nöthig iſt. Sage mir aber: hat nicht jede Idee, jede Empfindung, irgend eine Wahrheit zum erſten Grunde? Hat ſie nicht ein wahres Urbild, deſſen treue, mehr oder minder ſtarke, lebendige oder deutliche Abbildung ſie iſt?

Alexis.

Sicherlich.

Diokles.

Iſt nicht in jeder Wiſſenſchaft eine neue Wahrheit, die gefunden wird, das Reſultat der Zuſammenſetzung mehrerer einander näher gebrachter Ideen?

Alexis.

Ja.

Diokles.

Giebt es in der Geometrie Wahrheiten, welche die großen Meiſter vor dem Beweiſe erkannten? Giebt es in der Rhetorik, in der Poeſie, Wahrheiten, Schönheiten, erhabene Züge, die gefühlt und ſelbſt

ausgedrückt wurden, ehe sie der Verstand näher erwogen und theilweise geprüft hatte?

Alexis.

Das seh' ich ein.

Diokles.

Wer setzt diese Ideen, woraus dergleichen gefühlte Wahrheiten oder Schönheiten entspringen, oder die sie ausmachen, zusammen?

Alexis.

Wirklich, ich weiß es nicht.

Diokles.

Diese Zusammensetzung muß geschehen, entweder durch das Ohngefähr, oder durch die eigne Natur dieser Ideen, oder durch irgend ein wirksames Wesen, das sie zu lenken und zu leiten weiß. — Geschieht es vielleicht durch das Ohngefähr?

Alexis.

Ganz gewiß nicht; denn sonst würde sich dieß eben so oft in dem Kopfe eines Narren, als eines Weisen zutragen. Auch würde Plato nicht so oft Plato seyn.

Diokles.

Soll es denn durch die eigene Natur dieser Ideen geschehen?

Alexis.

Das kann nicht seyn; denn zwischen Ideen, in so fern sie Ideen sind, kann es so wenig wirksame Beziehungen geben, als es dergleichen zwischen Schatten, in so fern sie Schatten sind, geben kann.

Diokles.

Es bleibt uns also nichts zur Ursache übrig, als ein wirksames Wesen, welches lenkt und leitet; und das wir untersuchen müssen. — Aber sage mir erst: finden sich zwischen den wirklichen Dingen, wovon die Ideen die Ideen, oder treuen Abdrücke sind, dieselbigen Beziehungen, wie zwischen diesen Ideen?

Alexis.

Ja, allerdings.

Diokles.

Also: das Zusammengesetzte von Ideen stellt das, was in der That aus einer ähnlichen Zusammensetzung der Dinge selbst entstehen würde, mit derselbigen Wahrheit vor, womit jede Idee jede Sache einzeln und besonders vorstellt?

Alexis.

Das ist gewiß.

Diokles.

Wenn also diese ideale Zusammensetzung Schönheit darstellt, so muß die wirkliche Zusammensetzung, wenn sie da ist, es gleichfalls thun?

Alexis.

Ja.

Diokles.

Folglich ist wenigstens das, was der Poesie zum Grunde liegt, Wahrheit.

Alexis.

Wahrheit oder Möglichkeit.

aus der Anstrengung eines großen Genies, oder durch einen göttlichen Hauch entstehen, bei allen Künsten und Wissenschaften den Vorsitz hat; und der erhabenen Wahrheit nicht allein das ist, was die Grazien dem Liebesgotte sind; sondern was Aurora der Bildsäule des Memnon ist, wenn sie dieser Licht und Sprache giebt.

Alexis.

Mein lieber Diokles, ich fühle zum Theil die Bündigkeit Deiner Schlüsse; willst Du aber, daß ich Deine Idee ganz fassen soll, welches ich sehr wünsche, so sey so gut und widerhole mir das gesagte noch einmal, auf die einfachste Weise, und wie es sich am leichtesten begreifen läßt.

Diokles.

Dir zu Gefallen will ich es versuchen. Da ich aber die Sache nicht einfacher zu nehmen weiß, so kann ich Dich nur an das, was ich bereits gesagt habe, gewisser Maßen erinnern.

Die Einsicht einer neuen Wahrheit; die Wahrnehmung neuer Beziehungen zwischen den Dingen; das Gefühl des Schönen und Erhabenen in jeder Art: entspringen sie aus einer blos isolirten einzelnen Idee, oder wird die Zusammensetznng oder der Zusammenfluß von mehreren dazu erfordert?

Alexis.

Es wird durchaus der Zusammenfluß von mehreren erfordert.

alle Anſtrengung ergiebt, und wir, ohne die geringſte Geſchäftigkeit von unſerer Seite, das Wahre, das Schöne und Erhabene, ſelbſt das Zukünftige ſehen: glaubſt Du nicht, daß alsdann eine Gottheit die Hand im Spiele hat, und daß wir dieſes nicht mit Unrecht eine Eingebung nennen?

Alexis.

Jetzt glaube ich Deine Idee zu faſſen. Urtheile Du ſelbſt, ob ich mich betrüge. Ich begreife nun erſt, was Poeſie eigentlich iſt. Es leuchtet mir ein, daß die tiefſinnigſten Schlüſſe, der bedächtlichſte und überlegteſte Gang des Verſtandes uns wenig neue Wahrheiten liefern könnten, wenn nicht durch dieſen Enthuſiasmus, der die Ideen einander nähert, die Seele unterſtützt, geleitet oder getrieben würde. Ich erkenne, daß gerade dieſe Annäherung dem Verſtande die Gelegenheiten verſchafft, jene ſchnelle Faſſungsgabe anzuwenden, die man Gefühl in einem höheren Sinne nennt. Ich ſehe ein, daß unſere gänzliche Unwiſſenheit in Abſicht der Natur dieſes wirkſamen Enthuſiasmus, der uns öfter wie vermiſcht mit der Geſchäftigkeit einer uns nicht eigenthümlichen Kraft erſcheint, Deine Meinung rechtfertigt, daß der Menſch hier nicht alles ſey, was die Natur eines vollſtändigen Weſens erfordert, und daß folglich das menſchliche Geſchlecht in einer vorhergegangenen Revolution entweder ein Organ (welches minder wahrſcheinlich iſt), oder ein Leitzeug der Empfindung wohl verloren haben möchte. Denn mir däucht, ein vollſtändiges Weſen, es mag ſo eingeſchränkt als

man will, gedacht werden, oder so weit aussehend auf entfernte Vollkommenheiten, die es zu erreichen fähig wäre, müßte von seinem Zustande und von seinen Beziehungen eine richtigere und mehr bestimmte Erkenntniß haben. Ich gestehe Dir, die Erzählung des Hypsikles hat nicht allein für mich nichts anstößiges mehr, sondern sie kommt mir auch höchst wahrscheinlich vor.

Ist es wahr, wie Du sagst, und ich es erkenne, daß die Philosophie der Poesie viel zu verdanken hat, so ist es auch nicht weniger wahr, mein lieber Diokles, daß sie unter Deiner Anführung nicht undankbar ist. Ich verspreche Dir, und das aus einer besondern Ursache, daß dieser Enthusiasmus, diese sonderbare Annäherung von Ideen, diese fruchtbare Quelle der wahren Poesie, von nun an der angelegentlichste Gegenstand meines Studiums und meiner Nachforschung seyn soll, unterdessen aber bitte ich Dich, ehe wir auseinander gehen, mich zu belehren, ob das goldne Weltalter, welches eigentlich der Inhalt unserer Unterredung war, ein Gegenstand sey, der vor die Philosophie gehört; oder ob wir alle Kenntniß desselben allein der Geschichte und der Poesie zu verdanken haben?

Diokles.

Mein lieber Alexis, alles ist ein Gegenstand der Philosophie. Was Du aber sagen willst, scheint mir auf die Frage hinauszulaufen: ob sich, ohne Rücksicht auf Ueberlieferungen und göttliche Eingebungen, Beweise für ein goldnes Weltalter, oder eine reichere und erhabenere Existenz, als die wir genießen, finden wür-

den; immer verſteht ſich, die Natur des Menſchen, wie wir ſie kennen, allein zum Grunde gelegt. Iſt das nicht der Sinn Deiner Frage?

Alexis.

Gerade das.

Diokles.

Sieh, das war von Anfang an der Weg, den ich einſchlagen wollte, und ich hätte Dir die Ueberlieferung des Hypſikles nicht angeführt, noch Dich auf die Poeſie und ihren Werth aufmerkſam gemacht, wenn mein Eingang Dich mehr angezogen hätte.

Alexis.

Ich beſchwöre Dich, komm auf Deine Spur wieder zurück. Ich werde nichts dabei verlieren, daß ich einen Weg doppelt mache, der ſo äußerſt anziehend für mich iſt, vornämlich in der Lage, worin ich mich befinde.

Diokles.

Das goldne Weltalter iſt ein figürlicher Ausdruck, worunter Du ohne Zweifel mit mir den Zuſtand eines jeden Weſens verſtehen wirſt, welches die ganze Glückſeligkeit genießt, wozu ſeine Natur und ſeine wirkliche Art zu ſeyn es fähig machen?

Alexis.

Sicherlich.

Diokles.

Wir haben geſehen, daß beides, Thier und Menſch, durch die Kraft ihres Inſtinkts, oder ihres Grundtriebes der Vervollkommnung, dazu gelangen müſſen;

und in einem geringern oder höhern Grade, nachdem dieſer Grundtrieb mehr oder weniger innerlichen Nachdruck hat. Was wir über ſeine Natur ausgemacht haben, iſt Dir doch noch gegenwärtig?

Alexis.

Vollkommen.

Diokles.

Als das Thier bis auf denſelben Punkt, wo wir es jetzt noch ſehen, gekommen war, blieb es da ſtehen und war glücklich; denn es hatte von einer Glückſeligkeit über das, was es genoß, hinaus, weder durch Natur noch Kunſtſinn einen Begriff: und daraus folgt, daß ſein Verbeſſerungstrieb beſtimmte Schranken hatte.

Wäre der Menſch, der durch ähnliche Mittel, vielleicht etwas ſpäter, eben dahin kam, daſelbſt auch ſtehen geblieben, wie würdeſt Du daraus auf ſeine Beſtimmung geſchloſſen haben, mein lieber Alexis?

Alexis.

Ich würde geſchloſſen haben, daß ſeine Beſtimmung vollkommen dieſelbe ſey, wie die Beſtimmung des Thieres, welches geboren wird, wächſt, und ſtirbt.

Diokles.

Dein Schluß würde ſehr richtig ſeyn. — Müſſen aber bei einem jeden Weſen nicht alle mögliche beſtimmte Triebe mit ſeinen Bedürfniſſen im Ebenmaße ſtehen; oder mit der Menge und Eigenſchaft der Dinge, die es zu genießen fähig, und wovon es einen Begriff ſich zu machen im Stande iſt?

In allen Buchhandlungen ſind zu haben:

Friedrich Heinrich Jacobi's auserleſener Briefwechſel. In 2 Bänden. Erſter Band. gr. 8. Leipzig, bei Gerhard Fleiſcher. 1825. Preis 3 Thlr.

Ernſt Wagner, Wilibalds Anſichten des Lebens. Ein Roman in vier Abtheilungen. Zwei Bände. Dritte Auflage. 8. Ebendaſelbſt. 1822. Preis 3 Thlr.

Ernſt Wagner, Reiſen aus der Fremde in die Heimath. Erſter Theil. Mit dem Portrait des Verfaſſers. 8. Ebendaſelbſt. 1818. Preis 3 Thlr.

Alexis.

Ja.

Diokles.

Alſo würdeſt Du, wenn die Triebe irgend eines Weſens gegeben wären, daraus mit Sicherheit die Arten des Genuſſes folgern, deren ſeine Natur fähig iſt?

Alexis.

Ganz gewiß.

Diokles.

Gingen ſeine Triebe ins Weite, und hätten keine eingeſchränkte Anweiſung, ſo würdeſt Du ohne Zweifel daraus ſchließen, daß dieſes Weſen eines Genuſſes über das hinaus, wovon es in ſeinem gegenwärtigen Zuſtande ſich einen Begriff machen kann, fähig ſey.

Wenn Du nun über die Hoffnung, die dem Menſchen angeboren ſcheint, nachdenkſt; nicht über jene alltägliche Hoffnung, die nur nach einem beſſern, in Vergleichung mit dem gegenwärtigen Zuſtande, hinſieht, ſondern über eine ſolche Hoffnung, welche das abſolute, obgleich unbeſtimmte Beſſere, zum ſtandhaften Ziele hat, ſo wirſt Du überzeugt werden, daß der Sehnſucht des Menſchen, ſeinem Inſtinkte, ſeinem Verbeſſerungstriebe etwas Unausgemachtes zum Grunde liegt, welches über alles, was ſich in unſerm gegenwärtigen Zuſtande erreichen läßt, hinaus will: folglich der Menſch mit einem andern Zuſtande in nothwendiger Verknüpfung ſtehen muß.

Alexis.

Wird er zu dieſem Zuſtande gelangen?

Diokles.

Lieber, wenn Du einen kleinen Vogel ſiehſt, der eben aus ſeinem Ei gekrochen iſt, und ich zeige Dir ſeine Flügel, indem ich Dir ſage, daß Fliegen ſeine Natur ſey: wirſt Du beſorgen, daß es nicht mit ihm zum Fliegen kommen werde?

Alexis.

Nein, er wird ganz gewiß einmal fliegen.

Diokles.

Wenn ich Dir einen kleinen Fiſch zeige, der durch einen Zufall auf dem Ufer zur Welt kam, und ich Dir aus allen ſeinen Theilen beweiſe, daß er nicht lange in der Luft leben kann, ſondern daß ſeine Natur erfordert, im Waſſer zu ſeyn: ſollteſt Du dann nicht glauben, er werde mit der erſten Fluth zum Schwimmen kommen?

Alexis.

Ganz gewiß wird er ſchwimmen.

Diokles.

Und wenn ich Dir den Menſchen zeige, deſſen Natur Begierden in ihm erweckt, die mit dem wenigen, was dieſe Erde ihm, als einem Thiere gewähren kann, außer allem Verhältniſſe ſind: wirſt Du glauben, dieſe Erde ſey das ſeiner Natur angemeſſene Element?

Alexis.

So wäre in dieſer Welt nur das Thier glücklich!

Diokles.

Nichts kann wahrer ſeyn, mein Lieber, und der Menſch ahmt hier bloß jenem Fiſche nach, der ſeine

Floßfedern bewegt, ſpringt, ſchlägt, ſich windet und dreht, und der ſeines Daſeyns nur in den Wellen froh werden kann, wovon er auf meiner Hand gewiß eine ſehr unvollkommene dunkle Ahndung hat.

Aber laß uns dahin zurückkehren, wo Menſch und Thier auf demſelben Punkte waren, und auch jener nur an ſeinem Erdenglücke genug hatte. Dieſer Zuſtand mußte für ihn von kurzer Dauer ſeyn; denn ſein unbeſtimmter und grenzenloſer Trieb brachte ihn bald dazu, dieſes Glück zu verachten. Er ſtrebte weiter, und da dunkele und unbeſtimmte Triebe, welchen angemeſſene Gegenſtände zu ihrer Befriedigung mangelten, ihm zur Qual wurden, ſuchte er, wiewohl umſonſt, dieſe Gegenſtände in der ihn umgebenden endlichen und beſtimmten Welt. Daher die natürliche Unerſättlichkeit ſeiner Begierden. Denn ſobald der Genuß ihn das Unzulängliche dieſer Gegenſtände, und die nothwendigen Schranken ihrer Natur gewahr werden ließ, ging er weiter, von der eiteln und thörichten Hoffnung geleitet, in der Menge dieſer endlichen und beſtimmten Gegenſtände, jenes Unendliche, dem ihn bewegenden großen unbeſtimmten Triebe Analoge, zu finden. So lange die Fortſchritte ſeiner Erkenntniß nur auf eine gewiſſe Vollkommenheit in der Mechanik und dem Ackerbau gerichtet waren, erreichte der Menſch ſeinen Zweck, und war als Thier vollkommen. Sobald er aber den Himmel maß, die Meere beſchiffte, und, um ſeine Geſtalt zu ſchmükken, ſeine Brüder zu vertilgen, oder Zeichen ſeines vermeinten Eigenthums zu prägen, die Metalle aus

dem Schooße der Erde grub; ſobald er Staaten bildete, Geſetze ordnete, und, um das Maß des Lächerlichen voll zu machen, es ſich einfallen ließ, daß ein Einziger der Eigenthumsherr von einer Million ſeines Gleichen ſeyn könnte; ſobald dieſes erſtaunliche Weſen, das nur ſeit ſeinem Fall ein Amphibium, im Grunde aber ein Weſen von einer homogenen Exiſtenz war, ſich zu gleicher Zeit an den beiden äußerſten Enden ſeiner Natur halten wollte, wovon ihm die Verkettung und der Zuſammenhang, durch den Verluſt einiger Wahrnehmungsmittel, entgangen war: ſo mußten natürlich alle jene Thorheiten, Gräuel und Unordnungen, jene Ungereimtheiten und Widerſprüche, die dem Heſiod ſo ſehr bei Dir geſchadet haben, ſich hervorzuthun; aber zu gleicher Zeit dem Menſchen auf das vollkommenſte den Adel und die Unveränderlichkeit ſeiner Natur beweiſen, und daß ſeine Ausartung nur in einer zufälligen Erſcheinung beſtehe.

Alexis.

Mein lieber Diokles, ich glaube zwar, was Du mir eben geſagt haſt, meiſtentheils zu verſtehen; aber ich bitte, laß Dich einige Worte mehr über einen ſo anziehenden Gegenſtand nicht verdrießen. Du kennſt mich. Ich gehe nicht eher von der Stelle, bis ich zu deutlichen Begriffen gelangt bin.

Diokles.

Du begreifſt, Alexis, obgleich die Philoſophie ſolche abſtrakte Materien mit derſelbigen Leichtigkeit und Genauigkeit, wie die einfachſten Gegenſtände der Geome-

trie behandelt, daß man im Ausdrucke der Ideen nicht dieſelbige Leichtigkeit findet; weil es uns oft, wenn wir Ideen, die etwas entfernt von einander, und dem Anſcheine nach widerſinnig ſind, zuſammen paaren wollen, an Worten fehlt. Aber in ſolchen Fällen muß der Zuhörer ſich zu helfen wiſſen, und ſich mehr nach dem Gedankengange des Redenden, als nach den Worten, die er ausſpricht, richten. Alsdenn überſetzen ſich die Worte in dem Kopfe des Zuhörers von ſelbſt, und er verwechſelt ſie gegen Zeichen, die ihm geläufiger ſind. Indeß will ich ſuchen, in dem wenigen, was ich Dir noch zu ſagen habe, ſo klar wie möglich zu ſeyn.

In dem goldnen Weltalter des Heſiod und des Hypſikles war der Menſch durchaus vollkommen, ſo weit die Natur ſeines Weſens es zuließ; und ob er gleich als ein ewiges Weſen erſchaffen war, ſo war doch die Natur ſeiner Entwickelungen und ſeines Genuſſes ſucceſſiv. Aber die Bewegung dieſer Succeſſion von dem erſten Augenblicke ſeiner Entſtehung an bis in die Ewigkeit, nahm gleichförmig zu, und der Tod ſchien ihm weiter nichts, als eine von den fortſchreitenden und gewöhnlichen Entwickelungen ſeines Weſens. Nach der großen Kataſtrophe der Erdkugel, wo der Menſch wahrſcheinlich gewiſſe Empfindungen verloren hat, nahm der Tod für ihn eine andere Geſtalt an. Dieſer wurde nun von ſo vielen ungewöhnlichen und unangenehmen Umſtänden begleitet, daß er mit keiner andern Entwickelung etwas gemein zu haben ſchien. Er zerſchnitt dem Anſehen nach das Daſeyn des Menſchen in zwei Theile,

davon eins das gegenwärtige Leben war, und das andere eine dunkle, zweifelhafte, und höchstens nur mögliche Fortdauer. In der Folge kam der Mensch, durch den seiner Natur anklebenden Verbesserungstrieb, zu jenem goldenen, oder vielmehr silbernen Weltalter, wovon wir geredet haben, dessen Ziel nur eine thierische Vollkommenheit seyn konnte; und erst nachdem er über diese Vollkommenheit hinausgegangen war, wurde der Mensch ein unglückliches Wesen auf der Erde, bis der Weise durch eine aufgeklärte Philosophie ihn lehrte, aufs neue das Gegenwärtige mit dem Zukünftigen zu verbinden, und die Homogenität seines ewigen Daseyns zu erkennen.

Zwei goldne Alter von sehr verschiedener Beschaffenheit! Und wenn wir dem natürlichen Gange der Fähigkeiten des Menschen in diesem Leben sorgfältig nachspüren, so werden wir ein drittes Alter durchschimmern sehen, das von den vorhergehenden nicht weniger verschieden seyn wird. Dieses Alter wird eintreten, mein Lieber, wenn die Wissenschaften des Menschen so hoch gestiegen seyn werden, als es bei seinen jetzigen Organen möglich ist; wenn er an den Seiten des Universums, welche seiner Untersuchung offen liegen, die Grenzen seiner Einsicht wird deutlich wahrgenommen haben; wenn er das ungereimte Mißverhältniß zwischen seinen Wünschen, und dem, was er auf Erden genießen kann, einsehen, und durch die seltsamen Folgen, die daher entstehen, gewitzigt, umkehren, und ein heilsames und richtiges Gleichgewicht zwischen seinen Be-

gierden und den Gegenſtänden, die im vorhandenen Kreiſe ſeiner Thätigkeit liegen, zu Stande gebracht haben wird; wenn er endlich mit allen Einſichten, deren ſeine Natur hienieden fähig iſt, bereichert, die glückliche Einfalt ſeines erſten Zuſtandes damit vereinigen, und ausſchmücken wird.

Was das goldne Alter des Menſchen nach dieſem Leben angeht, ſo wird ſein Genuß dort reiner, inniger, zuſammenhängender ſeyn; alle ſeine Kenntniſſe werden in Eins zuſammenfließen, wie in dem Brennpunkte eines Kryſtalls die Farben der Iris zuſammen ſchmelzen, und mit einander nur ein reines Licht hervorbringen: ein vollkommenes Bild des hochglänzenden Geſtirns, das ſie in ſeinem Schooße trug.

Dieß, mein lieber Alexis, iſt alles, ſo weit ich urtheilen kann, was die Philoſophie uns über die Alter der Vollkommenheit, worauf die menſchliche Natur Anſpruch zu machen hat, ſagen kann.

Um von dem letztern Alter mehr zu erfahren, muß man zu den Orakeln der Götter ſeine Zuflucht nehmen; ein göttlicher Hauch muß unſere Ideen einander ſo nahe bringen, daß wir alle ihre Beziehungen überſehen können.

Alexis.

— Diokles, Du biſt nicht im Stande, alle das Gute zu ahnden, was Du mir gethan haſt, und auf welche Art!

Diokles.

Nein, wirklich nicht.

Alexis.

Ich trage mich ſeit einiger Zeit mit einem wichtigen Vorhaben, das auf mein ganzes Leben Einfluß haben muß. Oft kam mir der Gedanke, mich nach Dodona und nach Delphi zu begeben, um den Rath der Götter darüber einzuholen. Zweifel an dem Werth und an der Möglichkeit der Orakel hielten mich bisher zurück. Du haſt mich von dieſen Zweifeln befreit, und ich bin nun entſchloſſen, mich an die Götter zu wenden, durchdrungen von einer Ehrfurcht, die ich vorher nie gekannt habe, welches mir diejenige Faſſung zu ſeyn ſcheint, mit der man es wagen darf, ihre Tempel zu betreten, und auf ihre Gunſt zu hoffen.

Diokles.

Das iſt mir ſehr angenehm, mein lieber Alexis, und um ſo mehr, da die Gottheit Dir Deine Reiſen erlaſſen wird; denn eine ſolche Gemüthsfaſſung, mein Freund, iſt hinreichend, ſie auf dieſen Hügel herabzubringen, und in Dich ſelbſt, wo ſie vollkommen verſtändliche Orakel geben wird, ohne daß Du nöthig hätteſt, die geſchäftige Weisheit der Prieſter zu Hülfe zu nehmen, um ſie Dir zu erklären.

Alexis.

— Beſter Freund!

Diokles.

— Nun, was willſt Du?

Alexis.

Geh zu Aristäus, und laß mich hier; denn ich fühle, daß ich Dodona und Delphi in dieser Einsamkeit finden werde, und das ist Dein Werk.

Diokles.

Wenn das ist, mein Lieber, so sind wir schuldig, gleich mit dem morgenden Tage der Liebe ein Opfer zu bringen.

Anmerkungen.

Seite 490. Siehe an den milzſüchtigen Athenienſer.

Dieſer Athenienſer iſt Thraſillus. Als ſein Bruder Kriton von Sicilien zurückkam, übergab er ihn den Händen eines geſchickten Arztes, der ihn geſund machte. Thraſillus ſtellte ſich öfter die Glückſeligkeit wieder vor, die er in ſeiner Krankheit genoſſen hatte, und vergab es ſeinem Bruder niemals, daß er ihn hatte geſund machen laſſen.

Seite 490. Umſonſt ſagt der Dichter ꝛc.

Κρῆτες ἀεὶ ψεῦσται· καὶ γὰρ τάφον, ὦ ἄνα, σεῖο
Κρῆτες ἐτεκτήναντο· σὺ δ' οὐ θάνες, ἐσσὶ γὰρ αἰεί.

Dieſe Verſe finden ſich beim Kallimachus, einem Dichter, der vornämlich unter dem Ptolomäus Philadelphus berühmt geweſen iſt, und folglich in eine etwas ſpätere Zeit zu gehören ſcheint, als Diokles und Alexis. Es giebt dergleichen Schwierigkeiten, bei denen die Kritik oft Mühe hat ſich herauszufinden. Doch ſind dieſe Verſe wahrſcheinlich lange vor dem Kallimachus da geweſen, weil man zuverläſſig weiß, daß der Anfang des erſten Verſes: *κρῆτες ἀεὶ ψεῦσται*, die Kreter ſind

immerdar Lügner, von der Medea herrührt, welche dieſe Worte ausſprach, da Idomeneus urtheilte, ſie ſey nicht ſo ſchön als die Thetis. Ob ſie das übrige bei dieſer Gelegenheit hinzufügte, wird ſo bald noch nicht ausgemacht werden können.

Uebrigens ſagt auch Lukan im 8ten Buche ſeiner Pharsalia:

Tam mendax Magni tumulo, quam Creta Tonantis.

Seite 491. Umſonſt ſagt der Kenner des Alterthums ꝛc.

Der H. Chryſoſtomus über den Brief des Paulus an den Titus, führt die Grabſchrift auf folgende Weiſe an: Ἐνταῦθα κεῖται Ζάν, ὃν Διὰ κικλήσκουσιν. Hier liegt Zan, den ſie Jupiter nennen. Der H. Cyrillus wider den Julian, eignet dieſe Grabſchrift dem Pythagoras zu. Lactantius 1 B 2 Kap. führt ſie auf folgende Weiſe an: ὁ Ζεὺς τοῦ Κρόνου, Jupiter, Sohn des Saturns. Noch anders wird ſie von Cedrenus angeführt: Ἐνθάδε κεῖται θανὼν Πῖκος ὁ καὶ ξεῦς. Hier iſt begraben nach ſeinem Tode Pikus, den man auch Jupiter nennt. Man ſehe ferner den Sedulius, den H. Hieronymus, den Origenes wider den Celſus, den Epiphanius, Philoſtrat, Cicero, Diodor von Sicilien, Lucian, und verſchiedene andere. Uebrigens erhellt es nicht allein aus dem Theophilus, Minutius Felix, und H. Cyprian, daß dieſes Grab noch zu ihrer Zeit zu ſehen war: ſondern Pſellus, der unter dem Conſtantin Ducas lebte,

vor ungefähr 700 Jahren, berichtet, daß man damals noch ein Wahrzeichen an der Stelle dieſes berühmten Grabes gewieſen habe. Der Scholiaſt über des Kallimachus Hymnus an den Jupiter, erklärt endlich dieſe Stelle beſſer, indem er uns folgende Grabſchrift giebt: *Τοῦ Μίνωος τοῦ Διὸς τάφος*, das Grab des Minos, eines Sohnes des Jupiter. Als die Zeit die zwei erſten Worte: *Τοῦ Μίνωος*, ausgelöſcht hatte, ſo blieb nur übrig: das Grab des Jupiter, und das kommt ganz genau mit unſerm Autor überein.

Ich weiß, daß Ptolomäus Hephäſtion, ein angeſehener Schriftſteller, anders von dieſem Grabe ſpricht, und es für das Grab des Olympus von Kreta ausgiebt, welcher den Jupiter aus den Händen des Saturns rettete, deſſelben Lehrer wurde, und ihn in der Religion unterrichtete; den aber Jupiter mit ſeinem Blitz erſchlug, bloß weil er hatte vermuthen dürfen, daß die Rieſen die unſterblichen Götter bekriegen könnten.

Als Jupiter ſeinen Wohlthäter und Lehrer todt vor ſich ausgeſtreckt liegen ſah, that es ihm leid, und weil er die Folgen ſeiner Hitze auf keine andre Weiſe gut machen konnte, verwandelte er den Namen Olympus, den man auf das Grab geſetzt hatte, in den Namen Jupiter. Eine übertriebene Schmeichelei, welche die Wahrſcheinlichkeit der Sache vermindert.

Seite 501. Dieſer Archytas ꝛc.

Archytas von Tarent, ein Pythagoräiſcher Philoſoph, der ungefähr hundert Jahre nach dem Pythago-

ras gelebt hat, iſt einer der größten Menſchen auf der Welt geweſen. Als Geometer hat er die Duplication des Kubus erfunden. Von ihm wurde zuerſt die Geometrie auf die Mathematik angewandt, und zu der wahren Phyſik der Grund gelegt. Unter den von ihm erfundenen Maſchinen wird am meiſten von den Alten eine Taube gerühmt, die ſehr gut flog, aber nicht die Kraft hatte, ſich den erſten Schwung von der Erde in die Höhe zu geben.

Es war zu Tarent bei Todesſtrafe verboten, zweimal das Haupt der Republick und des Heeres zu ſeyn. Archytas wurde von ſeinen Mitbürgern ſiebenmal gezwungen, das Haupt und der oberſte Befehlshaber der Tarentiner und der verbündeten Griechen in Italien zu werden. Er hat in keine Schlacht und in kein Gefecht ſich eingelaſſen, ohne einen vollkommenen Sieg davon zu tragen. Ein einzigesmal legte er, ſeinen Neidern zu Gefallen, die Oberbefehlshaberſtelle nieder; und die ganze Armee der Tarentiner und ihrer Verbündeten wurde gefangen genommen.

Er brachte dem Plato den wahren Geſchmack an der Geometrie bei, und unterrichtete ihn in der Philoſophie des Pythagoras. Er entriß ihn der Wuth des Dionyſius.

Wir haben noch Briefe von dieſen zwei großen Männern. Archytas beklagt ſich bitterlich in den ſeinigen, daß ſein Poſten ſo ſchwer auf ihm liege, und ihn hindere, frei zu ſeyn, und ſeiner Liebe zur Philoſophie nachzuhangen. Und hierin allein war er unter dem So-

krates, der ein Mensch auf der Erde seyn wollte, und dessen Philosophie ganz thätig war. Plato widerrieth ihm nachdrücklich abzudanken, und predigte ihm die Liebe des Vaterlandes, als Pflicht eines Philosophen, und vor allen Dingen, daß er seinen Posten behalten sollte, wenn es auch nur aus Furcht irgend eines bösen Nachfolgers wäre.

Es giebt keine Tugend, die dem Archytas nicht zugeschrieben würde. Er war überaus schamhaftig in seinen Handlungen und in seinen Reden, und mochte gelegentlich ein weniger anständiges Wort, das er brauchen mußte, lieber schreiben als aussprechen. Wie gut und natürlich er in seinem Betragen gewesen, erhellet unter andern daraus, daß er sehr oft die Kinder seiner eigenen Sclaven zu unterrichten und mit ihnen zu spielen pflegte.

Wir haben noch einige von seinen Werken und Sprüchen. Er wollte, den Knaben und Mädchen sollte einerlei Erziehung gegeben werden. Er sagte: die Seligkeit bestünde darin, daß man im Glück von der Tugend Gebrauch mache. Seine Definition der Tugend war: sie sey die beste Haltung in den Theilen der Seele, die keine Beziehung auf den Verstand haben.

Horaz spricht von seinem Tode in der 28. Ode, B. I.

Te maris et terrae, numeroque carentis arenae
Mensorem cohibent, Archyta,
Pulveris exigui prope litus parva Matinum
Munera: nec quicquam tibi prodest,
Aërias tentasse domus animoque rotundum
Percurrisse polum, morituro etc. etc.

Seite 503. Dies Mährchen des Hypſikles ſcheint etwas ſonderbar: mich verbinden daher der Eifer und die Pflicht eines Commentators, hier beizubringen, was ich zum Behuf des Syſtems, welches er darin vorträgt, habe auffinden können.

1) Die Tradition der Arkadier, deren er erwähnt, wird von Plutarch, Lucian, und einer Menge anderer Schriftſteller der Alten beſtätigt.

2) Die Sprüchwörter der Aegypter und andrer Völker mehr, welche das hohe Alterthum einer Sache durch den Ausdruck; vor dem Monde, oder: ehe der Mond die Erde beſchien, anzudeuten pflegten, findet man häufig bei den Alten angeführt.

3) Die beinah unter allen Völkern der Welt ausgebreitete Sage von einem goldenen Weltalter, von einem Paradieſe, von einem glücklichen, durch Krankheiten, Kriege, Ueberſchwemmungen oder andere Plagen nicht geſtörten oder verkürzten Leben, iſt bekannt, und es iſt wahr, daß wenn man die Achſe der Erde auf der Fläche ihrer Bahn ſenkrecht geſtellt annimmt, alle Bewegungen der Luft, des Waſſers und der Erde in derſelbigen Richtung und in parallelen Flächen erfolgen, und daraus alle jene Gleichförmigkeiten und Homogenitäten entſpringen müſſen, von denen der gelehrte Prieſter zu Biblos ſpricht.

4) Der erſte Komet, deſſen die Aſtronomen erwähnen, erſchien in dem Zeichen der Fiſche im Jahr 2312

vor der christlichen Zeitrechnung, das ist im Jahr der allgemeinen Fluth. Er durchlief den ganzen Thierkreis in einer Zeit von 29 Tagen. Der berühmte Hevel führt ihn in seiner Kometographie nach des Heinrich Eckstormius Geschichte der Kometen an, und dieser nahm ihn aus des David Herlicii Beschreibung der Kometen von 1607, der ihn von den Morgenländern hat.

Der gelehrte Astronom, Pater Riccioli, in seinem Almagest, und der berühmte Struyk in seiner allgemeinen Erdbeschreibung, schweigen zwar von diesem Kometen, und mehrere große Astronomen haben aus einer so willkührlich angenommenen, so alten, und dem Anschein nach ungereimten Beobachtung nicht viel gemacht; weil sie ihnen in ihren Untersuchungen zur Gründung einer Theorie über diese Sterne von keinem Nutzen seyn konnte.

Gleichwohl, wenn man diese wahren oder falschen Beobachtungen ohne Vorurtheil betrachtet, wird man es viel vernünftiger finden, zu glauben, daß wir sie einer uralten Sage zu verdanken haben, als daß sie zu einer gewissen Absicht erdichtet worden sey: denn diese Absicht würde sich jedem Astronomen verrathen haben; einer Seits, durch die Zeit der Revolution, die einerlei mit der Zeit der scheinbaren Revolution des Mondes ist, und anderer Seits dadurch, daß man diesen Kometen den ganzen Thierkreis durchlaufen läßt, welches wegen der Kleinheit der Kometen, und wegen der ungeheuern Länge der großen Achse ihrer Bahn für

keinen derſelben möglich iſt, ohne daß er durch ſeine Nähe und die Wirkung der Erde auf ihn gezwungen würde, bei uns zu bleiben, wie Hypſikles uns ſolches von dem Monde ſagt. Wenn aber irgend ein Betrüger eine ſolche Abſicht gehabt hätte, woher käme es alsdenn, daß weder er noch ſonſt jemand, ſeit länger als einem Jahrhundert, dieſen Betrug genützet hätte, um dieß Syſtem des Hypſikles auszukramen, in Zeiten, wo man vor unendlich ungereimteren Neuheiten nicht erſchrickt? Nehmen wir jetzt an, daß wir die Kenntniß dieſes Kometen irgend einer alten Sage ſchuldig ſind, ſo braucht ſie nicht ſehr alt zu ſeyn, um in einen Zeitraum zu fallen, wo die Aſtronomen noch außer Stand waren, eine Abſicht, wie diejenige, deren ich gedacht habe, ſich vorzuſetzen; folglich vermehrt die geringe Wahrſcheinlichkeit, daß ſie eine Beobachtung, die mit verſchiedenen Wahrheiten von einer ganz andern Natur zuſammentrifft, und alſo ein ſehr natürliches Ganzes ausmacht, durch Zufall erdichtet haben ſollten, die entgegenſtehende Wahrſcheinlichkeit ganz außerordentlich, daß die Beobachtung im Grunde nicht erdichtet ſey.

5) Wenn wir den Mond durch ein aus zwei der ſtärkſten und vollkommenſten achromatiſchen Perſpektiven zuſammengeſetztes Binocle*) betrachten, und in ihm alsdann einen kalkartigen Körper ſehen, ein Caput

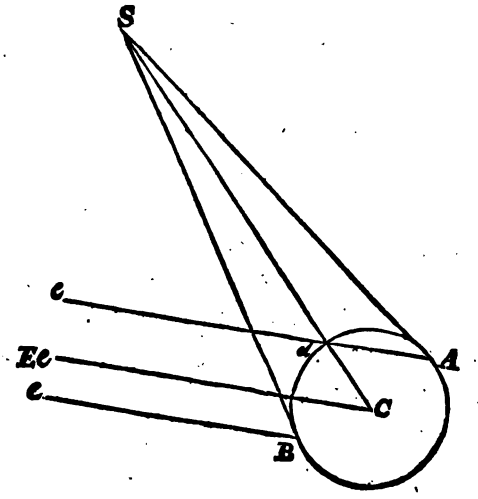
*) Ein beſonderes Sehrohr, durch welches mit beiden Augen zugleich geſehen wird.

mortuum, verglaſet*) an einigen Stellen, und auf deſſen Oberfläche Millionen zerplatzte Bläschen beweiſen, daß dieſer Körper im Fluſſe geweſen ſey, ſo wird es augenſcheinlich, daß der Mond ein Komet war, der in ſeinem Perihelio, weil er der Sonne zu nahe kam, in dieſen Zuſtand iſt gebracht worden, und der hernach beim Fortrücken auf ſeiner Bahn ſo dicht neben der Erde vorbeigegangen iſt, daß er bei ihr hat bleiben, und um ſie her ſeinen Lauf nehmen müſſen. Bedenken wir endlich jenes Wanken des Mondes, vermöge deſſen er uns allezeit beinahe dieſelbe Seite zukehrt; ſo wird es klar, daß ſeine gegen uns gerichtete, und die entgegengeſetzte Halbkugel, nicht von gleicher ſpecifiſcher Schwere ſind, woraus ſein ehemaliger Zuſtand der Flüſſigkeit ſehr wahrſcheinlich wird; ſeine wahre Geſtalt möchte denn wie ein Unſchlittstropfen ſeyn, welches noch mehr beweiſen würde, daß er zuvor im Fluß geweſen ſey.

Uebrigens kommt dem Prieſter des Adonis, was die Aſtronomen und Phyſiker auch einwenden mögen, dieſes noch zu Statten, daß die Drehung um ſich ſelbſt, und der ſenkrechte Stand der Achſe auf der Fläche der Bahn, bei jedem Planeten, der irgend einen Kreis um ſeine Sonne beſchreibt, ein nothwendiger Zuſtand ſey.

---

*) Dieß macht die bei Gelegenheit der Sonnenfinſterniß vom 24. Junius 1778, von den Herren von Ulloa und Deſoteux, in einer großen Entfernung von einander gemachte Beobachtung begreiflich, nach welcher ſie im Monde einen hellen durchſcheinenden Fleck wahrgenommen haben.



Denn wenn der Planet A. B.*) nach dem Mittelpunkt einer Sonne S gezogen wird, ſo werden alle ſeine Theile A, d, B, in ihren Richtungen BS, dS, AS, ebenfalls nach dieſem Mittelpunkt gezogen. Geben wir nun ferner dieſem Planeten, durch irgend einen Antrieb, die Bewegung einer geworfenen Kugel nach der Gegend E, ſo werden alle ſeine Theile, jeder in ſeiner Richtung Be, Ce, Ae, die alle parallel ſind, dieſelbige Bewegung haben. Nun iſt augenſcheinlich, weil der Winkel SBE größer iſt, als der Winkel S Ae, daß der Theil B, in ſeiner Richtung Be, ſeiner Richtung nach S, BS, vielmehr entgegen wirkt, als der Theil A, in ſeiner Richtung Ae, ſeiner Richtung nach S, AS. Folglich

*) S. die Figur.

iſt die Wirkung der anziehenden Kraft nach S, größer in A als in B, und das Gleichgewicht zerſtört. Der Planet A B wird alſo nothwendig eine Drehung um ſich ſelbſt, aus A, durch d, nach B erhalten, und der eine Pol der Achſe dieſer Umdrehung der Punkt C, und der andere Pol, der entgegengeſetzte Punkt ſeyn; das heißt, dieſe Achſe muß auf der Fläche der Bahn durchaus ſenkrecht ſtehen. Da nun dieſer Zuſtand eines Planeten, der durch irgend eine Bahn um ſeine Sonne läuft, aus gegenſeitigen Verhältniſſen zwiſchen ihm und ſeiner Sonne, und aus der Modification ſeiner projectiven oder fortrückenden Bewegung nothwendig fließt, ſo folgt daraus, daß wenn ich an einem Planeten dieſen Zuſtand verändert finde, die Urſache davon in einer fremden Kraft geſucht werden müſſe. Nun ſehe ich, daß die Erdachſe, mit einem Winkel von 66°, 31′, auf der Fläche ihrer Bahn ſich neigt, und muß auf eine Kraft von außen ſchließen, welche dieſe Wirkung hervorbringt. Dieſe Kraft aber, wo anders wäre ſie zu ſuchen, als in demjenigen Körper, welcher unſerer Erde am nächſten, deſſen Wirkung auf alle ihre flüſſigen Theile ſo merklich, und in deſſen Bewegungen noch ſo viel unregelmäßiges iſt: nämlich im Monde?

Man wird ſagen, der Mond ſey vielleicht mit der Erde zugleich gebildet worden. Dieſes halte ich für unmöglich, aus zwei Gründen.

1) Wäre der Mond in demſelben Augenblicke mit der Erde zugleich gebildet worden, ſo hätte er, in was für ein lokales Verhältniß mit der Erde er auch geſetzt

worden wäre, nach allen Geſetzen der Dynamik, nur Ein Ganzes mit ihr ausmachen können; ein einziges Syſtem, welches ſeine Bewegung um die Sonne mit der größten Regelmäßigkeit fortgeſetzt hätte.

2) Konnte der Mond nicht eher die Neigung der Achſe unſerer Erde bewirken, als nachdem dieſe ſchon an den Polen eingedrückt, und am Aequator erhaben war. Dieſe beiden Eigenſchaften konnte ſie aber nur durch die Centrifugalkraft erhalten, welche die Folge ihrer Drehung um ſich ſelbſt iſt. Wurde ſie nun mit dem Monde zugleich gebildet, ſo hatte ſie damals noch keine Drehung um ſich ſelbſt, und keine beſtimmte Achſe, ſie war nicht eingedrückt, ſondern vollkommen ſphäriſch; und ſo hätte irgend eine vollkommene Regelmäßigkeit entſtehen müſſen, welche ſich nicht findet. Die Erde und der Mond ſind alſo nicht zu gleicher Zeit hervorgebracht worden, wenigſtens nicht mit ihren gegenwärtigen Verhältniſſen.

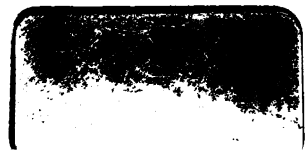
Wir ſehen hier mehrere Sachen von ſehr verſchiedener Natur, die alle zu einem Ziel zuſammen treffen. Wie viel Sachen aber von verſchiedener Natur zuſammen treffen müſſen, um ein Factum außer Zweifel zu ſetzen, dieß iſt ein Problem, welches bis jetzt noch nicht aufgelöſt worden iſt. Die Natur einer homogenen Curve zu beſtimmen, ſind mehr nicht als drei Punkte erforderlich.

Dieß iſt alles, was ich über das Mährchen des Hypſikles zu ſagen weiß. Es iſt die Sache der Naturlehrer, Aſtronomen und Geometer, darüber zu entſchei-

den. Ich für meine Perſon ſchränke mich auf den Wunſch ein, daß die Entdeckung eines anderweitigen Mährchens dieſes guten Prieſters mich bald wieder in den Stand ſetzen möge, mein Handwerk zu treiben.

Seite 536. Und lehrte ihn aufs neue das Gegenwärtige mit dem Zukünftigen zu verbinden.

Dieſe Stelle, und was vorhergeht, ſcheint etwas Licht auf einen Gedanken des Pythagoräers Alkmäon, den Ariſtoteles uns aufbewahrt hat, zu werfen.

„*Τοὺς γὰρ ἀνθρώπους φησὶν Ἀλκμαίων ἀπόλλυσθαι, ὅτι οὐ δύνανται τὴν ἀρχὴν τῷ τέλει προσάψαι· κομψῶς εἰρηκὼς, εἴ τις ὡς τύπῳ φράζοντος αὐτοῦ δέχοιτο, καὶ μὴ διακριβοῦν ἐθέλοι τὸ λεχθέν.*“

„Die Menſchen, ſagt Alkmäon, kommen dadurch um, daß ſie den Anfang mit dem Ende, oder das Princip mit dem Zwecke nicht zuſammen zu bringen wiſſen. Ein ſchöner Gedanke, wenn man ihn nicht im ſtrengen Verſtande, ſondern bildlich nimmt.“